

## Die Schürze, ein Symbol der Weiblichkeit

Von Susanne Goebel

Die Schürze ist ein seit dem 14. Jahrhundert nachweisbares, vermutlich aber viel älteres, Kleidungsstück. Männer und Frauen gleichermaßen trugen dieses praktische textile Zubehör zum Schutz der darunterliegenden Kleidung bei entsprechenden Arbeiten. Vor allem im Handwerk fanden seit dem ausgehenden Mittelalter die verschiedensten Formen und Materialien Verwendung: In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, unter dem Einfluß Spaniens, des damaligen „Trend-Setters“ in der Mode, erfuhr dieses unscheinbare Kleidungsstück einen enormen Bedeutungszuwachs vor allem für den weiblichen Teil der Bevölkerung: Aus kostbaren Stoffen genäht und mit Spitzen und Falbeln geschmückt, trugen nun Bürgersfrauen ihr Modebewußtsein in Form dieser „verfremdeten“, da nun als schmückendes Beiwerk behandelten, Arbeitskleidung zur Schau.



Auch wir machten auf der Suche nach geeigneten Objekten für unsere Schürzenausstellung – diese war vom 10. Dezember 1989 bis 4. Februar 1990 in Albstadt-Tailfingen (Haus der Vereine) zu besichtigen – alsbald die Erfahrung, daß einer Vielzahl von Frauenschürzen, die je nach Anlaß ganz unterschiedlich gestaltet waren, nur eine kleine Anzahl von dezidierten Männer- schürzen gegenüberstand, von denen eine die andere an Einfachheit geradezu übertraf. Die Männer- schürzen waren durchweg funktional geschnitten, entweder als Halb- oder Bündel- schürze, aus einfarbig weißen, grünen und blauen Stoffen.

Die Vielfalt der Frauenschürzen hingegen läßt sich kaum beschreiben: Halbschürzen, Träger- und Latzschürzen, Kittel- und Kleiderschürzen, Dienstmädchen- und Servierschürzen, Haus- und Stallschürzen, Trauer- und Festtagsschürzen, Küchen- und Cocktailschürzen wurden uns in kurzer Zeit aus ihren Verstecken in Kisten und Schränken zugetragen. Nahezu jede dieser Frauenschürzen unterschied sich in Stoff, Schnittmuster, Farbigekeit oder Ziermuster von ihrer Artgenossin. Die Fülle an Objekten lieferte einen augenfälligen Beleg dafür, daß wir es hier offenbar heute noch mit einem typisch weiblichen Kleidungsstück zu tun haben.

Etliche Schürzen verrieten zumindest dem geschulten Auge einer Hausfrau durch ihre Machart oder das verwendete Material bereits die Zweckbestimmung, der sie zugeführt werden sollten: Bei der Klammerschürze beispielsweise wurde in der ganzen Breite der Halbschürze eine große Tasche aufgesetzt. Diese war häufig wegen des Gewichts der Holzklammern in der Mitte mit dem Bündchen verbunden. Zum Waschen hingegen erwiesen sich Gummischürzen oder Schürzen aus gummierten Stoffen, die in allen möglichen Farben und sogar mit Volants und Falten angeboten wurden, als ausgesprochen zweckdienlich.

Während bei diesen Schürzen der Nutzwert auf der Hand lag, bestand der einzige Zweck der sogenannten „besseren“ Schürzen darin, die Trägerin zu schmücken. Die Tändelschürze z. B. war ähnlich den Servierschürzen aus weißem, waschbarem Stoff, der mit Spitzen, Biesen und Nahtbändchen verziert wurde. Diese Halbschürze war sehr schmal geschnitten und durch Fältelung oder Ankräusen noch weiter in ihrer Breite reduziert.

Neben diesen offensichtlichen Funktionen waren mit dem Tragen von Schürzen noch eine Vielzahl von Bedeutungen aus dem zwischenmenschlichen Bereich verknüpft, die in so man-

cher Redensart zum Ausdruck kommen: Wurde eine Frau schwanger, so hieß es (seit 1900) „ihr Schurz wird ihr zu kurz“ oder „sie hat den Schurz verbrennt“, in Liebesbeziehungen wurde gar gemutmaßt „wenn einem Mädchen der Schurz aufgeht, denkt ihr Schatz an sie“.

Auch wir wurden im Vorfeld der Ausstellung immer wieder mit dem spaßig gemeinten Bild des „Schürzenjägers“ konfrontiert. Dabei waren wir keineswegs ausschließlich auf der Suche nach Frauenschürzen und schon gar nicht auf der Suche nach deren mehr oder weniger erfolgreichen Jägern. Nicht nur die Fülle des Materials, auch die Reaktionen der darauf Angesprochenen verstärkte unsere Vermutung von der Schürze als einem Symbol der Weiblichkeit. Denn gerade in der Bedeutung des sogenannten „Schürzenjägers“, des Mannes, der weniger den Frauenschürzen als vielmehr deren attraktiven Trägerinnen nachstellt, wird die Schürze zum Sinnbild des weiblichen Geschlechts schlechthin.

Da die Kleidung nach volkskundlichem Verständnis so etwas wie eine nonverbale Sprache ist, „in der die jeweilige Epoche und die jeweilige Sozialschicht ihre Einstellung bewußt und unbewußt zum Ausdruck bringen“<sup>1)</sup>, soll die Schürze im folgenden über die gesellschaftlichen Hintergründe und Auswirkungen dieser geschlechtsspezifischen Ausrichtung erzählen.

### Schürzenkultur im bürgerlichen Haushalt des 19. Jahrhunderts

Spätestens im 19. Jahrhundert war die Schürze nicht nur in bäuerlichen, sondern auch bürgerlichen Kreisen zu einem ausgesprochen beliebten, ja geradezu unentbehrlichen Kleidungsstück geworden. Während sie allerdings in ärmeren Gebieten überwiegend funktional verwendet wurde, übernahmen sie in den bürgerlichen Haushalten der Stadt vor allem auch die Funktion der Hierarchisierung und Repräsentation. Einerseits wurde im Zeitalter der Industrialisierung mit der Verlagerung der Produktion außer Hauses in die Fabriken auch eine Trennung von männlichen und weiblichen Lebensbereichen notwendig – früher hatte es weder im Handwerksbetrieb noch auf dem Land eine zeitliche und räumliche Trennung zwischen Hausarbeit und Güterproduktion gegeben; gleichzeitig entsprach diese Beschränkung der Frau auf den engen Rahmen der Familie auch der bürgerlichen Imagepflege damaliger Zeit.

Es wurde in der Öffentlichkeit der Eindruck vermittelt, daß die Frau des Hauses, nicht wie die Frau der unteren Schichten, von jeglicher,

insbesondere jedoch nicht standesgemäßer Arbeit verschont werden könnte. In dieser Situation wurde die Schürze zu einem wichtigen Requisit eines teilweise aufwendig inszenierten Lebensstils. Sie versinnbildlichte sozusagen die angeblich weiblichen Tugenden: Fleiß, Ordnungsliebe, Sauberkeit, Sittsamkeit und nicht zuletzt die Bereitschaft zur Unterordnung unter die Interessen der Familiengemeinschaft, in deren Dienst sich die Frau ja ständig befand. Hausfrau, Dienstmädchen und die Töchter des Hauses wurden bei nahezu sämtlichen Hausarbeiten von einer Vielfalt an Schürzen durch den Tag begleitet.

Während allerdings das Tragen einer Schürze für die Dienstmädchen eine Selbstverständlichkeit darstellte, die lediglich nach der Art der Arbeit variierte, galten für die Hausfrau noch einige zusätzliche Spielregeln: Erst nachdem der Hausherr die Wohnung verlassen hatte, legte sie die Arbeitskleidung an, und sollte sie mit einem nicht angekündigten Besuch überrascht werden, wurden im Nu sämtliche Spuren der Geschäftigkeit einschließlich der Schürze abge-

Schürzen.

empfeilt  
in grosser Auswahl  
billigst  
**Julius Beck**  
TAILFINGEN.

Anleitung zur Anfertigung von Weißwäsche aller Art, bearbeitet für Schule und Haus von Lydia und Emma Bröm, 2. Auflage, Schürzen-Werbung im Stuttgart 1883, Tafel 28. Jahr 1911.



Kochkurs in Tailfingen in der Bismarckschule – Teilnehmerinnen mit Zierschürzen: Jahrgang 1903/04 im Jahr 1921.

streift. Die Hausfrau hatte dem Besuch müßig gegenüberzustehen und Ruhe auszustrahlen, selbst, wenn sie müde, abgearbeitet und gestreift war: „Auf einen solchen Besuch aber richte dich so ein, daß er, wenn er kommt, nicht merke, daß du bei der Arbeit warst.“<sup>2)</sup> Gehörte es doch zur äußersten Pflicht von Bürgersfrauen und -mädchen, den Wohlstand der Familie, die Frucht der Arbeit des treusorgenden Mannes, in der Öffentlichkeit als scheinbaren Müßiggang zu demonstrieren.

Allerdings konnte in den wenigen bürgerlichen Familien das Konzept einer standesgemäßen Repräsentation, bei der die Arbeit der Hausfrau nur noch im Anweisen und Beaufsichtigen der Dienstmädchen bestand, verwirklicht werden. Je geringer das Einkommen des Mannes war, desto zwingender bedeutete dies für die Hausfrau, auf Dienstboten weitgehend zu verzichten und selbst Hand anzulegen. Bildungsbürgerliche Familien mußten sich zumeist mit nur einem Dienstboten, dem „Mädchen für alles“, begnügen.

Es scheint nicht abwegig, eine Verbindung zwischen dem vermehrten Einsatz von Dienstboten und dem erstmaligen Auftauchen der sogenannten „Schürzenjäger“ im 19. Jahrhundert knüpfen zu wollen. Denn merkwürdigerweise reichte das moralische Verantwortungsgefühl der Herrschaft für die Dienstmädchen oft nicht soweit, daß man sie nicht ganz gern als erste sexuelle Erfahrung für den jungen Herrn der Familie geopfert hätte. Darüber berichten zahlreiche Lebenserinnerungen von Fallada bis Zuckmeyer. Diese Dienstmädchen, die oft vom Land kamen und über keine besonderen Qualifikationen verfügten, bekamen den geringsten Lohn aller Dienstboten.

#### Weibliche Arbeiten – Werke der Liebe

Überhaupt war Frauenarbeit im Verständnis der Zeit mit der Arbeit von Männerhand bzw. -geist nicht zu vergleichen, denn Frauenarbeit geschah ja im Dienste der Liebe, und Liebe fordert ja nun bekanntlich keinen Preis! So wurden auch die Haus- und Handarbeiten der Hausfrau als selbstverständlicher Liebesdienst nur durch das Wohlwollen eines mehr oder weniger finanzkräftigen Gatten honoriert. Denn aus wirtschaftlicher Sicht war auch in damaliger Zeit klar: „Weibliche Arbeit kann nicht in dem Maß wie männliche bezahlt werden. Nicht etwa, weil sie weniger nützt, sondern weil sie in ungeheurer Masse gebraucht wird, daß alles Geld, was ein Mann erwerben kann, nicht halb für seine Bedürfnisse ausreichen würde, wenn er alle weibliche Arbeit, die er verbraucht, nach dem Maßstabe bezahlen müßte, nach dem er seine eigenen Arbeiten bezahlt erhält. Weibliche Arbeiten sind ihrer Natur nach Werke der Liebe und wollen als solche aufgefaßt und verrichtet werden.“<sup>3)</sup> Dies galt nicht nur für die weiblichen Tätigkeiten im Hause, auch die Arbeit in den



Weibliche Belegschaft einer Firma in Onstmettingen (um 1910).

Fabriken wurde mit zweierlei Maß gemessen. So wies das Oberamt Balingen, mitsamt der im heutigen Albstadt konzentrierten Textilindustrie, im Jahr 1898 die niedrigsten ortsüblichen Löhne im ganzen Königreich Württemberg auf. Dies war unter anderem auf den Umstand zurückzuführen, daß die Frauenerwerbsquote hier eine der höchsten im ganzen Reich war – und Frauen wurden ja in aller Regel erheblich schlechter entlohnt als Männer.

Über die Lohnverhältnisse um 1880 wird berichtet, daß ein Rundstuhlarbeiter wöchentlich 6 bis 8 Mark verdiente, während die Näherinnen, damals schon die Mehrheit der Belegschaften, nur 3 bis 4 Mark in ihrer Lohntüte nach Hause trugen. Die Wochenarbeitszeit betrug damals noch weit über 60 Stunden. Nach der Arbeit in der Fabrik, erwartete die Frauen zu Hause keineswegs Erholung von der anstrengenden Arbeit, die zumeist im Akkord geleistet wurde. Sie konnten die Schürze gleich zur Hausarbeit und der Versorgung der Familie umbehalten. Der Brauch der Männer, nach getaner Arbeit einen Schürzenzipfel in den Schürzenbund hochzustecken, hätte für die Frauen keine Relevanz.

Während die berufliche Arbeit des Mannes auf der Grundlage des Tausches funktionierte, folgte die Hausarbeit der Frau einer eigenen „inneren Logik“. Hier wurde nicht für Geld gearbeitet in einer anonymen Marktsituation, Hausarbeit bedeutete und bedeutet auch heute noch unmittelbare Bedürfnisbefriedigung von nahestehenden Personen. Vor allem für die Bedürfnisse der Kinder sollte am besten jeder Schürzenzipfel zu jeder Zeit erreichbar sein – zum Stillen des Hungers, zum Trost oder zur Fürsorge bei Krankheit.

Dieser weibliche „Bereitschaftsdienst“ rund um die Uhr kam auch in einer Sonderform der Haus- und Wirtschaftsschürzen in den 30er Jahren zum Ausdruck. Die sogenannte „Morgenrockwickelschürze“, die Hauskleid, Morgenrock und Schürze auf praktische Weise in sich vereinigte, gemahnte die dienstfertige Hausfrau bereits ihrer häuslichen Pflichten, kaum daß sie aufgestanden war. Obwohl der „kleine Unterschied“ mit seinen großen Auswirkungen dem weiblichen Geschlecht offenbar in die Wiege gelegt wurde, befand man es für notwendig, der „weiblichen Natur“ mit Hilfe der Pädagogik ein wenig auf die Sprünge zu helfen. Die bürgerliche Mädchenerziehung konzentrierte sich daher häufig auf jene Fertigkeiten, deren Beherrschung man von der künftigen Hausfrau erwartete. Ordnung und Sauberkeit gehörten zu den wichtigsten weiblichen Tugenden, zum Leidwesen so manchen Mädchens:

„Oh wie viele Tränen hat es mich gekostet, daß ich nicht einen Funken Ordnungssinn in diese wohlgeordnete Welt gebracht hatte! Ohne alle Härte, aber doch recht entschieden ward dieser für ein Mädchen so häßliche Fehler von der Mutter bekämpft. Nicht selten geschah es, daß ich aus der Schule kommend mein ganzes Besitztum neben dem Schrank auf dem Boden liegend fand und genötigt ward, es sauber wieder einzuräumen.“<sup>4)</sup>

Da der Umgang mit Nadel und Faden wie jedes „Handwerk“ auch den Mädchen nicht in die Wiege gelegt wurde, mußte er in frühester Kindheit unter großer Anstrengung erlernt werden: „So war ich kaum vier Jahre alt, da saß ich schon mit einer dicken Nadel zwischen den kleinen Fingern und mühte mich, auf groben, blauen Stramin, mit schreiend bunter Wolle Schrägriehen aus kleinen Quadraten zu sticken.“<sup>5)</sup>

Diese Formen der Kinderbeschäftigung waren zwar alles andere als im heutigen Sinne „kindgerecht“, doch die Beherrschung textiler Handarbeiten war für eine sparsame Haushaltsführung unentbehrlich. In den bürgerlichen Haushalten wurde zudem zwischen einfachen Handarbeiten und solchen, die dem guten Ton entsprachen, streng unterschieden. Während die Mädchen ärmerer Schichten in den damals weit verbreiteten Industrieschulen teilweise auf die zur Führung eines zukünftig eigenen oder fremden Haushalts notwendigen Fertigkeiten vorbereitet wurden, waren die Handarbeiten von Bürgermädchen häufig ohne jeglichen praktischen Sinn und Zweck. Das „bürgerliche Sticken“ kunstvoller Wandbehänge oder das Häkeln zierlicher Deckchen durfte öffentlich ausgeübt werden – handelte es sich doch hier schließlich um reine standesgemäße Herstellung von Schmuckgegenständen – das Flickern verschlissener Kleidung vor den Augen eines Besuchers wäre hingegen undenkbar gewesen. Im Verborgenen geschah die Reparatur von Kleidungsstücken, die auch in bürgerlichen Kreisen einen Großteil des Arbeitsalltags beanspruchte: „Wohl dem Haus, in welchem kein Tag hingeht, in dem nicht mindestens zwei Stunden lang die Hausfrau mit dem täglichen Verschleiß und Verderb vor ihrem Nähtisch kämpft.“<sup>6)</sup>

#### Die Herstellung von Schürzen

Im Verantwortungsbereich der Frau lag selbstverständlich auch das Anfertigen von Bekleidung. In Frauenzeitschriften und Lehrbüchern waren immer wieder Näh- und Strickanleitungen für die unterschiedlichsten Kleidungsstücke zu finden.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Näharbeiten dann mehr und mehr durch technische Hilfsmittel erleichtert: Durch die verbesserte und von der Firma Isaac Singer in Massenproduktion hergestellte Nähmaschine ebenso wie durch die von Ebenezer Butterick erfundenen Papierschnitte, die für jede Größe erhältlich waren. Eine weitere Beschleunigung der Bekleidungsproduktion wurde um 1900 durch die Normierung der Kleidung und den Elektromotor in den Nähmaschinen erzielt.

Bereits in den 30er Jahren wurden in Jaumanns „Textilkunde“ wichtige Standorte einer florierenden Schürzenindustrie aufgezählt, die sich u. a. in Berlin, Dresden, Nordhausen, Ulm, München, Bochum und Gütersloh befanden. Hier wurden neben Kleiderschürzen, Haus- und

Wirtschaftsschürzen sowie Berufsschürzen auch sogenannte Schwesternschürzen, Handarbeitsschürzen, Trachtenschürzen sowie Zier- und Kinderschürzen hergestellt. Bevor die Schürzen in den 20er Jahren selbst „Modetorheiten“ mitmachten, zählten sie zu den Stapelartikeln. Da sie in ihrer Grundform relativ einfach zu nähen waren und somit auf die Anwendung von Spezialmaschinen weitgehend verzichtet werden konnte, ließen viele Berufsbekleidungsfabriken sie nach dem Zuschneiden von Näherinnen in Heimarbeit fertigstellen.

Trotzdem wurden Schürzen sowie feine Tisch- und Leibwäsche noch lange Zeit bevorzugt von Hand genäht. Dies mag einerseits eine Kostenfrage gewesen sein, andererseits genoß diese Arbeit von Frauenhand damals noch große gesellschaftliche Anerkennung. Denn, so war 1927 noch in „Beyers großem Lehrbuch der Wäsche“ zu lesen, „Handarbeit, und wenn es sich nur um einfache Nähte handelt, adelt jedes Wäschestück, nur muß sie gut und sorgfältig ausgeführt sein.“<sup>7)</sup>

Weibliche Handarbeiten geschickt ausführen zu können, spiegelte neben dem Fleiß einer Hausfrau eine weitere wichtige Tugend wider: die Sparsamkeit. Es galt als genauso selbstverständlich, Schürzen nähen zu können, wie verschiedene Stücke durch Flickeln und Stopfen wieder instand zu setzen. Drohte der „Bauch“ oder die Schürzentasche „dünn“ zu werden, wurde lieber vorsorglich durchgestopft, ehe ein Loch überhaupt entstehen konnte. Schürzen in diesem Sinne „aufzutragen“, galt dabei nicht als unschicklich, so lange sie sauber waren. Der Kauf von Stoffen erforderte Bargeld, die Arbeitszeit hingegen wurde kaum gerechnet – sie ging auf eigene Rechnung. In extremen Fällen war der „Preis“ dennoch hoch, er konnte in einer mehrköpfigen bäuerlichen Familie u. U. die schönsten Jahre der Kindheit kosten:

„Während meine Geschwister dem Vater zuhörten, hatte ich auf dem Tisch eine Handnähmaschine stehen, ich mußte fleißig flicken. Dazu war noch ein kleines Öllämpchen nötig, das stand auf einem Literhaferl, sonst hätte ich die Naht nicht sehen können. Wenn der Vater mit den Geschwistern zu Bett ging, durfte ich noch lange nicht mit dem Nähen aufhören, erst um 10 Uhr abends. Oft schlief ich vor Müdigkeit ein, da klopfte der Vater oben auf den Boden und rief: ‚Was ist mit dir, ich höre die Nähmaschine nicht mehr‘. Da wurde ich wieder wach und nähte weiter.“<sup>8)</sup>

Ein regelrechtes „System“ der Wirtschaftlichkeit entwickelte eine Frau aus Albstadt. Sie bemmaß die Länge des Stoffes beim Einkauf exakt so lang, daß es sowohl für eine Latz- wie auch für eine Kittelschürze genügte. War die Kittelschürze an der Vorderseite „schäbig“, so konnte aus deren Rücken immer noch eine zweite Latzschürze herausgeschnitten – und „aufgetragen“ werden.

#### Mädchenschürzen als Erziehungsmittel

Phantasie und Geschicklichkeit bewiesen die Frauen auch, was die Verschönerung von Schürzen betraf: Für die Verzierung der eigenen Sonntagsschürze wurden Klöppel-, Loch- und sonstige Stickereien verwendet, während für das Schürzchen der Tochter, so erzählte uns eine Frau aus Albstadt, bei Stoffmangel schon auch einmal der Sonnenschutz des Kinderwagens zu einem Volant umfunktioniert wurde.

Auch wenn die kleinen Prinzessinnen ihre Sonn- und Festtagsschürzen mit ungeheurem Stolz zur Schau trugen, lernten sie doch recht schnell, daß der sogenannte kleine Unterschied im realen Leben für sie doch recht gravierende Unterschiede zeitigte. Ein Weniger an Freiheit wurde in der Erziehung zwangsweise durch ein Mehr ans Selbstkontrolle ergänzt, wobei hierbei auch so manches Kinderschürzchen hilfreiche Dienste leistete. Denn die weißen Sonntagsschürzchen waren derart schmutzempfindlich, daß an einen Schutz der darunter liegenden Kleidung nicht im mindesten mehr zu denken war. Im Gegenteil, ein Großteil der kindlichen Aufmerksamkeit mußte darauf verwendet werden, das feine Kleidungsstück vor äußeren Einflüssen zu schützen.

Nicht zuletzt vergegenwärtigten die Schürzen den Mädchen ihre Geschlechtszugehörigkeit, denn Schürzen wurden von Jungen genauso wie Röcke nur im kindlichen Alter getragen und damit als ein Zeichen fehlender Reife betrachtet. Während die Mädchen bis in unser Jahrhundert hinein darum kämpften, Hosen tragen zu dürfen, stellte es für die Jungen eine Schmach dar, sich allzulange in weibliche Kleidungsstücke hüllen zu müssen:

„Ich hatte meine erste Hose an, da war ich sechs Jahre alt, als ich in die Schule gekommen bin. Aber wenn ich heimgekommen bin, hab' ich sie ausziehen müssen und meinen alten karierten Rock wieder antun, der bis zum Boden gegangen ist. Da schäme ich mich heute noch vor den anderen.“<sup>9)</sup>

Die Hose bedeutete den ersten Schritt in die Gesellschaft der erwachsenen Männer, mit dem sich der Junge von den Mädchen distanzieren konnte. Dabei waren Röcke eine ausgesprochen praktische Kinderbekleidung. Sie sparten nicht nur Wäsche, sondern auch einen Teil der Mühe einer rigiden Reinlichkeitserziehung, denn bei Röcken „da mußten sie's doch bloß lupfen, dann waren sie gleich fertig.“<sup>10)</sup>

Die Anschaffung der ersten Hose hing also nicht nur von den Einkommensverhältnissen der Eltern ab, sondern auch davon, daß der Junge „sauber“ war. So machten Jungen zwar noch gelegentlich in die Hosen, doch Mädchen kaum in ihre Röcke. Sie blieben „pflegeleicht“ gekleidet und behielten zudem noch ihr Schürzchen als Symbol der Reinlichkeit umgebunden, denn als „schwaches Geschlecht“ waren sie der Sauberkeit offenbar besonders verpflichtet. Von einer gelungenen Reinlichkeitserziehung konnte also unter anderem dann gesprochen werden, wenn das Mädchen auch im kindlichen Spiel an einer Schmutzvermeidung interessiert war, das heißt, sobald ihnen bewußt wurde, daß schmutzige Wäsche ein Mehr an Arbeit bedeutete, was früher oder später zu ihren Lasten gehen würde.

Anna Wimschneider, die Autorin des Buches „Herbstmilch“, bekam dies schon im zarten Alter von neun Jahren zu spüren. Mit dem tragischen Verlust der Mutter wurden ihr sämtliche Hausfrauenpflichten übertragen. Das Wäschewaschen für die neun Personen der bäuerlichen Großfamilie, das damals auch im Winter noch mit dem Waschbrett im Freien geschehen mußte, brachten das Kind an die Grenzen seiner physischen und psychischen Kräfte. Doch der Schürzenzipfel der Mutter, der Schutz und Geborgenheit hätte spenden können, stand für Trost nicht mehr zur Verfügung. In dieser Situation wurde die eigene Schürze zum einzigen Zeugen ihres Leids: „Ich weinte so bitterlich, daß meine Schürze ganz naß wurde. Mir fiel dann immer ein, daß wir keine Mutter mehr haben (...). Oft haben sie mich gefragt, warum meine

Schürze so zerknittert ist, aber ich habe es niemandem gesagt.“<sup>11)</sup>

Die Zufälligkeit ihres Geschlechts hatte ihr eine Fülle an Hausarbeiten auferlegt, die sie eigentlich erst nach und nach hätte erlernen sollen. Das zuvor eher spielerische Tragen der Schürze – Symbol der Weiblichkeit, der Dienstfertigkeit und Arbeit – hatte nun frühzeitig das Versprechen dieser Verantwortung voll und ganz einzulösen.

Parallel dazu wurde ihr vom Vater noch eine Lektion in der weiblichen Tugend des Selbstverzichts erteilt: „Der Vater sagte, wir Mädchen brauchen keine Handschuhe, wir können unsere Hände auf dem Schulweg in die Schürzen einwickeln. Aber weil wir weder ein Höschen noch ein Unterkleid, auch keinen Mantel, nur ein dünnes Kleidchen an hatten, froh uns trotzdem. Die Buben hatten es besser, die hatten eine Unterhose und eine Hose mit Leibchen.“<sup>12)</sup>

Die Schürze als Schmutz- und Kälteschutz sowie als Trostspender ist zum ständigen Begleiter von Annas Lebens- und Leidensweg, zum Inbegriff der gesellschaftlichen Rollenzuweisung „weiblich“ geworden.

Frau und Schürze – könnte ebenso eine Geschichte der Eitelkeit wie eine Geschichte der Frauenarbeit quer durch die Jahrhunderte bedeuten. So bescheiden, ja unwichtig dies Kleidungsstück dem heutigen Betrachter auch erscheinen mag – die Schürze ist in unserer Zeit wieder weitgehend zum Gebrauchsgegenstand herabgesunken, liefert sie doch eine Fülle von Erzählstoff, mit dessen Hilfe „Frauengeschichte“ zumindest ansatzweise illustriert werden kann. Viele Fragen, so etwa die gesellschaftlichen Ursachen der Schürze als Modeerscheinung, bleiben vorerst unbeantwortet. Daß die Schürze seit dem 16. Jahrhundert bis heute als typisch weibliches Kleidungsstück, als Symbol der Weiblichkeit betrachtet werden kann, ist unbestritten. Lohnenswert erscheint es, ein hochinteressantes und lange Zeit untrennbares Paar einmal wissenschaftlich näher zu untersuchen: Frau und Schürze.

#### Anmerkungen

- 1) Weber-Kellermann, Ingeborg: Die Kindheit. Eine Kulturgeschichte. Frankfurt a. M. 1979, S. 23
- 2) Stein, Lorenz von: Die Frau, ihre Bildung und Lebensaufgabe. Dresden 1890, S. 209
- 3) Burow, Julie: Über die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Bromberg 1854, S. 21
- 4) Zit. nach Ingeborg Weber-Kellermann: Frauenleben im 19. Jh. München 1983, S. 55
- 5) Gebhardt, Florentine: Blätter aus dem Lebensbilderbuch. Jugenderinnerungen. Berlin 1930, S. 35
- 6) Stein, Lorenz von: wie oben, S. 207
- 7) Niedner, M./Stock, H./Weber, H.: Beyers großes Lehrbuch der Wäsche, Reprint, Hannover 1984, S. 5
- 8) Wimschneider, Anna: Herbstmilch. München 1984, S. 16
- 9) Mutschler, Susanne: Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen, Band 64, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 1985
- 10) ebenda: S. 62
- 11) Wimschneider, Anna: Herbstmilch. München 1984, S. 19
- 12) ebenda: S. 21

## Das Rebhuhn – ein Kulturfolger – ein Verfolgter der Kultur

Von Klaus Gollmer / Naturschutzbund Deutschland e. V.

So mancher Wanderer erschrickt, wenn vor ihm ein Volk Rebhühner mit laut burrendem Flügelschlag auffliegt und unter harten „rep-rep-rep“ Rufen, die ihnen den Namen eintrugen, zuerst hastig mit den Flügeln schlagend, und dann flach über dem Boden segelnd dahinstreicht. Es ist ein verhältnismäßig kleiner, plump aussehender Vogel. Sein Aussehen beschreibt Eugen Roth mit den dichterischen Worten „Das Rebhuhn, auf lateinisch perdix, ist ein Geschöpf ein beinah erdigs. Zwar hat es Farben etwa neune, doch wirkt das Ganze bloß als Bräune“.

Tatsächlich sieht es aus der Ferne einfarbig braun aus, was ihn als Bodenbrüter optimal tarnt. Aus der Nähe betrachtet erkennt man jedoch bei beiden Geschlechtern sehr gut den rostbraunen Kopf, den kastanienbraunen hufeisenförmigen Brustschild sowie die rotbraunen Flankenstreifen. Diesen Vogel hat der Naturschutzbund Deutschland e. V. (ehemals Deutscher Bund für Vogelschutz e. V.) für das Jahr 1991 zum „Vogel des Jahres“ gewählt. Stellvertretend für andere Tier- und Pflanzenarten soll damit auf die Gefährdung unserer Umwelt hingewiesen werden.

#### Vorkommen, Lebensraum und Lebensweise

Als der Mensch begann, Viehzucht und Ackerbau zu betreiben, mußte er Wälder roden. Damit schuf er für das Rebhuhn, einen ursprünglichen Steppenbewohner, neuen Lebensraum. Heute ist es ein weit verbreiteter Brutvogel in den Agrarlandschaften von Baden-Württemberg. Auf der Schwäbischen Alb ist zwar eine weitgehend geschlossene, insgesamt aber dünne Besiedlung festzustellen. Die höchsten Brutvorkommen liegen im Schwarzwald bei 1020 m und auf der Schwäbischen Alb bei 850 m ü. NN.

Die Verbreitung ist eng an offene Ackerland-

schaften gebunden. Bevorzugt werden Hochebenen, leicht gewelltes Hügelland oder Talebenen. Es meidet mehr oder wenig geschlossene Waldgebiete und die Waldnähe. Ganzjährig besetzte Rebhuhn-Reviere sind reichhaltige, lebhaft strukturierte Feld- und Wiesenlandschaften, durchsetzt mit Hecken, Baum- und Strauchgruppen, nicht oder extensiv genutzten Flurstücken. Wichtig sind Altgrasflächen, in denen das Nest gut gedeckt angelegt werden kann. In den Agrarlandschaften ist die Siedlungsdichte auf ertragreichem Löß-Lehmboden am höchsten. Während der vegetationsfreien Zeit und bei ungünstigen Witterungsverhältnissen sucht das Rebhuhn gerne Hecken auf.

Schirmförmig gewachsene Hecken, wie z. B. Weißdorn, Schwarzdorn, Heckenrose und Liguster werden besonders gerne angenommen. Sie bieten Schutz nach oben und zur Seite gegen Flugfeinde (Habicht). Gleichzeitig sind sie am Boden so lückig, daß beim Angriff eines Bodenfeindes (Fuchs) rasch die Flucht ergriffen werden kann. Rebhühner sind zur Zeit der Paarbildung im Frühjahr territorial und vertreiben Konkurrenten aus dem Revier (im Herbst dagegen schließen sich die Familien zu größeren Völkern zusammen). Altgrasstreifen, Ackerraine, Hecken und ähnliche Sichtkulissen schirmen die Paare gegenseitig ab und lassen eine höhere Siedlungsdichte als bei Revieren ohne Sichtschutz zu.

Die Nahrung besteht im Frühjahr und im Sommer hauptsächlich aus Insekten. Im Herbst und im Winter dagegen werden Wildkrautsamen, Getreidekörner sowie auch Zuckerrübenreste gefressen.

#### Paarung, Nestbau und Jungenaufzucht

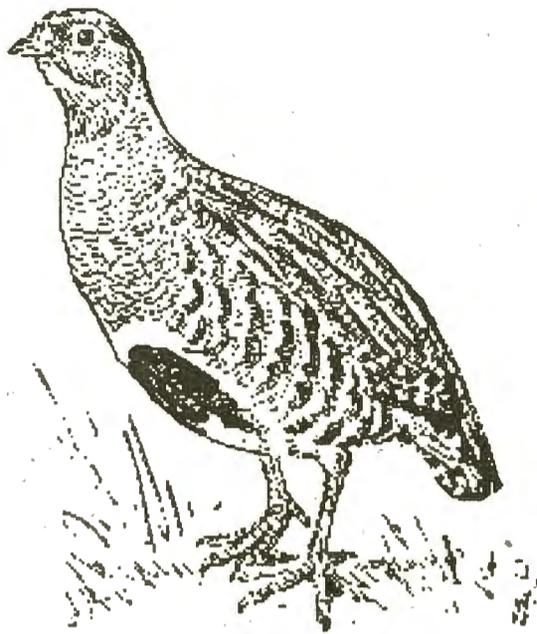
Die Paarbildung findet ab Februar statt. Man kann die Paare bei der Balz dann Brust an Brust stehen sehen. Mit nach oben gerichteten Schnäbeln reiben sie ihre Häuse und Schnäbel aneinander. Eine vom Weibchen ausgescharrte Bodenmulde, gewöhnlich in hohem Gras, dient als Nest. Es wird mit Blättern und Gras ausgepolstert. Dahinein legt das Weibchen 8 bis 20 olivbraune Eier, die es ca. 24 Tage bebrütet. Während der Brutzeit steht das Männchen in der Nähe des Nestes Wache. Die Jungvögel verlassen das Nest kurz nach dem Schlüpfen. Sie sind nach etwa zwei weiteren Wochen in der Lage zu fliegen.

Die Witterung zur Brutzeit und während der Jungenaufzucht haben großen Einfluß auf den Bruterfolg. Starker Regen läßt die sehr einfache Nestmulde voll Wasser laufen, so daß die Eier naß werden und dann zu faulen beginnen. Wenn die Kücken geschlüpft sind, können sie in den ersten 3 bis 4 Wochen ihren Energiehaushalt nicht selbst vollständig aufrechterhalten. Sie müssen von den Eltern gehudert d. h. gewärmt werden. Die Küken benötigen in den ersten Wochen sehr energiereiche Nahrung, die ausschließlich aus Insekten gebildet werden. Diese entwickeln sich bei naßkalter Witterung nur sehr zögerlich und sind zudem sehr inaktiv.

Rebhühnküken können die Insekten besonders gut erkennen und finden, wenn sie sich bewegen. Kalte Witterung bewirkt ein häufiges Hudern sowie einen hohen Aufwand bei der Suche und Aufnahme von Insekten. Hält diese Witterung lang an, hungern und frieren die Küken. Sie gehen rasch zugrunde, vor allem, wenn die Gefieder der Elterntiere durchnäßt sind. Günstig für die Jungenaufzucht ist eine warme Witterung mit hoher Sonneneinstrahlung. Nach der vollständigen Entwicklung des Jugendgefieders wird von den Jungtieren immer mehr pflanzliche Nahrung aufgenommen.

#### Bestandsentwicklung und Gefährdung

Das Rebhuhn ist ein Kulturfolger. Die großen Rodungsperioden vor dem Mittelalter förderten seine Ausbreitung. Über mehrere Jahrhunderte hat sich an den günstigen Auswirkungen der Landwirtschaft für die Vogelwelt wenig geändert. Bei der extensiven und wenig technisierten Feldbewirtschaftung in Abwechslung mit Brache (Dreifelderwirtschaft) sind wohl im Gegensatz zu heute wesentlich höhere Bestände vorgekommen. Die landwirtschaftliche Produktion der letzten dreißig Jahre, der zunehmende Ein-



satz von chemischen Pflanzenschutzmitteln, der Landschaftsverbrauch durch Siedlungen und Verkehrsstraßen schufen eine völlig neue Situation, die der Natur nur noch wenig Raum läßt. Somit wurde aus dem Kulturfolger Rebhuhn ein Verfolger der Kultur. Im Zuge der Flurbereinigung wurden kleinstrukturierte landwirtschaftliche Flächen zu größeren, maschinengerechten Anbauflächen zusammengelegt. Dieses führte zu einer Reduzierung der Grenzlinien, der Deckungsmöglichkeiten und des Sichtschutzes. Im Frühjahr kann das Wintergetreide, welches zu diesem Zeitpunkt noch zu niedrig ist, diesen Sichtschutz nicht gewährleisten. Weiterhin wurde durch den großflächigen Ausbau der befestigten Wege und Straßen die Störfrequenz erheblich erhöht. Der Einsatz von Spritzmitteln in der

Landwirtschaft schränkt das Nahrungsspektrum der Rebhühner erheblich ein.

Viele Wildkräuter und deren Samen sind fast vollständig verschwunden und damit die von ihnen abhängigen Insekten. Von anderen Vogelarten ist bekannt, daß die Agrarchemikalien zu Unfruchtbarkeit oder zu vergifteten Eiern führen können. Es ist zu vermuten, daß auch dies zum Rückgang des Rebhuhnes beiträgt. Die Mahd wird heute früher eingeholt als ehemals. Werden zur Brutzeit die potentiellen Brutbiotope gemäht, sind die Verluste außerordentlich hoch. Die Tiere sind an die für sie offensichtlich „harmlosen Maschinen“ gewöhnt, so daß sie sich beim Herannahen nur auf den Boden drücken. Bei einem rasiermesserscharfen Flachschnitt, wie er heutzutage durchgeführt wird, nützt ihnen dies allerdings wenig. Der Rückgang des Bruterfolges kann auch wegen der abnehmenden Zahl an intakten Biotopen nicht mehr im erforderlichen Umfang ausgeglichen werden. Dies alles hat zu einem erheblichen Bestandsrückgang geführt.

Auch im Bereich Balingen ist das Rebhuhn heute nur noch relativ selten zu sehen. Am häufigsten kann man es im Herbst am Rande von Maisanpflanzungen beobachten, wenn die Felder weitgehendst abgeerntet sind. Der Mais wird zu einem späteren Zeitpunkt gemäht, so daß sich die Rebhühner von der offenen, deckungsarmen Landschaft in die übriggebliebenen Maisanpflanzungen zurückziehen. Es wurde auch schon beobachtet, daß sich die Rebhühner bis in die Hecken der menschlichen Siedlungen zurückziehen, um dort Deckung zu suchen.

Der Rebhuhnbestand läßt sich nur dann erhalten, wenn wir beginnen, weniger Land zu verbrauchen, größerer Vielfalt in unseren Äckern und Wiesen Raum zu lassen, weniger Chemikalien einzusetzen und unsere landwirtschaftlichen Methoden umzustellen. Es würde dabei nicht nur dem Rebhuhn, sondern auch vielen anderen Tier- und Pflanzenarten geholfen.

## Inhaltsverzeichnis 1990

(37. Jahrgang)

	Seite
Leben und Wirken des Schulmeisters Philipp Gottfried Schaudt (Alfred Munz)	721
Redaktion der Heimatkundlichen Blätter in bewährter Kontinuität unter neuer Leitung (Prof. Christoph Roller)	721
Der Pirol - Symbol für eine bedrohte Vogelart unseres Landes (Helmut Rebstock)	724
Leben und Wirken des Schulmeisters Philipp Gottfried Schaudt (2. Folge) (Alfred Munz)	726
Ratshausens Wasserversorgung 100 Jahre alt (Gerold Riede)	727
Das Konstanzer Landkapitel Ebingen: Gestalt und Struktur im 18. Jahrhundert (Dr. Peter Thaddäus Lang)	730
Umäzen: 1749 - 1900 (1. Teil) (Gustav Rieber)	730
Genoveva bevorzugte „Ausländer“ (Wolfgang P. Bernhard)	732
Truppendurchmärsche und Einquartierungen plagten die Bürger und strapazierten die Stadtkasse (Wolfgang P. Bernhard)	734
Inventuren und Teilungen als Quellen in der historischen Forschung (Ingrid Helber)	734
Lebensraum für Eulen (Anton Grözinger)	734
Umäzen in Laufen: 1749 - 1900 (2. Teil) (Gustav Rieber)	735
Die Sonnenuhr am Turm der evangelischen Stadtkirche zu Balingen (Eugen Gröner)	738
Ebinger Übernamen im 19. Jahrhundert (Gerhard Lauth, Albstadt)	738
Das Kriegsende 1945 in Südwestdeutschland (1. Teil) (Rudolf Töpfer)	740
Gesucht: Riedern bei Schwenningen/Hbg. (Heinrich Stopper, Meßstetten)	742
Ebinger Übernamen im 19. Jahrhundert (2. Folge/Schluß) (Gerhard Lauth, Albstadt)	743
Das Kriegsende 1945 in Südwestdeutschland (2. Teil) (Rudolf Töpfer)	743
Die Sozialstruktur der Stadt Ebingen zu Beginn des 18. Jahrhunderts (2. Teil) (Ingrid Helber)	746
Gesucht: Riedern bei Schwenningen/Heuberg (2) (Heinrich Stopper)	746
Das Kriegsende 1945 in Südwestdeutschland (3. Teil) (Rudolf Töpfer)	747
Seuchen in früheren Zeiten (Anton Grözinger)	748

Streusand, Stehpult, Steuerlisten (Dr. Peter Thaddäus Lang)	750
Das Kriegsende in Südwestdeutschland (4. Teil) (Rudolf Töpfer)	750
Engstatter Wandgemälde: Kleinod mittelalterlicher Malkunst (Otto Bogenschütz)	752
Unsere einheimischen Heuschrecken (Klaus Gollmer)	754
Das Kriegsende in Südwestdeutschland (5. Teil) (Rudolf Töpfer)	754
Ist Riedern gleich Riedern? (Rudolf Linder)	756
Die Efeusammler von Streichen (Gerd Schach)	756
Die Balingen Glocken in Geschichte und Gegenwart (Eugen Gröner)	758
Gesunder Gemüse- und Erdbeer-Anbau im Hausgarten durch Gemüse-Mischkulturen (Volkmar Lust, Balingen)	759
Gesunder Gemüse- und Erdbeer-Anbau im Hausgarten durch Gemüse-Mischkulturen (Volkmar Lust, Balingen) (2. Teil)	762
Die Balingen Glocken in Geschichte und Gegenwart (2. Folge) (Eugen Gröner)	763
Die Allerheiligenkapelle in Kaiseringen (Rudolf Linder)	766
Die Balingen Glocken in Geschichte und Gegenwart (3. Folge) (Eugen Gröner)	766
Definition des mittelalterlichen Stadtbegriffs am Beispiel Regensburgs (Ingrid Helber)	767

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Klaus Gollmer  
Anhauserstraße 17, 7460 Balingen

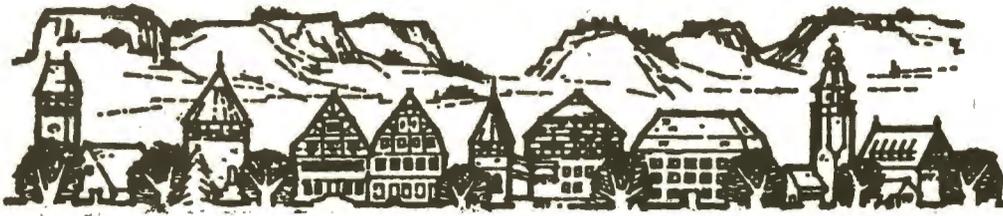
Susanne Goebel  
Nauklerstraße 22, 7400 Tübingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.  
Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.  
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 38

28. Februar 1991

Nr. 2

## Vor 60 Jahren: Tailfingen wird zur Stadt erhoben

Von Peter Thaddäus Lang – Stadtarchiv Albstadt

Bis ins vorige Jahrhundert konnte Tailfingen weithin als ein unauffälliges, stillverträumtes Alldorf gelten, doch die Industrialisierung brachte dann in aller kürzester Zeit einen Wandel mit sich, der nicht nur das Leben des einzelnen grundlegend umgestaltete, sondern darüber hinaus dem Ort insgesamt ein völlig neues Gesicht verlieh. Die Grundlage der heraufdämmernden Industrialisierung bildeten hierzulande Textilien, die zur Abstützung des dürrtigen landwirtschaftlichen Einkommens in Heimarbeit angefertigt wurden. Den Wind in den Segeln der keimenden Wirtschaftsdynamik bildete die Nachfrage – die Nachfrage nach Baumwollunterwäsche, gewaltig stimuliert durch das württembergische Militär, das im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 gewirktes Baumwollzeug unter den Uniformen trug anstelle der gewohnten und äußerst kratzigen Leinenunterkleidung, die gewebt war.

Männlein wie Weiblein, jung wie alt und hoch wie niedrig bemerkten sie alle landauf, landab im Nu, wie angenehm sich das Gewirkte tragen ließ – anschmiegsam, hautfreundlich, elastisch und feuchtigkeitsabsorbierend. Um die ungeheure Nachfrage zu stillen, mußte in großen Mengen produziert werden, und dazu benötigte man Maschinen, die sich die Tailfinger zumeist nicht leisten konnten. Aus dieser Verlegenheit halfen zum einen günstige Finanzierungsprojekte des württembergischen Staats und zum anderen Kapitalhilfen von privater Seite. Ein beträchtlicher Teil des benötigten Geldes floß aus den Kassen jüdischer Geschäftsleute aus dem Hohenzollerischen.

Die angesprochenen Maschinen – die sogenannten Rundstühle nämlich – waren von Gewicht und Größe her so dimensioniert, daß man sie in jeder Wohnstube aufhängen konnte. Von den frühesten Morgenstunden bis in die späte Nacht mußte unaufhörlich gerackert werden, wenn Weib und Kind zu ernähren waren. Solange eine sich derart abmühende Familie das hohe Arbeitstempo und die langen Arbeitszeiten durchhielt und von sonstigen Unglücksfällen und Fährnissen verschont blieb, dann konnte sich doch nach einiger Zeit nie und da ein gewisser Erfolg einstellen – aus einem Rundstuhl wurden zwei, später dann drei und vielleicht noch mehr, schließlich mußte das schlichte Bauernhaus mit einem Anbau versehen werden, um für die Produktionsanlagen Platz zu haben.

Aus Heimarbeitern und Handwerkern wurden unversehens Fabrikanten. Das umgebaute Bauernhaus häutete sich weiter, und irgendwann einmal stand an seiner Stelle eine Fabrik. Diese Entwicklung prägt heute noch das Ortsbild von Tailfingen. Während andernorts Industrie- und Wohngebiete fein säuberlich voneinander getrennt sind, trifft man in Tailfingens Ortskern zwischen den Wohnhäusern auf Schritt und Tritt eine Fabrikanlage.

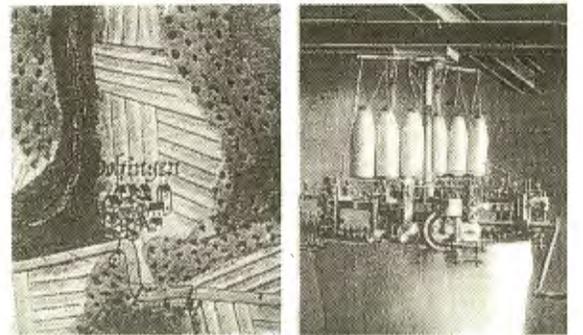
Das Wachstum der Tailfinger Trikotindustrie wird am augenfälligsten sichtbar an der Zahl der Rundstühle: Um 1880 finden wir in Tailfingen davon 180. Zehn Jahre später sind es schon ansehnliche 600, also über dreimal so viel. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erleben wir erneut einen gewaltigen Schub – aus den 700 Rundstühlen des Jahres 1900 wurden bis 1913 stattliche 1800. Die „Goldenen Zwanziger“ setzten dem noch gehörig eins drauf, und so arbeiteten die Tailfinger 1930 mit der unerhört hohen Zahl von 3100 Rundstühlen.

Bis dahin hatte sich auch Tailfingens „Gesicht“ mit seinen vielfältigen Produktionsanlagen und den zahlreichen Fabrikschlotten herausgebildet. Während wir 1910 noch 25 Fabriken zählen, sind es 1921 schon 38 und neun Jahre später dann stolze 55! Es kann demnach nicht verwundern, wenn Tailfingen bereits 1895 als eines der Hauptzentren der Trikotfertigung im Königreich Württemberg galt. Auch in der engeren Region standen die Tailfinger weit an der Spitze: Von den 1200 Rundstühlen im Oberamt Balingen fand sich über die Hälfte hier am Ort!

Der staunenswert rasante Aufstieg der Tailfinger Industrie brachte natürlich Begleitscheinungen in großer Fülle mit sich. Die unzähligen Maschinen wollten bedient sein, die fertigestellte Ware wollte zum Versand zubereitet werden – das bedeutete: Man brauchte Arbeiter. Die Bevölkerung Tailfingens stieg demzufolge von 2193 Einwohnern im Jahre 1871 auf impotante 5412 im Jahre 1910; das entspricht einer Zunahme um mehr als 100 Prozent! Damit rückte Tailfingen unter den Orten des königlich-württembergischen Oberamts Balingen vom dritten auf den zweiten Rang und hatte nur noch die Stadt Ebingen vor sich. Dadurch war die etwas groteske Situation entstanden, daß der Marktflecken im Schmiedetal die Oberamtsstadt Balingen überflügelte hatte.

Nach 1910 verlangsamte sich das enorme Wachstumstempo, aber trotzdem zählen wir 1930 in Tailfingen 7800 Einwohner, was einem Mehr von rund 31 Prozent gleichkommt. Die vielen damals neu hinzugekommenen Menschen wollten selbstverständlich einigermaßen bequem und komfortabel untergebracht werden. Somit entstand ein riesenhafter Bedarf an Wohnraum, der zu einer geradezu hektischen Bautätigkeit führte. Die Zahl der Gebäude wuchs dergestalt von beschaulich-dörflichen 377 im Jahre 1871 auf erkleckliche 1685 im Jahre 1930. Die bebaute Fläche Tailfingens dürfte sich damit im fraglichen Zeitraum vervierfacht haben.

Die solcherart untergebrachten Menschen waren zunächst aus der näheren Umgebung, aus dem Donautal zugezogen. Das hatte zur Folge, daß der Anteil der Katholiken an der ansonsten hergebrachterweise evangelischen Bevölkerung ständig zunahm. Während 1871 erst sieben Katholiken in Tailfingen lebten, überstieg ihre Zahl 1930 gerade das runde Tausend und machte damit immerhin 12 Prozent der Gesamtbevölke-



Links: Ausschnitt aus einer alten Kartendarstellung. Rechts: dieses Rundstuhl-Modell war in Tailfingen seit etwa 1860 gebräuchlich.

rung aus. Im Zuge dieser Entwicklung war 1903 das kleine St.-Bonifatius-Kirchlein am Käselteich unterhalb der Bahnlinie gebaut und 1912 eine Pfarrverweserei eingeweiht worden, die 1918 den Rang einer eigenständigen Pfarrei erhielt. Sechs Jahre später erbaute sich auch die Tailfinger Methodistengemeinde ihr eigenes Gotteshaus, die Johanneskirche.

Die Zahl der Evangelischen hatte indes am stärksten zugenommen, weshalb die alte Petruskirche bald nicht mehr ausreichte und 1907 die Pauluskirche erstand. Das Bevölkerungswachstum machte aber daneben auch eine Erweiterung des Schulwesens notwendig, denn die Zahl der Schüler wuchs in gleichem Maße. Die Gebäude in Horlachen und im Rosengäßle reichten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nicht mehr aus; zudem konnte es sich die Gemeinde allmählich nicht mehr leisten, die nach Hunderten zählende Schülerschar behelfsmäßig in umgebauten Wohnhäusern unterzubringen.

So errichtete man 1891/92 die Christophschule als reinen Zweckbau für den Unterricht, doch angesichts der zügig wachsenden Schülerzahlen war diese im Nu überfüllt. Deshalb kamen in rascher Folge zwei weitere Schulgebäude hinzu, nämlich 1904 die Bismarckschule und 1911 die Lutherschule, wobei letztere 1928 eine beträchtliche Erweiterung erfuhr. Diese und weitere Veränderungen in jenen Jahren brachten es mit sich, daß Tailfingen seinen dörflichen Charakter mehr und mehr verlor. Bis 1925 war nur noch jeder zwanzigste Tailfinger in der Landwirtschaft tätig, und seit dieser Zeit sahen die Gemeindegremien gelegentlich darauf, daß die Misthäufen zumindest an einigen markanten Stellen der Hauptstraßen verschwanden.

Von den umliegenden Gemeinden hob sich Tailfingen ab durch ein eigenes Gaswerk (errichtet 1905) und durch ein eigenes Elektrizitätswerk (aus dem Jahre 1919). Des weiteren verfügte der Ort seit 1902 über einen Handels- und Gewerbeverein, seit 1885 über eine Gewerbebank, seit 1891 über eine Niederlassung der Württembergischen Landessparkasse wie auch seit 1922 über eine Filiale der Oberamtssparkasse, die man heute „Kreissparkasse“ nennt. Auch die Allgemeine Ortskrankenkasse residierte seit 1925 in einem eigenen Gebäude.

Betrachtet man das Tailfinger Adreßbuch von 1928, so findet man in dessen Branchenteil eine doch ganz beachtliche Anzahl von Geschäften für den gehobenen Bedarf. Da waren, in alphabetischer Folge, vier Autovermietungen, drei Buchhandlungen, zwei Cafés, zwei Delikatessensläden, ein Fotoatelier, zehn Gasthöfe mit Fremdenzimmer, einer mit dem stolzen Namen

„Bahnhofshotel“, da waren weiterhin zwei Lichtspieltheater, ein Masseur, zwei Modistinnen, ein Optiker und, man höre und staune, eine Pelzhandlung.

Wie man sieht, begann in Tailfingen ein monänes Lüftchen zu wehen. Die Fabrikantenfrauen konnten sich den Wunsch nach erlesener Garderobe direkt vor Ort erfüllen – nur einen Juwelier finden wir noch nicht in unserer aufstrebenden Gemeinde. Teurer Schmuck wäre denn auch ihren eher sparsamen und bieder denkenden Ehemännern doch etwas zu extravagant vorgekommen. All dies mußte in den Köpfen einiger einflußreicher Tailfinger mit geradezu naturgesetzlicher Zwangsläufigkeit den Wunsch entstehen lassen, ihrer Heimatgemeinde den Rang einer Stadt auch ganz formell zu verschaffen.

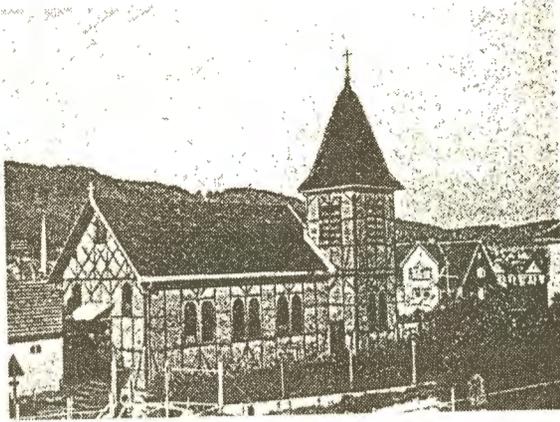
Am 11. August 1927 kam dieses Anliegen im Tailfinger Gemeinderat erstmals auf den Tisch. Die Gemüter erhitzen sich an dem Umstand, daß kurz zuvor Trossingen zur Stadt erhoben worden war, obwohl dieser Ort mit seinen rund 6000 Einwohnern sichtlich kleiner war als Tailfingen mit weit über 7000. Auch betrug Trossingens Gewerbesteuer-Aufkommen trotz blühender Harmonika-Produktion nur einen Bruchteil dessen, was Tailfingen zusammenbrachte. Die Gemeinderäte stimmten ohne große Gegenrede dem Vorschlag von Schultheiß Höfel zu, eine Abordnung nach Stuttgart zu entsenden, die beim Innenministerium vorstellig werden sollte. Von den zwölf anwesenden Mitgliedern des Gemeinderats wurden augenblicklich sieben hierzu ausersenden, an ihrer Spitze der Schultheiß. Die Tatsache, daß über die Hälfte des Gemeinderats nach Stuttgart ziehen wollte, läßt uns geradezu mit Händen greifen, wie außerordentlich wichtig dieses Thema genommen wurde.

Die Herren fackelten auch nicht lange und schritten umgehend zur Tat – genau eine Woche später treffen wir die Tailfinger Abordnung in Stuttgart, allerdings in einer etwas kleineren Besetzung als zunächst beabsichtigt. Die vier Tailfinger gaben sich dort ausnehmend bescheiden – sie wollten sich nur erkundigen über die Aussichten eines etwaigen Gesuches um die Verleihung der Städteigenschaft an die Gemeinde Tailfingen, so sagten sie. Zur Begründung ihres Anliegens verwiesen sie auf die kurz zuvor erfolgte Stadterhebung Trossingens, und ließen dabei nicht unerwähnt, daß Tailfingen ja doch um einiges größer sei als Trossingen; außerdem habe die Bedeutung Tailfingens durch seine Trikotindustrie enorm zugenommen. Auch seien jüngst eine Reihe moderner Einrichtungen geschaffen worden wie etwa ein Elektrizitätswerk und mehrere Schulen.

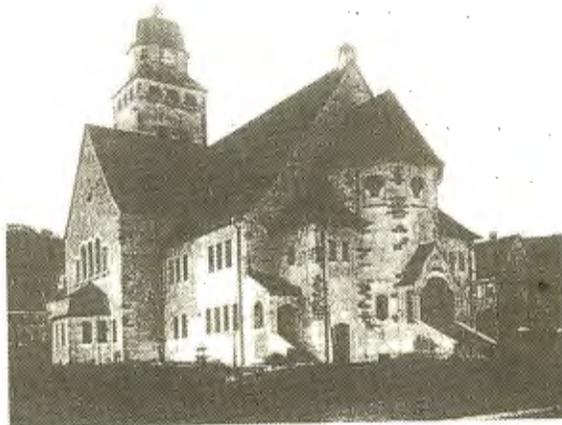
Die Antwort mußte unsere vier Honoratioren allerdings bitter enttäuschen. Bei Trossingen, so hieß es, handle es sich im Hinblick auf die Musikinstrumentenfertigung um einen Sonderfall; zudem habe die dortige Nobelfirma erst kürzlich ihr hundertjähriges Betriebsjubiläum begangen. Auch spiele die Einwohnerzahl allein keineswegs die entscheidende Rolle. Weiterhin sei nach dem Dafürhalten des Ministeriums die städtebauliche Entwicklung von Tailfingen zur Zeit leider doch nicht so fortgeschritten wie in Trossingen.

Unverrichteter Dinge, enttäuscht und – wer will es ihnen verdenken – ziemlich gekränkt mußten die vier wieder von dannen ziehen. Beim Abschied wollten sie sich jedoch vorbehalten, im Falle einer noch weiter fortgeschrittenen Entwicklung Tailfingens erneut vorzusprechen. In der Tat hatten die Tailfinger Gemeindepolitiker nicht die Absicht, die Angelegenheit im Sande verlaufen zu lassen.

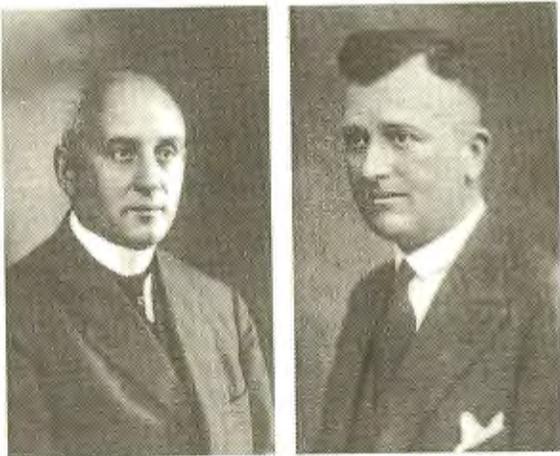
Schultheiß Höfel suchte sich zunächst einmal über die Situation anderer größerer Industriegemeinden in Württemberg zu informieren, um zu sehen, welche weiteren Kommunen möglicherweise ebenfalls an der Schwelle zur Stadterhebung stehen könnten. Zu diesem Zweck startete er am 30. Januar 1928 eine Umfrage-Aktion bei seinen Schultheißen-Kollegen in Baiersbronn, Dürrmenz-Mühlacker, Fellbach, Kornwestheim, Möhringen und Vaihingen/Stuttgart, von denen ihm vier auch prompt antworteten. Es ergab sich



St. Bonifatius Tailfingen: geweiht 1903, abgerissen 1935.



Die Pauluskirche in Tailfingen – eine Aufnahme aus dem Jahr 1910.



Rechts: Schultheiß (bzw. Bürgermeister) von Tailfingen 1921-36; Gottlob Höfel (Aufn. 1929). – Links: Eugen Bolz, Württ. Staatspräsident 1928-1933 (Aufn. ca. 1920).



Stadterhebungsfeier in Tailfingen am 8. Dezember 1930; ganz rechts Staatspräsident Eugen Bolz.

aus deren Mitteilungen, daß Tailfingen hinsichtlich der Gewerbesteuer für 1927 weit vorne an der Spitze stand:

#### Gewerbesteuer-Ansätze 1927

Baiersbronn .....	149 316,-
Dürrmenz-Mühlacker .....	310 000,-
Fellbach .....	309 800,-
Tailfingen .....	812 368,-
Vaihingen/Stuttgart .....	693 593,-

Diese Zahlen mußten in Tailfingen unweigerlich den Eindruck entstehen lassen, als stünde unsere Industriegemeinde auf der Alb an erster Stelle in der Warteschlange um die Stadterhebung. Solchermaßen beflügelt, unternahmen die Tailfinger noch im selben Jahr einen weiteren Vorstoß, um ihr heißbegehrtes Ziel zu erlangen.

Als im Sommer 1928 der Erweiterungsbau der Lutherschule fertiggestellt war, wollte die Gemeinde aus diesem Anlaß am 17. September eine Einweihungsfeier mit Kinderfest veranstalten. Hierzu sollte ein Vertreter des Stuttgarter Innenministeriums geladen werden, den man dann vielleicht in Sachen Stadterhebung bearbeiten könnte, wenn er erst einmal hier oben auf der Alb sei – am besten wohl in gelockelter Stimmung während des geplanten abendlichen Festbanketts. – Die Einladung erging am 2. September.

In Tailfingen traf postwendend eine höfliche Absage ein. Offensichtlich hatten die Stuttgarter Beamten den Braten mit Leichtigkeit gerochen, wie aus einer Aktennotiz des Innenministeriums hervorgeht: „Der Zweck der Einladung ist der, die Städteigenschaft verliehen zu bekommen oder mindestens eine entsprechende Zusage. Es empfiehlt sich nicht, sich vorzeitig unter Druck setzen zu lassen, der bei derartigen Anlässen selbstverständlich unausbleiblich ist.“

Die Tailfinger waren damit nun schon zum zweiten Mal abgeblitzt. Der doppelte Mißerfolg sorgte dafür, daß die Zuversicht der hiesigen Gemeindepolitiker einen ordentlichen Dämpfer bekommen hatte. Es wird wohl besser sein, so dachten sie wahrscheinlich, wenn wir jetzt vorläufig einmal abwarten. Bei diesem Stand der Dinge blieb es denn auch, bis eine kleine Mitteilung in der Süddeutschen Zeitung vom 1. Oktober 1930 in Tailfingen einen wahren Sturm der Entrüstung verursachte. Dort stand nämlich zu lesen, die Gemeinde Mühlacker trage sich mit dem Gedanken, das Prädikat „Stadt“ zu erringen!

Bei der Gemeinderatssitzung am folgenden Tag stand dieser Punkt auf der Tagesordnung obenan: War den Tailfingern, wie man meinte, damals in Stuttgart nicht versprochen worden, nach Trossingen komme Tailfingen an die Reihe! (Was allerdings nicht den Tatsachen entsprach). Während also die einen hitzköpfig beim Innenministerium protestieren wollten, gaben sich andere dagegen sehr zurückhaltend und stellten die ganze Stadterhebungs-Angelegenheit in Frage: Als Stadt werde Tailfingen zusätzliche Aufgaben erhalten, die ein Mehr an finanzieller Belastung nach sich zöge. Trotz dieser Gegensätzlichkeit raufte sich die Kontrahenten zusammen: Der Gemeinderat beauftragte den Schultheiß, er möge erkunden, was sich in Mühlacker eigentlich abspiele.

Höfels Nachforschungen ergaben klipp und klar: Die Gemeinde Dürrmenz-Mühlacker hatte mit Schreiben vom 4. Juli 1930 an das Staatsministerium um die Verleihung der Städteigenschaft nachgesucht. Von seinen dortigen Kollegen erfuhr Höfel außerdem, die Sache stünde für Mühlacker günstig, für Tailfingen aber deshalb nicht weniger.

Hinter dieser Aussage verbarg sich eine Unternehmung des württembergischen Innenministeriums, von welcher die Tailfinger Gemeindeverwaltung bis dato nichts wußte. 1929 hatte eine Kommission verschiedene größere Gemeinden im Ländle inspiziert, um durch eigenen Augenschein festzustellen, ob das jeweilige Erscheinungsbild eine Stadterhebung rechtfertigen könne. Diese Besichtigung hatte erkennen

lassen, daß Tailfingen hinter Dürrmenez-Mühlacker in keiner Weise zurückstand.

Solches wußte Höfel seinem Gemeinderat am 13. November 1930 zu berichten. Damit war so gleich der folgerichtige Entschluß gefaßt: Der Schultheiß habe mit allen Mitteln darauf hinzuwirken, daß Tailfingen gleichzeitig mit Mühlacker die Eigenschaft einer Stadt erhalte. Schon am nächsten Tag sehen wir Höfel mit seinen drei Mitstreitern in Stuttgart – genau wie drei Jahre zuvor, nur daß sie jetzt nicht vor einem Ministerialdirektor standen, sondern vor dem Innenminister, vor Eugen Bolz, der damals als Staatspräsident gleichzeitig das ranghöchste Amt in Württemberg inne hatte.

Die Tailfinger begründeten ihre neuerliche Aktion mit dem Hinweis auf Dürrmenez-Mühlacker, und diesem Argument konnte sich der Staatspräsident nach der Aktenlage natürlich in keiner Weise entziehen. Die vier aus Tailfingen sahen sich nun endlich am Ziel ihrer Wünsche; der Rest war nur noch reine Formsache.

So ging folgenden Tags ein förmliches Gesuch der Gemeinde Tailfingen an das württembergische Staatsministerium, bei welchem die Entscheidung über eine „Verleihung der Städteigenschaft“ letztlich lag, wie das in allerbestem Verwaltungsdeutsch hieß. Wie zu erwarten war, wurde dem Tailfinger Gesuch voll und ganz entsprochen. Die Angelegenheit duldete ja auch keine einzige Stunde Aufschub, denn die Ministerialbeamten hatten die Stadterhebung Mühlackers terminlich mit der Einweihung des dortigen Großsenders am 21. November verbunden; es blieben folglich nur noch wenige Tage Zeit.

Um die Stadterhebungs-Prozedur den Vorschriften gemäß in die Wege zu leiten, mußte das Innenministerium einen begründeten Antrag für Tailfingen an das Staatsministerium stellen, was auch umgehend geschah. Der nun folgende Schritt, die alles entscheidende Entschließung des Staatsministeriums, fand gerade noch rechtzeitig statt vor der Einweihung des Großsenders in Mühlacker: Am 19. November 1930 wurde der Landgemeinde Tailfingen die Eigenschaft einer Stadt verliehen. Bereits am darauffolgenden Tage erfuhr die Öffentlichkeit von diesem Ereignis durch eine knappe und unscheinbare Notiz im Staatsanzeiger für Württemberg.

Das frischgebackene Stadtoberhaupt konnte noch am 20. November seinen Gemeinderäten die große Sensation verkünden. Diese beschlossen daraufhin einstimmig, dem württembergischen Staatsministerium in einem Telegramm für die widerfahrene Ehrung zu danken. Das war der einzige Gemeinderatsbeschluß des Abends, denn der Anlaß verlangte danach, auf der Stelle gebührend gefeiert zu werden!

Damit sollte freilich des Feierns noch kein Ende sein; die Herren der Gemeindevertretung wollten ein ganz großes Fest veranstalten. Wenig später bat Stadtschultheiß Höfel also den Staatspräsidenten um einen Termin, denn er wollte zusammen mit einer Abordnung seines Gemeinderats ihm noch einmal persönlich danken. Die Tailfinger würden ihn auch gern zu einem Besuch bei sich auf der Alb einladen. Eugen Bolz empfing sie schon am 1. Dezember und kündigte außerdem gleich seinen Besuch in Tailfingen für den 8. Dezember an.

Für die Vorbereitung gebührender Feierlichkeiten blieb demzufolge nur wenig Zeit, die Stadtverwaltung mußte sich sputen. Über 400 Gäste wurden eingeladen, darunter acht hochkarätige Personen des öffentlichen Lebens, ihnen allen voran der württembergische Staatspräsident Dr. Eugen Bolz. Die Presse war zahlreich vertreten, überall hingen Girlanden an den Häusern, allenthalben zeigten sich bunte Wimpel, im „Museum“ und in der „Linde“ gab es Bier, Brot und Wurst für jedermann kostenlos, Festmusik und Ansprachen wurden per Lautsprecher übertragen.

Daß der württembergische Staatspräsident sich ohne Zögern bereitfand, beim Heraufziehen der kalten Jahreszeit von Stuttgart auf die rauhe Alb zu kommen, das hatte gewiß einen höheren politischen Grund. Bekanntlicherweise hatte die Weltwirtschaftskrise ihren Stempel der damaligen Zeit aufgedrückt: Vor allem in Deutschland wurde die Industrie schlimm gebeutelt, zahllose

blühende Betriebe gerieten in ausweglosen Ruin, die Zahl der Arbeitslosen erreichte schwindelerregende Höhen, allenthalben verbreitete sich ein Gefühl der Ohnmacht und Mutlosigkeit.

In dieser Lage schien es erforderlich, positive Akzente zu setzen und Anregungen zu geben für neue Perspektiven und neuen Optimismus, um damit der Wirtschaft wirksame Impulse zu vermitteln. Die Tailfinger Stadterhebung bot hierfür dem württembergischen Staatspräsidenten eine willkommene Gelegenheit. Seine persönliche Anwesenheit in der jungen Stadt lenkte automatisch das allgemeine Interesse dorthin – nach Tailfingen, wo die Stadterhebung Zuversichtlichkeit signalisierte. Wie seine Festrede uns schwer erkennen läßt, benutzte Eugen Bolz die Tailfinger Feier ganz in diesem Sinne:

„... So ein Tailfingen in seinem ganzen Werden, in seinem ganzen Emporwachsen, das ist ein Beispiel dafür, wie man es machen kann und in der Entwicklung der Stadt, da liegt ein Stück Weg, um auch die heutige Not zu überwinden. Wenn das der Einzelne von Ihnen nicht selbst erkennt, dann frage er einmal seinen Vater oder seinen Großvater, wie das nun alles aus so klein heraus geworden und gewachsen ist und sind Sie nicht auch der Meinung, daß das, was damals war, durch Jahrzehnte hindurch sich durch die Arbeit bewiesen hat, durch die Leistung und durch den Erfolg. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß das auch heute noch in der Zeit der Not ein gut Teil Wahrheit ist...“

Die heutige Besichtigung der Stadt hat meine Meinung noch überboten, indem mir noch deutlicher, als ich wußte, vor Augen geführt worden ist, was hier von einfachen Menschen Großes geleistet werden kann. Da sei unser Stolz und

das sei unser Vorbild und wir wollen in der heutigen Not nicht vergessen, daß diese Art der schlichten Lebensweise und daß diese Art von Arbeit und Genügsamkeit die erste Voraussetzung ist, wenn es bei uns besser werden will. Nicht große Redensarten, sondern ein praktisches Beispiel, in dem jeder einzelne bei sich anfängt, in dem jeder einzelne das Bewußtsein mit sich hat, daß er dazu geboren ist, selbst etwas zu schaffen und nicht immer auf andere zu warten.

Nun, meine Damen und Herrn, das sollen meine Wünsche sein, daß jeder sich ein Beispiel von Tailfingen nimmt, auch an den Eltern und Großeltern und den Ehrgeiz darein setzt, nicht minderwertig zu sein gegenüber den Vorfahren, sondern es ihnen gleichzutun, im Denken und im Arbeiten, dann kann es auch für die Zukunft von Tailfingen nicht schlecht bestellt sein. Wir dürfen stolz sein auf Sie alle. Unsere jüngste Stadt Tailfingen, sie lebe hoch, hoch, hoch!“

#### Literatur und Quellen

Karl Bergmann, Die Trikotagenindustrie in Tailfingen/Württbg., Tailfingen 1947  
Hermann Bizer, Tailfinger Heimatbuch, Tailfingen 1953

Hauptstaatsarchiv Stuttgart:

Best. E 130 b, Bü 983

Best. 151 d III, Bü 15

Kath. Stadtpfarramt St. Elisabeth, Tailfingen: Pfarrchronik 1900–1945

Stadtarchiv Albstadt:

Adreßbücher Tailfingen, 1911, 1925, 1928

Gemeinderatsprotokolle Tailfingen, 1920–1930

Registatur Stadt Tailfingen Nr. 1155

Tailfinger Zeitung, 1930

## Vor 50 Jahren: Wie wir Gebirgsjäger wurden

Von Ludwig Kainz, Ludwigsburg

Nach dem harten Einsatz im Westfeldzug kam 1940 der Rückmarsch des Regiments aus Frankreich und Einzug 1940 in die alte Garnison Ludwigsburg. Nur kurze Zeit durften wir das heimatliche Klima genießen – nicht in den alten Kasernen, da dort andere Truppenteile neu aufgestellt wurden, sondern in den Ortschaften rund um Ludwigsburg.

Schon nach kurzer Zeit rollten die Transportzüge in Richtung Heuberg ab. An der langen Rampe von Storzingen wurde das Regiment 13 entladen, und der Marsch führte über die uns aus vergangenen Tagen wohlbekannte Steige nach Stetten a. k. M. zum Truppenübungsplatz Heuberg, im Soldatenjargon „Schwäbisch-Sibirien“ genannt. Hinter uns lagen einige Tage voller Wiedersehensfreude und Herzlichkeit. Beim Anblick der monotonen Lagerstraßen kehrte der militärische Alltag wieder ein. Die alten „13er“ konnten ihre Enttäuschung schwer verbergen, als sie die in Friedenszeiten so oft umkämpften Höhen und Punkte wiedersahen.

Es kam wieder die Zeit der Gerüchte, und eines davon wurde Wahrheit: Das Regiment 13 mußte die Waffenfarbe wechseln – das Weiß der Infanterie wich dem Grün der Gebirgstruppe! Wenn auch dem einen oder anderen dieser Wechsel schwerfiel, so lockte auf der anderen Seite doch die Umstellung zu einer Hochgebirgstruppe. Eine große Freude war, daß die Regimentsnummer 13 blieb, denn seit 1921 war diese Einheit der einzige infanteristische Truppenteil der Reichswehr in Württemberg gewesen, der als Stamm die Aufstellung vieler anderer Regimenter ermöglichte. Zu der bisher innegehabten stolzen Tradition des Inf.-Rgts. 121 „Alt-Württemberg“ kam noch jene des tapferen württembergischen Gebirgsschützenregiments.

Die Tage auf dem Heuberg waren gezählt, sie wurden ausgefüllt durch viel inneren Dienst und organisatorische Aufgaben. Als auch das Schwesterregiment 91 aus den Garnisonen Kempten und Lindau zur Umrüstung im Lager eingetroffen war, wurde der Raum zu eng, und das schwäbische Regiment 13 wurde in Privatquartiere eingewiesen. Wir rückten in die zivilen, wohnlichen Quartiere des Schmieda- und Eyachtales, bis hinaus zum Fuß der Alb.



Frühjahr 1941: Verladen auf dem Bahnhof in Balingen zur Fahrt an die Front.

Tailfingen und Onstmettingen wurden Unterbringungsbereich des I. Bataillons, der Raum vor und um Balingen beherbergte das II. Btl., den Rgt.-Stab und die Regiments-Einheiten, zwischen beiden fand das III. Btl. in den Ortschaften entlang der Eyach Unterkunft. Die 16. Kompanie belegte Haigerloch.

Der Kleine Heuberg, die Balingen Alb und die Ebinger Berge waren die landschaftliche Kulisse des Unterkunftsbereichs des Regiments, die darin wohnenden Menschen aber wurden über den Winter 1940/41 liebe Quartierleute und erinnerten uns an die ähnliche Zeit des Vorjahres, als wir Quartiergäste in der Pfalz waren.

Am 25. Oktober 1940 war das Regiment unter den Befehl der 4. Gebirgs-Division getreten. Es nannte sich seitdem Geb.-Jäg.-Rgt. 13. Als neuer Rgt.-Kdr. war Oberst Sorko eingetroffen. Nach Oberst Müller-Gebhard aus der Friedenszeit bis einschließlich zum Westwalleinsatz; Oberst Dürrstein von der Zeit im rückwärtigen West-

wall und während des Feldzuges im Westen bis zum Einsatz an der Demarkationslinie sowie Oberst Seeger seit dem Rückmarsch aus Frankreich bis Balingen war Oberst Sorko seit der Mobilmachung 1939 der vierte Kommandeur des Regiments 13.

Es dauerte Wochen, bis die Umrüstung sichtbar wurde. Die alten Kompanien wurden personell stärker – besonders durch die zahlreichen Tragtierführer –, eine 5. Kompanie kam zu jedem Bataillon. Die neuen Kameraden, die das Regiment verstärkten, kamen aus Bayern und den österreichischen Landesteilen einschließlich Südtirol. Die von ihren Verwundungen Genesenden (soweit sie noch gebirgstauglich waren) fanden sich ein und verstärkten ihre alten Kompanien. Personell und in Gebirgsjägeruniform eingekleidet war die Umrüstung vor Weihnachten des Jahres 1940 beendet, so daß die Truppe vor den Feiertagen und zum Jahreswechsel zu Hause einen kurzen Urlaub genießen konnte. Die materielle Umstellung ließ jedoch länger als gedacht auf sich warten. In großen Abständen nacheinander kamen dann Waffen und Gerät, die Karretten und kleinen Gefechtsfahrzeuge, die Zugmaschinen, Fahrräder und vor allem die Mulis.

In der freien Natur fand man die Einheiten bei Märschen in den Bergen, beim Klettern, Abseilen von Mensch, Waffen und Gerät wurde bei Tag und Nacht geübt. Kleinere Gefechtsaufgaben in unbekanntem Gelände waren im täglichen Programm. Die Nachrichtenleute vervollkommneten ihr Können, neue Geräte mußten ausprobiert werden.

#### Auf der winterlichen Alb

Trotz der Improvisation wegen so manch fehlender Ausrüstung übten die Kompanien an den Hängen der winterlichen Alb. Es war eine harte Ausbildung im bergigen Gelände mit den schwierigen Wegeverhältnissen. Wie oft schimpfte der Feldküchenkoch, als er zum erstenmal in einer Bergschlucht, ohne Rauchsäule, an den neuartigen Kochkisten, seine bisher untadelige Kunst unter Beweis stellen mußte! Und wieviele Flüche wurden ausgestoßen, weil ein Tragtier gestürzt war und sich nicht mehr auf die Beine stellen wollte. Es brauchte viel Verständnis und Geduld bis die Tragtierführer ihre Mulis einigermaßen in den Griff bekamen. Nicht alle waren gutmütig, es waren Schläger dabei und wehe, wer ihnen zu nahe kam; er bekam einen Denkkzettel verpaßt. Bei Übungen wurden die Tiere vielfach an den Zaun oder Baum angebunden. In aller Gemütsruhe fraßen sie die Rinde vom Stamm ab. Als sich ein Gartenbesitzer darob beschwerte und eine Entschädigung forderte, fragte man „höheren Orts“ zurück, weshalb die Mulis die Bäume abnagen würden. Darauf antwortete der damalige Regimentszahlmeister Zirkelbach, daß dies eine Eigenart dieser Tiere sei. Es kam keine Antwort, aber auch kein Geld, so daß der Mann von der Zahlmeisterei entschädigt wurde.

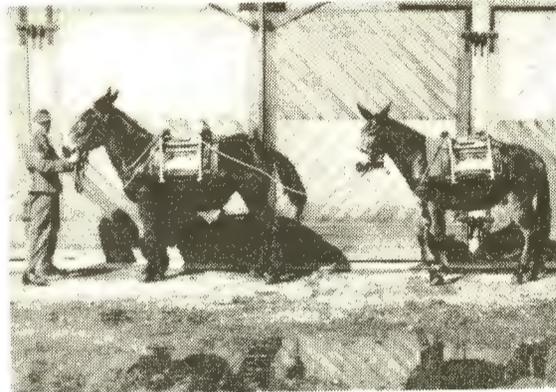
Ich erinnere mich noch, daß diese „Eigenart“ vielen Tieren in Rußland das Leben gekostet hat. Als einzige Bäume gab es in den weiten Ebenen und langgezogenen Dörfern nur Akazien. Die dort angebundenen Tiere knabberten die Rinden ab und verendeten. Ein Divisionsbefehl verbot ab sofort das Anbinden der Mulis an Akazien. Davon wußten wir aber in Balingen noch nichts.

#### Gastfreundschaft der Bevölkerung

Die Truppe genoß die Gastfreundlichkeit der Bevölkerung in großen Zügen. Fast jedes Haus hatte seinen Gebirgsjäger und fühlte mit ihm in Freud und Leid. Sie standen mit ihren Soldaten auf, und mancher Kaffee aus der Feldküche wurde im Quartier mit Zutaten verfeinert auf den Tisch gebracht. So wuchs die Gemeinschaft zusammen. Natürlich fanden die Mädels, die in der harten, rauhen Natur der Albberge aufwuchsen, ihren Jäger – manche sogar fürs ganze Leben. Sie gingen zusammen auf die Berge, fuhren Ski oder rodelten und waren abends beim Tanze zusammen.



Wegweiser in der Nähe von Belgrad: nach Balingen 1843,7 km.



Das waren die zähen Burschen auf vier Beinen – die Helfer der Gebirgsjäger.



Gebirgsjäger auf der Schwäb. Alb bei einer Verbandsübung mit Mulis.



Die „Krone“ in Lautlingen mit Mulis der 14. Komp./Geb. Jg. Rgt. 13 im Winter 1940/41

Wer dachte bei dieser friedensmäßigen Stimmung an Krieg? Doch schlagartig änderte sich dieses Bild. Die vierte Gebirgsdivision sollte zusammengezogen und in den südlichen Schwarzwald verlegt werden, um ihren Ausbildungsstand in Verbandsübungen unter Beweis zu stellen. Doch es kam anders. Am 15. März 1941 mußten die Bataillons- und Regimentseinheiten Vorkommandos abstellen; das Regiment machte sich marschbereit. Es war ein schwerer Abschied von der Landschaft und ihren Menschen, die man in den letzten Monaten lieb gewonnen hatte. Für viele Dreizehner sollte es der Abschied für immer werden. Es war verständlich, daß uns in harten Kampftagen die Erinnerung an diese schönen Stunden immer wieder überkam und in Feindesland die heimatlich bekannten Ortsbezeichnungen, Gelände- oder Wegebezeichnungen Ausdruck fanden in Aufschriften wie Lochenberg, Nonzbrücke, Heuberg, Lochenhörnle und viele andere. Die Wegeschilder in Jugoslawien wiesen uns eine Entfernung nach Balingen mit 1843 Kilometern aus. So waren wir immer mit der Heimat verbunden.

#### Erinnerung ist geblieben

Inzwischen sind fünfzig Jahre vergangen, die Erinnerung an die schwer durchlebten Zeiten, einschließlich Kriegsgefangenschaft, ist geblieben. Das soll nicht vergessen werden und ist der Inhalt aller bei diesen Treffen geführten Gespräche. Die dritte Generation wächst heran und hat von all dem Geschehen wenig Ahnung, nur ihre Eltern und Großeltern erlebten jene Zeit als ihr Balingen für kurze Zeit Garnison von Gebirgsjägern war. Hier gab das Infanterie-Regiment 13 die weiße Farbe ab und erhielt dafür die dunkelgrüne Jägerfarbe.

Und wenn wir am Gedenkstein der 4. Gebirgsdivision auf dem Lochenhörnle unserer gefallenen Kameraden gedenken, dann schließen wir alle Bürger und Bürgerinnen mit ein, die uns mit Liebe entgegengekommen sind und denen wir die Hand nicht mehr reichen können.

Ludwig Kainz

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 7470 Albstadt

Ludwig Kainz  
Ludwigsburg

### Die Redaktion gibt bekannt:

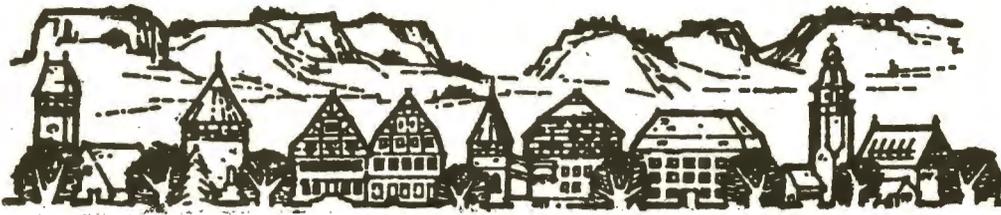
Für die folgenden Ausgaben – etwa bis Mitte des Jahres – liegen genügend große Beiträge vor. Was fehlt, sind kleinere Abhandlungen zum Abrunden der Ausgaben. Neue Einsendungen sind indes immer willkommen; sie erleichtern die Auswahl zu einer möglichst vielseitigen Gestaltung der Heimatkundlichen Blätter. So gesehen, muß es als normal betrachtet werden, wenn Beiträge zuweilen länger in der Schublade liegen. Die Redaktion bittet um Verständnis.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Aus der Geschichte der Adlerbrauerei Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth

In den nächsten Wochen wird neben der ehemaligen Textilfabrik C. F. Behr bzw. Fernmeldedepot in Balingen ein weiterer traditionsreicher Balinger Industriebetrieb für immer aus dem Stadtbild verschwinden: die Adlerbrauerei. In der Oberamtsbeschreibung Balingen von 1880 heißt es lakonisch: „Es finden sich (in Balingen) 18 Schildwirtschaften, meist zugleich Bierbrauereien. Nur zwei Schildwirte brauen nicht.“ Daraus kann man also schließen, daß es in Balingen damals 16 Brauereien gab, von denen die größte die des Adlerwirts, später Adlerbrauerei genannt, war.

Betrachtet man diese große Anzahl von Brauereien, die die Balinger mit Bier belieferten, so könnte man meinen, daß die Einwohner unserer Stadt wohl derselben Ansicht waren wie der einstige „Stadtphysikus“ zu Leipzig, der Arzt J. F. Henkel, der 1725 feststellte: „An einem guten Bier ist mehr gelegen als an medizinischen Goldessenzen, Herzpulvern und derlei sieben Sachen. Ich will es allen zu Gemüte führen, daß Brauhäuser und Bierkeller die vornehmsten Apotheken sind.“

### Die „alte“ Adlerbrauerei

Der Gasthof zum Adler, ein großes stattliches Gebäude, befand sich an der Ecke Friedrichstraße/Adlerstraße neben der Stadtkirche. Er wurde 1967 an das Textilhaus Schneider verkauft, 1971 abgebrochen und an seiner Stelle ein neues Textilhaus erbaut, das seit 1982 an die Firma Vögele verpachtet ist.

Im Gewerbekataster von 1877 wird der Adlerwirt Jetter („Brauerei, Schildwirtschaft, Branntweinbrennerei und Schafhandel“) mit einer steuerbaren Summe von 10225 Mark genannt, eine Summe, die nur von der Firma Christian Behr, Witwe („Tuch- und Spezereihandlung, Trikotfabrik und Handel mit Wollwaren“) mit 10223 Mark erreicht wurde. Jetter übertraf damit die anderen Betriebe meist um ein Mehrfaches. An dritter Stelle stand übrigens mit 7875 Mark die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei von Karl Lang.

Die landwirtschaftlichen Gebäude und die 1865 neu errichtete Brauerei des Adlerwirts Jetter befanden sich in der Verlängerung der Adlerstraße, jenseits des „Dammgrabens“, der etwa im Zuge der heutigen Wilhelmstraße verlief, zugänglich über eine kleine Brücke, d. h. an der Stelle der jetzigen Adlerbrauerei.

Im Jahre 1890/91 erfolgte ein wesentlicher Umbau auf dem Gelände des Adlerwirts. Inzwischen hatten sich in der Umgebung drei wichtige Veränderungen ergeben: Im Westen des Grundstücks führte die 1878 eröffnete Bahnlinie nach Sigmaringen entlang, im Osten des Grundstücks war die „Wilhelmgasse“ z. T. gebaut, z. T. projektiert, und im Süden war, entlang der Bahnlinie und der projektierten Fortsetzung der Dammgasse, ein Neubau der Firma Behr errichtet worden.

Im Schätzungsprotokoll für Fabrikzubehör ist aufgeführt: Christian Jetter, Bierbrauerei zum Adler 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>stöckiges Ökonomiegebäude mit 3stöckigem Brauereigebäude, 2stöckiges Wohnhaus, 3stöckiges Kellergebäude.

Damit ist Christian Jetter bereits als Besitzer genannt, an den das Anwesen nach dem Tod des Vaters formell erst 1895 bzw. 1898 je zur Hälfte von seiner Mutter übergegangen war. Christian Jetter wurde damit einer der reichsten Bürger der Stadt.

Im Jahr 1908 wurde hinter dem an der Wilhelmstraße liegenden „Brauhaus“ der Bau eines Kesselhauses für eine Dampfmaschine genehmigt,

wobei der „Württembergische Dampfkessel-Revisionsverein“, ein Vorläufer des heutigen TÜV, eine maßgebliche Rolle spielte. – Am Rande ist zu erwähnen, daß noch immer entlang der Wilhelmstraße der „Bach No 6“ floß (der „Krotengraben“), über den im Verlauf der Adlerstraße eine Brücke führte.

### Die Adlerbrauerei wird Genossenschaftsbrauerei

Gegen Ende des ersten Weltkrieges gerät diese größte Brauerei Balingens in Konkurs, wobei der Adlerwirt und Brauereibesitzer Christian Jetter sein gesamtes Vermögen verliert.

Der Adler selbst wurde schon 1916 von Christian Jetter an seine Schwägerin Gretchen Wegenast verkauft.

Die Stadt Balingen kaufte, nach einem Beschluß des Gemeinderats vom 28. 4. 1918 „3 ha 2 a 42 m<sup>2</sup> Acker und Öde auf der Au, innerhalb des genehmigten Ortsbauplanes und unmittelbar an der Straße nach Engstlatt gelegen“ für 40000 Mark aus der Konkursmasse. Auf diesem Gelände befindet sich heute das in den 20er Jahren gebaute Stadtgebiet auf der Au.

Dieser Konkurs hatte gezeigt, daß Brauereien von der Größe des Adler nicht mehr lebensfähig waren und die zahlreichen anderen, die noch wesentlich kleiner waren, erst recht nicht.

Andererseits befürchtete der Stadtschultheiß Hofmann, daß durch den Niedergang der Brauereien Balingen einen wichtigen Wirtschaftsfaktor verlöre, sowohl hinsichtlich der Arbeitsplätze als vor allem auch hinsichtlich der Stadtkasse wegen der Gewerbesteuer, nicht zuletzt als Wasserverbraucher, ohne die die 1895 eingerichtete Wasserleitung unrentabel würde.

Seine Bemühungen hatten Erfolg: Im August 1919 wurde die Genossenschaftsbrauerei Balingen-Ebingen gegründet. Bereits im März 1919 hatten 30 Mitglieder des Bezirkswirtevereins Ebingen beschlossen, sich zum Erwerb und Betrieb einer eigenen Bierbrauerei zu einer Genossenschaft zusammenzuschließen. Im folgenden Monat traten zahlreiche Mitglieder des Bezirkswirtevereins Balingen bei und entschlossen sich, ihre Braurechte und Malzkontingente der Genossenschaft zur Verfügung zu stellen.

Unter mehreren angebotenen Brauereien wurde die Adlerbrauerei aus der Konkursmasse des Christian Jetter für günstig befunden und für 310000 Mark gekauft.

Bis zur Generalversammlung der Genossenschaft vom 20. 10. 1919 konnten Verträge für den Erwerb der Braukontingente und die dauernde Stilllegung folgender Brauereien abgeschlossen werden: Bebelt, Lang, Paradies, Rad, Rose, Sonne, Vollmer in Balingen; Häringstein, Kreuz, Paradies, Sternen in Ebingen; Linde in Dürrwangen; Blume in Endingen; Rößle in Isingen; Krone und Lamm in Lautlingen; Hirschen und Stern in Tübingen.

So waren einschließlich der Adlerbrauerei 19 Kleinbrauereien in der Genossenschaftsbrauerei



Bild oben: die Wilhelmstraße im Jahr 1940. Das mittlere Brauereigebäude, noch mit Zinnenkranz, wurde umgebaut. Bild darunter: Christian Jetter, Brauereibesitzer von 1895 bis 1919.



vereinigt (In Balingen blieb nur die Hirschbrauerei selbständig). Die Mitgliederwerbung wurde bewußt auch auf Nichtwirte ausgedehnt, um das Werk auf möglichst breiter Grundlage im Bezirk zu verankern. Bis Ende des Jahres 1919 wurden 320 Mitglieder, darunter 130 Wirte und Flaschenbierhändler mit zusammen über 1 Million Mark Geschäftsanteile Genossen. Übrigens konnten im folgenden Jahr auch noch die Braurechte Rößle in Geislingen, Hohenzoller in Ebingen, Grotental in Oberdigisheim und Lamm in Onstmettingen erworben und deren Kundschaft angegliedert werden.

### Der Stadtschultheiß wird Brauereidirektor

In einer Gemeinderatssitzung vom 8. August 1919 schilderte Stadtschultheiß Hofmann die Vorgänge, die zur Gründung der Genossenschaftsbrauerei geführt hatten, und wie er sich bemüht habe, die Steuerkraft und den Betrieb für die Stadtgemeinde zu erhalten.

Wenige Tage später, am 12. August 1919, war die Überraschung perfekt: Stadtschultheiß Hofmann hatte die Stadträte erneut zusammenrufen lassen, um eine persönliche Erklärung abzugeben, in der es u. a. heißt:

„Als es sich seinerzeit darum handelte, die hiesigen Brauereibesitzer zur Aufgabe ihrer selbständigen Betriebe und zum Eintritt in die Genossenschaft zu veranlassen, sind einige der beteiligten Brauereibesitzer an mich herangetreten und haben mich ersucht, die notwendigen Verträge zu entwerfen und ihnen auch sonst beratend zur Seite zu stehen. Ich habe dieser Bitte gern entsprochen, denn es handelt sich um Erhaltung einer Steuerkraft und eines großen Wasserabnehmers. Die Brauerei wurde dann ins Leben gerufen, und zu Vorstandsmitgliedern sind die Herren Bierbrauereibesitzer Vollmer hier und Metzgermeister Schempp in Ebingen bestellt worden mit dem satzungsgemäßen Recht, das dritte Vorstandsmitglied, den Geschäftsführer der Genossenschaft, zu bestellen. Diese Her-

ren haben mir in den letzten Tagen das Angebot unterbreitet, der Genossenschaftsbrauerei als Geschäftsführer vorzustehen... Es waren schwere innere Kämpfe, die ich durchzufechten hatte, ehe ich mich zur Annahme dieses Angebots entschlossen habe... Ich habe einen Vertrag abgeschlossen, der meinen Übertritt auf 15. September 1919 vorsieht."

Als Gründe, die ihm die *Aufgabe des Stadtschultheißenamts* erleichtern, gab Hofmann an, daß er „auf die Dauer den Widerwärtigkeiten und Aufregungen der gegenwärtigen Zeit nicht mehr den nötigen Widerstand entgegenzusetzen kann“, daß er während seiner ganzen Amtsführung „noch nie ein offizielles Wort der Anerkennung habe erfahren dürfen“ und daß „die Einwohnerschaft, die mir aus Anlaß der letzten Gehaltsregelung zugebilligte Gehaltszulage als zu hoch befunden hat, obwohl sie sich im Rahmen der auch anderwärts bezahlten Gehälter hält.“

Der Gemeinderat, so fährt das Sitzungsprotokoll fort, „nahm mit tiefem Bedauern von dieser Mitteilung Kenntnis“. Er beschloß, sofort einen Bewerberauftrag zu erlassen und Stadtschultheiß Hofmann zu ersuchen, die Geschäfte der Stadtverwaltung bis zum Amtsantritt seines Nachfolgers weiterzuführen.

Das Balinger Stadtoberhaupt wurde also *Brauereidirektor*. Die Zeit unmittelbar nach Kriegsende und Revolution, wo Mangel an Kohle, Milch und anderen Lebensmitteln, wo Arbeitslosigkeit unter den heimkehrenden Soldaten, eine darniederliegende Industrie, Wohnungsnot, ein aggressiver Arbeiterrat, mehrere Wahlkämpfe in kürzester Zeit die Nerven des Stadtoberhauptes schwer strapaziert hatten, führte nun dazu, daß er eine lukrativere Beschäftigung in der Privatindustrie dem öffentlichen Amt vorzog.

#### Aus der Genossenschaftsbrauerei wird eine Aktiengesellschaft

Am 1. Oktober 1919 konnte die Biererzeugung der Genossenschaftsbrauerei aufgenommen werden. Der Ausstoß betrug im ersten Geschäftsjahr 8779 hl und steigerte sich auf 19375 hl im Geschäftsjahr 1923/24.

Aber die *Inflation* brachte die junge Genossenschaft, besonders nach der Ruhrbesetzung, im Januar 1923, in immer größere Schwierigkeiten. Die Einkaufspreise stiegen von Tag zu Tag; ihnen konnten die Verkaufspreise nicht mehr folgen. Schon im Dezember 1922 wurde festgestellt, daß der Wert sämtlicher Geschäftsanteile gerade noch ausreichte, einen einzigen Wagen Gerste zu kaufen. Im Februar 1923 mußte der Vorstand berichten, daß die im Vormonat verkauften 1050 hl Bier einen Erlös von 12 Millionen Mark erbringen, die Wiederbeschaffungskosten allein für die darauf verwendete Gerste aber 24 Millionen Mark betragen. Die nötigen Betriebsmittel waren weder auf dem Kreditweg noch durch Werbung neuer Mitglieder zu erlangen, zumal die Gesetzgebung über die Genossenschaften sich den neuen Verhältnissen nicht hatte anpassen können.

So blieb keine andere Möglichkeit offen, als den Weg zu gehen, den auch andere Genossenschaften gingen, nämlich die bisherige Gesellschaftsform zu verlassen und *Aktiengesellschaft* zu werden.

So verkaufte aufgrund eines Generalversammlungsbeschlusses der Genossenschaftsbrauerei Balingen-Ebingen eGmbH vom 5. März 1923 diese am 27. 4. 1923 ihr gesamtes Geschäftsvermögen an die am 21. 4. 1923 gegründete „*Adlerbrauerei und Malzkaffeeabrik AG Balingen*“. Im Handelsregister wird als Gegenstand des Unternehmens „die Herstellung und der Vertrieb von Malz, Bier und Malzkaffee sowie von sonstigen Erzeugnissen der Nahrungs-, Genuß- und Futtermittelindustrie“ genannt.

Als *Gründer der Gesellschaft* sind Karl Schempp, Metzgermeister in Ebingen, Georg Bitzer, Wirt in Frommern, Paul Burgold, Geschäftsführer in Ebingen, Jakob Löffler, Direktor in Cannstatt, Karl Rieber, Gastwirt in Balingen, Jakob Rieber, Wirt in Ebingen, Fritz Waner, Wirt in Ebingen, verzeichnet.

Als *Vorstand* fungierte weiterhin Brauereidirektor Friedrich Hofmann. Der erste Aufsichtsrat bestand aus: 1. Adolf Lang, Gastwirt in Ba-



100-DM-Aktie der Adlerbrauerei Balingen.

lingen (Vorsitzender), 2. Dr. Friedrich Hübner, Fabrikant in Balingen (stv. Vorsitzender), 3. Freiherr Franz Schenk von Stauffenberg, Gutsbesitzer in Rißtissen.

Das *Grundkapital* wurde zunächst auf eine Million Mark festgelegt, wenige Tage später wegen der Inflation auf 16 Millionen Mark(!) erhöht. Im Jahr 1925, nach der Inflation, wurde es auf 305 000 Mark umgestellt.

Der maßgeblich an den Vorbereitungen der Gründung beteiligte Brauereidirektor Vollmer war übrigens wenige Tage vor der eigentlichen Gründung durch einen mysteriösen Schuß aus dem Balinger Amtsgerichtsgefängnis heraus vor seinem Haus getötet worden.

#### Aller Anfang ist schwer ...

Die erste Zeit der neuen Aktiengesellschaft ist geprägt von „der rasend fortschreitenden Geldentwertung, begleitet von dem Kunterbunt allen möglichen gesetzlichen und ungesetzlichen Papier-Notgeldes der Gemeinden, Bezirke und privater Gesellschaften, das vom Publikum an die Wirte und von diesen wieder an die Brauereien gegeben wurde und nicht mehr an den Mann gebracht werden konnte“, wie der Geschäftsbericht für 1923 anschaulich bemerkt.

Der *Bierabsatz* ging infolge einer guten Obst- und Weinernte (Most!) und vor allem infolge der gesunkenen Kaufkraft stark zurück. Die Nachfrage nach Malzkaffee war so gering, und die Erlöse dafür gingen so zurück, daß dessen Fabrikation schon bald völlig eingestellt wurde. Insgesamt erlitt die Gesellschaft in dieser Zeit der Inflation ungeheure Verluste.

In den nächsten Jahren stieg der Bierabsatz infolge der *besseren Wirtschaftslage* zwar an, wobei aber die Höhe der jeweiligen Obsternte und die jeweilige Witterung starke positive oder negative Wirkungen ausübte. Auch die „Antialkoholbewegung“ machte sich bemerkbar, so daß im Geschäftsjahr 1929/30 auch der Absatz von *Mineralwasser* aufgenommen wurde, der allerdings noch wetterabhängiger war als der Bierabsatz.

Im Jahr 1925 wurde nach dem Tod vom Kommerzienrat Behr dessen Balinger „*Villa*“ an die Adlerbrauerei verkauft, wo zunächst der 1. Vorsitzende wohnte und später die Verwaltung der Adlerbrauerei untergebracht war.

Um in den Investitionen mit anderen Brauereien Schritt zu halten, z. B. Verbesserung der Gebäude und Maschinen, wurde im Frühjahr 1930 das *Grundkapital* um 300 000 Mark auf 605 000 Mark aufgestockt, wobei sowohl bei den alten Aktionären wie auch bei neuen eine lebhafte Nachfrage nach Aktien bestand.

#### Der 2. Weltkrieg

Die ersten Jahre des Dritten Reiches brachten infolge der besseren Wirtschaftslage eine we-



Ehemalige Flaschenfüllerei – Stundenleistung 14 000 Flaschen.

sentliche Steigerung des Bierabsatzes, wie die Geschäftsberichte erfreut melden. So war es auch möglich, im Jahr 1934 in der Tegernaustraße neben der Sichelschule ein modernes Dienstwohngebäude für den Brauereidirektor zu erbauen.

Aber schon bald brachte der 2. Weltkrieg *starke Rückschläge*. Der Bierumsatz ging, infolge der zahlreichen Einberufungen zum Wehrdienst, stark zurück, viele „Gefolgschaftsmänner“ (46 Prozent) eilten „zu den Fahnen“, das Wetter war naßkalt ...

Die im Feld stehenden Betriebsangehörigen und ihre Familien wurden auf mannigfache Weise unterstützt. So wurde im Jahr 1940 eine „*Unterstützungsgesellschaft* zur Unterstützung langjähriger Belegschaftsangehöriger in unverschuldeter Not und im Alter“ eingerichtet.

Auch die *Adolf-Hitler-Spende* der Deutschen Wirtschaft, das Winterhilfswerk und die NS-Volkswohlfahrt wurden regelmäßig mit Spenden bedacht, die allerdings, bezogen auf das Gesamtergebnis, als recht gering erscheinen. Im Jahr 1941 wurde, um das Nominalkapital an das tatsächlich in der Gesellschaft arbeitende Eigenkapital anzupassen, eine *Berichtigung des Gesellschaftskapitals* auf 907 500 RM vorgenommen.

Am 14. März 1943 verstarb Friedrich Hofmann, zunächst (ab 1906) Stadtschultheiß, seit 1919 Direktor der Adlerbrauerei, ein Mann, der diesen Betrieb gegründet und annähernd 14 Jahre geleitet hatte. Er hat sich um die Stadt und um diesen Betrieb bleibende Verdienste erworben. An ihn erinnert noch heute sein Grab neben der Friedhofkirche und vor allem die nach ihm benannte *Hofmannstraße* auf der Au. Zu seinem Nachfolger wurde zunächst Rechtsanwalt Wilhelm Rieker bestimmt. Die technische Leitung lag in den Händen von Prokurist Braunstein.

Im *letzten Kriegsjahr* ging zwar „der Bierausstoß gegenüber dem Vorjahr um 43 Prozent zurück... von schweren Fliegerschäden ist unser Grundbesitz in Balingen, Ebingen, Bisingen und Stetten a. k. M. verschont geblieben. Lediglich unser Gasthof zum Adler in Laufen/Eyach ist von einem Teilschaden, der auf RM 12 000,- geschätzt wurde, betroffen worden. Auch die Verluste an dem lebenden und toten Inventar durch die Ansprüche der deutschen Wehrmacht und später durch die Besatzung hielten sich in erträglichen Grenzen. Von unseren ausmarschierten Betriebsangehörigen sind bis jetzt sechs als gefallen gemeldet, 26 sind zurückgekehrt, davon 15 wieder im Betrieb tätig, 18 sind noch abwesend“, wie es im ersten Nachkriegsgeschäftsbericht heißt. Die Geschäftsaussichten werden verständlicherweise als sehr düster bezeichnet.

Der inzwischen aus dem Krieg heimgekehrte Sohn Erich des ehemaligen Brauereidirektors Friedrich Hofmann wurde nach mehrjähriger Tätigkeit in einer auswärtigen Brauerei mit Wirkung vom 1. 1. 1950 in den Balinger Vorstand berufen und ihm *die eigentliche Leitung der Brauerei* übertragen. Er hatte dieses Amt bis zu seinem Ausscheiden am 22. 9. 1961 inne. Wilhelm Rieker blieb 2. Vorstand; nach seinem Tod 1960 wurde er durch seinen Schwiegersohn Dr. Rudolf Schwab ersetzt.

#### Die Adlerbrauerei antwortet auf die neuen Herausforderungen

Als eine im Verhältnis zu anderen Brauereien kleine Brauerei geriet die Adlerbrauerei Balingen nach dem Krieg in immer *neue Schwierigkeiten*.

Einerseits waren während des Krieges naturgemäß viele notwendige Investitionen an Gebäuden, Maschinen und Fahrzeugen unterblieben, andererseits begann jetzt ein *gnadenloser Konkurrenzkampf*. Dabei gelang es vor allem auswärtigen Großbrauereien, die rationeller arbeiten konnten, mit neuen Vertriebsmethoden in den Balinger Raum einzudringen.

Dazu zählten vor allem, wie der Geschäftsbericht von 1958/59 berichtet, „das Unwesen des Haustierhandels, der zum Schaden unseres einheimischen Gastgewerbes von immer mehr Brauereien und insbesondere von Niederlagen auswärtiger Brauereien getrieben wird, und der sich immer mehr verstärkt“. Mit anderen Worten: Der Bierverbrauch verlagert sich immer



Das Areal der Adlerbrauerei Balingen – heute.

stärker vom Faßbier in den Wirtschaften auf das Flaschenbier, das zu Hause (z. B. vor dem Fernseher) getrunken wird.

#### Eigene Brunnen werden gebohrt

Daneben mußte die Wasserversorgung verbessert werden. Lassen wir den Geschäftsbericht von 1951 sprechen: „Die in den letzten Jahren gerade in den heißen Sommermonaten und damit während der Hauptgeschäftszeit enorme Wassernot der Kreisstadt Balingen hat die Gesellschaft veranlaßt, im Frühjahr 1950 einen Brunnen, dessen Wasser jedoch lediglich für Eisgewinnung und Kühlzwecke verwendet wird, im Brauereigelände zu erschließen.“

Übrigens wurde im Jahr 1963 ein weiterer Brunnen erbohrt und gefaßt, dessen Wasser aus 75 m Tiefe (6 l/sec) auch für Brauzwecke verwendet wurde und den Wasserbedarf der Brauerei vollständig deckte. Der Brunnen befand sich auf dem Gelände, auf dem 1989 das Parkhaus der Stadt Balingen errichtet wurde. Diese Brunnenbohrungen senkten den Grundwasserspiegel unter Balingen so stark ab, daß der Schwefelbrunnen „in der Vorstadt“ (fast) versiegte.

#### Alkoholfreie Getränke

Ausgebaut bzw. auch neu aufgenommen wurden die Erzeugung und der Vertrieb alkoholfreier Getränke. War schon in den Anfangszeiten der Brauerei auch Mineralwasser vertrieben worden, so wurde jetzt eine eigene Abteilung für Fruchtsaftgetränke wie Bluna, Aquila-Silber und -Brause, später auch Afri-Cola geschaffen. Dazu mußten neue Maschinen und die Erstaussstattung an Flaschen und Flaschenkästen beschafft werden, die hohe Investitionskosten verursachten. Die Inbetriebnahme erfolgte im Juni 1952 und erzielte über Erwarten gute Umsätze, die sich in den nächsten Jahren sogar noch erheblich steigerten. So betrug im Geschäftsjahr 1952/53 der Ausstoß über 582 000 Flaschen.

Die Adlerbrauerei versuchte auch durch *innerbetriebliche Modernisierung*, wie den Bau eines neuen Gärkellers, einer neuen Flaschenfüllmaschine und einer neuen Flaschenreinigungsanlage dem Konkurrenzdruck beim Bier zu begegnen. Außerdem wurden neue Gastwirtschaften im Kreis Balingen gekauft und eigene Niederlagen im Raum Stuttgart und Oberndorf, später auch Korntal, eingerichtet, wozu natürlich auch eine wesentliche Ausweitung des Fuhrparks notwendig war.

Im September 1961 schied Brauereidirektor *Erich Hofmann* wegen einer schweren Erkran-

kung aus seinem Amt aus, worüber es in der nächsten Hauptversammlung lebhaft und zum Teil sehr unerfreuliche Debatten gab.

#### Eine neue Ära beginnt

Nachfolger wurde (ab März 1962) *Raoul H. Walter*, der vorher als Direktor einer Brauerei in Kreuzwertheim am Main tätig gewesen war und der umfangreiche Renovierungs- und Rationalisierungsarbeiten vorzunehmen versprach, um die Adlerbrauerei auf den neuesten technischen Stand zu bringen; so sollte sie dem immer stärker werdenden Konkurrenzdruck gewachsen sein.

Im Zuge der nun beginnenden Arbeiten veränderte die Adlerbrauerei völlig ihr Gesicht und erhielt ihr heutiges Aussehen, das die Balingen nach ihrem Abbruch in der Erinnerung behalten werden. Im Herbst 1963 wurde mit dem Bau eines *neuen Sudhauses* begonnen. Dazu mußte das an der Dammstraße stehende südliche Gebäude (ein Teil hatte als Wohnung, ein anderer als Pferdestall gedient) abgerissen werden. Im September 1964 traf mit Polizeigeleit der riesige neue kupferne Sudkessel ein. Im Frühjahr 1965 wurde das neue Sudwerk, zusammen mit dem renovierten Silogebäude, das u. a. seine schießschartenartigen Zinnen verloren hatte, in Betrieb genommen.

Über den im Herbst 1963 erfolgten *Brunnenbau*, der die gesamte Wasserversorgung der Brauerei übernahm und damit auch wesentlich zur Kostenentlastung beitrug, ist schon berichtet worden. Im Herbst 1965 wurde mit dem Bau eines neuen Gebäudes für eine moderne *Flaschenfüllanlage* entlang der Wilhelmstraße begonnen. Dazu mußten zwei alte Gebäude „rechts“, d. h. nördlich vom Silogebäude, abgebrochen werden, wobei die Baulinie zurückverlegt und die Wilhelmstraße zwischen Damm- und Adlerstraße erst vollends auf ihre jetzige Breite ausgebaut wurde. Diese vollautomatische Flaschenfüllanlage mit einer Stundenleistung von 14 000 Flaschen wurde im April 1967 in Betrieb genommen. Darunter befindet sich ein neuer Lagerkeller mit einem Fassungsvermögen von 10 000 Hektolitern.

#### Wie wurden diese enormen Investitionen finanziert?

Nachdem nach der Währungsreform das Grundkapital, wie schon berichtet, auf 484 000 DM neu festgesetzt worden war, wurde es im März 1960 durch Ausgabe neuer Aktien auf 907 500 DM erhöht. Im April 1965 fand eine Verdopplung statt, wobei die neuen Aktien zum

Kurs von 250 ausgegeben wurden – das Grundkapital der Adlerbrauerei beläuft sich seither auf 1 815 000 DM. Durch diese bessere Kapitalausstattung und durch die Erlöse aus dem Verkauf einiger Wirtschaften, wie Adler und Engel in Balingen, Waldhorn in Bisingen und Krone in Stetten a. k. M. wurden diese umfangreichen Baumaßnahmen erst ermöglicht. Übrigens wurden die Aktien der Adlerbrauerei nie an der Börse eingeführt, sondern sie konnten immer nur im „freien Verkauf“ erworben oder veräußert werden.

Die jährlichen *Hauptversammlungen* der Aktionäre, zunächst im Hotel Roller, später meist im Bizerba-Kasino waren geradezu ein Fest der alten Balingen – einige Adlerbrauerei-Aktien zu besitzen gehörte in Balingen zum guten Ton! Und wichtig war vielen dieser Kleinaktionäre weniger der jährliche Geschäftsbericht als das Vesper mit dem Freibier.

Durch die oben erwähnten Investitionen gelang es einerseits, sich den geänderten Verbrauchergewohnheiten (mehr Flaschen- statt Faßbier) in einem gewissen Maße anzupassen, andererseits die Betriebskosten bei gleichzeitig stark ansteigender Produktion zu senken. So wurde es auch möglich, die *Dividende* erheblich zu steigern, auf zeitweise 12 Prozent.

Im November 1971 wurde in Balingen die *Hirschbrauerei* Eugen Huber (in der Hirschbergstraße, wo heute das Landratsamt steht) erworben. Die dadurch bewirkte Ausstoßsteigerung der Adlerbrauerei und die damit verbundene bessere Ausnutzung der Brauereikapazitäten sollte, wie der Geschäftsbericht mitteilte, das Betriebsergebnis günstig beeinflussen.

#### Allmähliche Verschmelzung mit der Schloßbrauerei in Haigerloch

Gleichzeitig begann jedoch bei der Adlerbrauerei eine Entwicklung, die 1989 zum faktischen, wenn auch nicht rechtlichen Ende der Adlerbrauerei Balingen AG führen sollte.

Den Aktionären wurde auf der Hauptversammlung im November 1971 mitgeteilt, daß *Hermann Zöhlraut*, der zugleich Vorsitzender des Aufsichtsrats war, mehr als 25 Prozent der Aktien der Adlerbrauerei Balingen besaß. Nur ein Jahr später (1972) waren es bereits mehr als 50 Prozent, womit dieser eine beherrschende Stellung hatte. Was war der Hintergrund? Bereits im Jahr 1969 sickerte in Geschäftskreisen durch, daß der *größte Aktionär*, der Baron von Stauffenberg, sein Aktienpaket verkaufen wolle, um mit dem Erlös andere wirtschaftliche Aktivitäten zu finanzieren. Vor allem einige Groß-

brauereien aus dem Stuttgarter und Mannheimer Raum zeigten lebhaftes Interesse, was den Aktienkurs Ende des Jahres 1969 auf die nur durch Spekulation zu erklärende Höhe von 700 und mehr trieb. Dies veranlaßte einige andere größere Aktionäre, ihre Aktienpakete schleunigst abzustoßen. Schließlich ließ sich *Baron von Stauffenberg* überzeugen, seine Aktien an die Familie Zöhr laut in Haigerloch zu verkaufen, wobei die Hoffnung herrschte, auf diese Weise die Produktionsstätte in Balingen zu erhalten und nicht zu einem bloßen Bierdepot einer auswärtigen Brauerei verkommen zu lassen.

Hatte auch die *Schloßbrauerei Haigerloch* einen fast dreimal so hohen Bierausstoß wie die Adlerbrauerei (1980: 160 000 hl zu 62 000 hl), so hoffte man doch lange in Balingen, daß eine erweiterte und moderne Produktionsstätte nicht in Haigerloch, sondern in Balingen (etwa unter Einbeziehung des Geländes der ehemaligen Textilfabrik Behr bzw. des Fernmeldedepots) errichtet würde.

Aber diese Hoffnung erwies sich als illusorisch. Der Familie Zöhr laut lag naturgemäß die Tradition ihrer eigenen Brauerei mehr am Herzen als die zugekaufte Adlerbrauerei.

Im Februar 1977 wurde von der Adlerbrauerei mit der Firma W. u. H. Zöhr laut, Schloßbrauerei, Haigerloch, ein *Beherrschungs- und Gewinnabführungsvertrag* geschlossen. Ein Jahr später verließ Brauereidirektor Walter seine Stellung in Balingen. . . 1981 wurde die *Balinger Abfüllanlage* geschlossen – das gesamte noch in Balingen gebraute Bier wurde von nun an in Haigerloch abgefüllt. Auch Teile der Verwaltung wurden dorthin verlegt; 15 Mitarbeiter (von 61, also rund 25 Prozent) verloren ihren Arbeitsplatz.

Schon Mitte der 80er Jahre wurde der Stadt Balingen zum Bau eines Parkhauses von der Adlerbrauerei das entsprechende Grundstück mit Brunnenanlage im Erbbaurecht zur Verfügung gestellt. Der Stadtverwaltung war, nach ihren Angaben, zum Zeitpunkt des Vertragsabschlusses, die Stilllegung der Brauerei noch nicht bekannt.

Mit Wirkung vom 30. 9. 1989 erfolgte die Einstellung der Produktion in Balingen. Die Haupt-

versammlung am 18. März 1990 hatte u. a. über zwei entscheidende Tagesordnungspunkte zu beschließen:

„4. Satzungsänderung: Die Gesellschaft ist insbesondere auch berechtigt, ihren Betrieb ganz oder teilweise an verbundene Unternehmen zu überlassen und ihre Unternehmenstätigkeit ganz oder teilweise durch solche Unternehmen in jeder rechtlich zulässigen Weise ausüben zu lassen, insbesondere auch ihren Betrieb ganz oder teilweise in solche Unternehmen auszugliedern... 5. Produktionseinstellung und Veräußerung der Produktionsgrundstücke Wilhelmstraße 32 und 34, Filslerstraße 3 und Am Spitaltörle 13. Beschluß über die Genehmigung der Einstellung des Produktionsbetriebes per 30. 9. 1989 einschließlich Veräußerung der Produktionsgrundstücke, den Abschluß eines Lohnbrau- und Vertriebsvertrages durch den Vorstand mit der W. & H. Zöhr laut, Schloßbrauerei Haigerloch GmbH & Co KG. Der Aufsichtsrat schlägt vor, die Genehmigung zu erteilen.“

Natürlich war dieser Vorschlag an die Hauptversammlung nur eine Formsache, besaß doch der Aufsichtsratsvorsitzende Hermann Zöhr laut allein die Stimmenmehrheit.

So hat die Adlerbrauerei faktisch zu bestehen aufgehört: Die unter ihrem Namen und Firmenzeichen verkauften Biere sind samt und sonders in Haigerloch gebraut wo z. Zt. ein hochmoderner Neubau erstellt wird. Wahrscheinlich ist die juristische Auflösung der Gesellschaft nur noch eine Frage der Zeit.

Die Produktionsgebäude einschließlich der Villa Behr, die als Verwaltungssitz gedient hatte, werden demnächst abgerissen. Ein großes Kaufhaus wird diesen Platz künftig einnehmen. . .

#### Literatur und Quellen

Stadtarchiv Balingen:  
Bauakten  
Gewerbekataster  
Gebäudekataster  
Gemeinderatsprotokolle  
Ausschnitte aus Volksfreund, Der Wille, Zollern-Alb-Kurier, Staatsanzeiger  
Geschäftsberichte der Adlerbrauerei  
Berichte der Adlerbrauerei selbst und von Zeitzeugen

Klasse hatte Hauptl. Anton Walter. Hauptl. Josef Pfister betreute die Klasse fünf und Lehrer Josef Irtenkauf Klasse 6. In der Klasse 7 lehrte Rektor Mayer. Hauptl. Wilhelm Ferber machte mit der 8. Klasse den Abschluß. Die Handarbeitslehrerin war Frl. Haas.

Da in Winterbach/Rems 1933 oder '34 die Schule einstürzte, wurde die Schlachthofschule geräumt. Vier Klassen zogen 1934 in die Augustenhilfe, bis zur Fertigstellung des An- und Aufbaus der Knabenschule 1937. 1936 hatte die achtklassige Schule 345 Schüler.

Am 1. Juni 1936 traten die Mehrzahl der Schüler mit den Lehrern in die „deutsche Schule“ über. Eine einklassige Schule mit 43 Schülern unter Lehrerin Else Reist, untergebracht in der Spitalhofschule, bestand noch ein Jahr weiter, mit der Bezeichnung „Katholische Bekenntnisschule“.

## Wie „Spindeliseppi“ zu seinem Namen kam

Eine Geschichte mit Hintergrund – von Wolfgang Pius Bernhard

**Einen meiner Vorfahren nannten sie „Spindeliseppi“. Das ist schriftlich überliefert. Er war ein Enkel des in seinem Heimatbereich weithin bekannten Bildhauers Urban Faulhaber. Und er lebte von 1762 bis 1835.**

Lange Zeit war ich ein Bewunderer barocker Kirchen. Bis eines Tages meine Frau von einer Kur zurückkam und erzählte, sie habe in den vier Wochen einen Vortrag von einem Kunstexperten gehört. Jetzt wisse sie: Das ist im Grunde Schwindel mit den schönen Barockkirchen. Außen stimme wohl alles; aber innen, die schönen Altäre und überhaupt die ganze marmorne Ausstattung – das sei gar nicht Marmor; vielmehr sei das alles Holz und eben „marmoriert“, wie die Fachleute sagen.

Da erinnerte ich mich an meinen Vorfahren, den Spindeliseppi, von dem ich wußte, daß er Schreiner war. Plötzlich ging mir ein Licht auf: Seppli – er hieß, richtig gesagt, Josef – war wohl gar kein Schreiner in unserem heutigen Sinne. Er machte Schreine – Altarschreine. Und die machte er aus Holz.

Oft erhielten die Säulen wohl eine spindelförmig gedrehte Form. Und weil der Joseph Faulhaber in Schömberg vor rund 200 Jahren solche spindelförmigen Altarsäulen herstellte, wurde er „Spindeliseppi“ genannt.

In Coproduktion schnitzten Großvater Urban und wohl auch ein Sohn und ein weiterer Enkel die Figuren (fachmännisch gesagt die Plastiken) der verschiedenen Heiligen, die in der jeweiligen Kirche zu Ehren kommen sollten.

Ach ja, der Sohn Urbans – ihn nannten sie „Kindelemacher“ – wird ebenfalls als Schreiner bezeichnet. Wie sich das plötzlich alles zusammenfügt! Johann Fidel, der Sohn, machte wahrscheinlich Christkindle und Putten.

Die im Familienbetrieb Faulhaber entstandenen Werke finden wir noch heute in Schörzingen, Gößlingen, Neufra, Dietingen, Hausen, Börsingen, auf dem Palmbühl (der Wallfahrtskirche) und in Schömberg.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Wolfgang P. Bernhard  
Schillerstraße 39, 7247 Sulz a. N.

Dr. Wilhelm Foth  
Lisztstraße 35, 7460 Balingen

Otto Klaiber  
Lederstraße 6, 7470 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Die katholische Volksschule in Ebingen von 1891-1937

von Otto Klaiber, Albstadt

**Im Jahre 1891 wurde eine freiwillige, private katholische Schule mit dem Schulamtsverweser Joseph Zepf errichtet. 22 Knaben und 26 Mädchen gingen damals zur Schule, die sich in der Spitalhofschule befand. Eine alte Frau erinnerte sich: „Im Erdgeschoß war die Kinderschule (Kindergarten), im 1. Stock befand sich das Schulzimmer der katholischen Schule und darüber im 2. Stock die „Höhere Töchterchule“, die Vorgängerin der Frauenarbeitsschule.**

Als im Jahre 1990 die Zahl der Schüler auf 44 Knaben und 55 Mädchen stieg, wurde die Schule von der Stadt übernommen und gleichzeitig zweiklassig. Die Schulstelle war mit Lehrer Zepf als ständiger Lehrkraft besetzt. Der jüngere Bruder von Zepf erhielt als zweiter Lehrer die Unterklassen. Er verzog später nach Friedrichshafen, da seine Frau vom See stammte (ca. 1906). Die „Höhere Töchterchule“ fand ein neues Domizil in der freigewordenen Lateinschule. Die Frauenarbeitsschule blieb bis vor etlichen Jahren in dem Gebäude.

Am 1. November 1906 bezogen die Mädchen der evangelischen Schule das neue Schulhaus in der Langestraße. Die bisherige Mädchenschule wurde zur Knabenschule. Daraufhin übernahm einen Teil der leergewordenen Gebäude in der Ankerstraße die katholische Schule. Sie bezog in der Ankerstraße 6 (Roter Kasten) vier Klassenzimmer. Während die Buben Turnstunde hatten, mußten die Mädchen in einem Zimmer der Schlachthofschule Industrieunterricht nehmen, als „Strickschule“ bezeichnet. Zu der Zeit lehrte neben Zepf auch ein Lehrer Mocker.

1911 war Oberlehrer Zepf Schulvorstand und unterrichtete das 2. und 3. Schuljahr. Die Hauptlehrer Gerster und Ambros Kollros lehrten im 6. und 7., bzw. im 4. und 5. Schuljahr. Die Erstkläßler hatte Unterlehrer Kneer, Frl. M. Schneider gab Industrieunterricht. In der katholischen Fortbildungsschule betreute Oberlehrer Zepf die

Mädchen und Hauptlehrer Kollros die Buben. Sie fand jeden Mittwoch von 13 bis 15 Uhr statt.

In den Jahren 1913-20 lehrten die Lehrer Kraus, Schmid, Hugo Zepf, Smaragd Eisele u. a. an der Schule. Letzterer war ein Ebinger Bürgersohn und ist am 19. 8. 1917 als Leutnant gefallen.

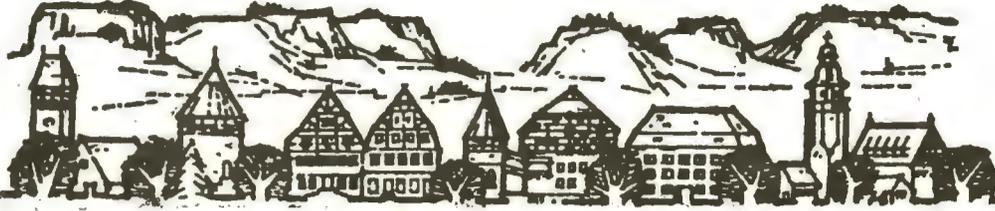
1914 waren es in sechs Klassen 320 Schüler. Am 10. 8. 1922 beschloß der Gemeinderat die Einführung des 8. Schuljahres in der Ebinger Volks- und Mittelschule. So dürfte dies im Frühjahr 1923 wirksam geworden sein. Nun wurden der Rote Kasten und die Schlachthofschule ganz benützt und für die Handarbeitsstunde ein Raum in der Spitalhofschule gefunden. Anfangs der zwanziger Jahre waren neben Lehrern, die noch später hier waren, die Lehrerinnen Frl. Ehrhard und Frl. Staiger auch an der Schule tätig.

Auf Schulvorstand Zepf folgte 1913 Oberlehrer Karl Gerster, für diesen 1921 August Zartmann. Als Letzterer 1922 an das Seminar in Schwäbisch-Gmünd versetzt wurde, übernahm Gebhard Mayer, der 1914 nach hier kam, die Schulvorstandschafft als Rektor.

Im Jahr 1930 unterrichtete die Klasse 1 Hauptl. Frl. Amalie Wäschle, Klasse 2 Hauptl. Alois Biekert und Klasse 3 Oberlehrer Johannes Wälder. Diese führten im Wechsel die drei ersten Klassen drei Jahre. Ebenso wurde es mit der 5. und 6. Klasse zweijährig gehandhabt. Die 4.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 38

30. April 1991

Nr. 4

## Tailfingen: die ABC-Stadt?

Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Die scherzhafte Bezeichnung „ABC-Stadt“ verdankt der zweitgrößte Ortsteil Albstadts den drei Familiennamen Ammann, Bitzer und Conzelmann. Was hat es mit diesen drei Namen auf sich? Nach Auskunft des Tailfinger Heimatbuches gehören die genannten drei Familien zu den ältesten am Ort. Die Conzelmann und Bitzer lassen sich bereits im frühen 15. Jahrhundert nachweisen, und die Ammann erscheinen kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Freilich kann aus den Belegstellen, die der Heimatbuch-Autor Dr. Hermann Bizer so sorgsam und emsig zusammensuchte, keineswegs gefolgert werden, die ABC-Sippen seien erst zu den erwähnten Zeiten nach Tailfingen zugezogen. Für eine solche Schlußfolgerung sind die herangezogenen Quellen nicht tragfähig genug. Es handelt sich nämlich einesteils um Steuerverzeichnisse des Spätmittelalters, die uns der Zufall hie und da erhielt. Vor dieser Zeit aber wurden Verwaltung im allgemeinen wie auch Steuererhebung im besonderen zumeist schriftlos abgewickelt. Und wo keine Schriftlichkeit existiert, da lassen sich eben auch keine Namensnachweise finden. Andernteils bezieht sich unser Heimatbuch-Autor auf das älteste Tailfinger Kirchenbuch, dessen früheste Eintragungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammen.

Aus all diesen Beobachtungen ergibt sich ohne jeden Zweifel, daß die ABC-Familien schon lange vor dem 15. Jahrhundert in Tailfingen sesshaft gewesen sein können. Was den Sinngehalt unserer drei Namen anbelangt, so läßt sich dieser unschwer erschließen.

„Ammann“ bedeutet schlichtweg „Amtmann“, wie man schon in frühesten Zeiten die Verwaltungsmenschen zu bezeichnen pflegte. Die hier genannten standen vermutlich in hohenbergischen, zollerischen oder württembergischen Diensten. Der Name „Bitzer“ bereitet ebenfalls keine Schwierigkeiten. Sie stammen alle samt und sonders aus Bitz. Es wundert uns auch nicht weiter, daß es in grauer Vorzeit so viele Einwohner von Bitz herunter in den tiefer gelegenen und windgeschützten Talgang zog, wo die Witterung dann doch nicht gar so streng ist wie weiter oben auf der Hochfläche. Manche Träger dieses Namens leiten sich ab von „Bütte, Büttenmacher“; sie stellen sich also vor, daß ihr Ahnherr ein alteingesessener achtbarer Handwerksmeister gewesen sei. Auf der Grundlage der greifbaren lexikalischen Hilfsmittel ist aber eine solche Version leider nicht nachzuweisen.

Nun zu den Conzelmann, den dritten im Bunde: „Conzelmann“ heißt einer, welcher der Sippe der Konrade oder Konzen angehört. Möglicherweise hatten sie sich sogar den heiligen Konrad zum Schutzpatron ihres Geschlechts erkoren; jedenfalls zeigten sie vormals bei der Wahl der Taufnamen eine besondere Vorliebe für diesen Heiligen.

In dem Tailfinger Heimatbuch nennt Dr. Hermann Bizer eine ganze Reihe weiterer Familien, die seit vielen Jahrhunderten schon in unserer Schmiecha-Gemeinde heimisch waren: das sind die Alber, Blickle und Bolay, die Bosch, Boss und Eppler, die Estler, Feyrer, Fröschlin und Hakenmüller; zudem noch die Gonser, Hauser, Kern und Keinath sowie die Luippold, Maier, Merz und Mattes, dazu außerdem die Renz, Reihn und Schöller wie auch schließlich die Schmid, Schneider und Wizemann.

Wenn wir diese Namen so einen nach dem andern Revue passieren lassen, so kommen uns wie von selbst mehrere Fragen in den Sinn: Sind die ABC-Namen tatsächlich die häufigsten in

Tailfingen? Wie oft kommen im Vergleich dazu die anderen alten Namen vor? Oder anders ausgedrückt: Was ist nun eigentlich dran an dem Spruch von der ABC-Stadt? Und: Wie haben sich diese Zahlen im Laufe der Zeit geändert?

Wie es oft im Leben geht, artete eine launige Spielerei schon bald in Arbeit aus, die dann aber mit wissenschaftlicher Akribie betrieben wurde. Um zu einigermaßen tragfähigen Resultaten zu kommen, dienten Adreßbücher als Arbeitsgrundlage. Dort sind zwar nicht sämtliche Einwohner aufgelistet, sondern lediglich die Haushaltsvorstände oder – in den neueren Adreßbüchern – alle volljährigen Bürger. Für unser spezielles Thema erschien dies jedoch nicht als gravierender Mangel: Denn die Kinderzahl dürfte bei allen angesprochenen Familien im statistischen Mittel doch so ungefähr gleich sein.

Es handelt sich zunächst um das Tailfinger Adreßbuch von 1925 als das früheste, das zu finden war, dann um jenes von 1959, um damit zu ermitteln, wie sich die großen Bevölkerungsveränderungen im Anschluß an den Zweiten Weltkrieg in Tailfingen auswirkten.

Weiterhin geht es um das Adreßbuch von 1973, das die Gegebenheiten aus der Zeit des Wirtschaftswunders widerspiegelt, und schließlich das gegenwärtig aktuelle Adreßbuch von 1990. Im Adreßbuch von 1925 finden sich rund 1650 Eintragungen, davon sind 64 Prozent alte Namen, 1959 hingegen sehen wir ein völlig verändertes Erscheinungsbild. Die Zahl der aufgeführten Personen verdreifachte sich, denn nun sind nicht nur die Haushaltsvorstände, sondern alle volljährigen Personen berücksichtigt.

Außerdem brachte der Krieg an die 2000 Vertriebene nach Tailfingen, die an der Schmiecha eine neue Heimat fanden. Damit erklärt es sich auch, daß der Anteil der alten Namen an der Gesamtmenge auf 36 Prozent zurückging, obwohl die Zahl der „Alten“ keineswegs schrumpfte.

In den folgenden 14 Jahren bewegt sich die Entwicklung noch weiter in dieser Richtung. Allein durch die Fülle der neu hinzugekommenen Namen zeigt das Adreßbuch von 1973 die Auswirkungen des enormen wirtschaftlichen Aufschwungs, der Arbeitskräfte scharenweise nach Tailfingen brachte. Dergestalt mußte sich der prozentuale Anteil der „Alten“ weiter verringern, freilich nicht mehr so dramatisch wie kurz nach dem Krieg, nämlich auf 27 Prozent.

Ein Vergleich der Adreßbücher von 1973 und 1990 läßt ein Abflachen der Entwicklungslinien erkennen – eine gewisse Ruhe ist eingeleitet. Die Gesamtzahl der Namen zeigt jetzt nur noch leicht nach oben, die Zahl der „Alten“ jedoch stagniert, was den Prozentanteil geringfügig sinken läßt, nämlich auf 23 Prozent.

Dies bedeutet keineswegs, daß die von Hermann Bizer aufgezählten Familien von Alber bis Wizemann allesamt vom Aussterben bedroht wären; sie sind vielmehr weggezogen, andere Familien wiederum haben dafür hierher gefunden. Diese Mobilität gehört eben schlechterdings zu den Auswirkungen einer hochgezüchteten Industrienation.



Doch nun endlich zu den Resultaten dieser ganzen Zählerei: Die unbestrittenen Spitzenreiter des Jahres 1925 sind Conzelmann und Bitzer, wobei Bitzer nur um vier Namensnennungen hinter den Conzelmann liegen. Dieses erste Resultat entspricht voll und ganz unseren Erwartungen – um so mehr muß uns das Folgende erstaunen.

Nach der Spitzengruppe Conzelmann/Bitzer kommt lange, sehr lange, nichts. Das Mittelfeld folgt ganz weit abgeschlagen und wird angeführt – und das ist die große Sensation dieser kleinen Untersuchung – keineswegs von Ammann, nein, sondern, man höre und staune, von Maute! Erst in einigem Abstand hinter diesen treffen wir Ammann, sodann Maier und am Ende des Mittelfeldes Merz, nach welchen sich bis zum Hauptfeld wiederum eine größere Lücke auftut. Dort sehen wir alle übrigen dicht auf dicht: Blickle, Gonser, Schöller und Renz, Bolay, Schmid, Boss und Kern, danach die sonstigen. Verlassen wir das Jahr 1925 an dieser Stelle und wenden uns der Zeit von 1959 zu!

Den Spitzenplatz gaben mittlerweile Conzelmann an Bitzer ab, die über einen sicheren Vorsprung von 40 Nennungen verfügen. Nach dieser Spitzengruppe folgt das Mittelfeld, wie gehabt mit beträchtlichem Abstand angeführt wiederum von Maute. Ammann konnten sich auf dem vierten Rang nicht halten; sie fielen auf Platz 6 zurück. An ihre Stelle rückten Merz, hinter ihnen kommt Maier. Nach einer weiteren Lücke nähert sich nun das Hauptfeld, vorneweg Renz, dann Blickle, dann Schöller, dann Schmid – noch weiter zurück liegen Alber, Boss, Schneider, Kern, Feyrer und andere.

Damit begeben wir uns ins Jahr 1973. Die Spitzengruppe hält sich unverändert, ganz vorne immer noch Bitzer, doch Conzelmann hat nun ganz dicht aufgeschlossen. Das Mittelfeld sehen wir abermals in gehöriger Distanz, auf den Plätzen drei bis fünf wiederum die drei M –

Maute, Merz und Maier –, nur diesmal in anderer Reihenfolge, denn Maute war hinter Maier zurückgefallen, nahm damit aber dennoch einen respektablen fünften Platz ein. An sechster Stelle treffen wir nach wie vor Ammann, doch jetzt nicht mehr im Mittelfeld, sondern an der Spitze des Hauptfeldes. Dort erblicken wir dicht auf dicht Schöller, Gonsér, Blickle, Renz, Alber, Schmid und Schneider, ein Stück weiter zurück kommen schließlich alle übrigen.

Aus dem Jahr 1973 schalten wir nun um zur Gegenwart und betrachten das Adreßbuch von 1990. Während 1973 Bitzer mit einem hauchdünnen Vorsprung vor Conzelmann an der Spitze lag, ist es gegenwärtig Conzelmann, freilich mit einem ebenso knappen Vorsprung vor Bitzer.

Im Mittelfeld finden wir erneut unsere drei wackeren M's, diesmal mit Maute in Führung wie schon 1959. Maier sehen wir noch immer auf Platz vier und Merz auf Platz fünf. Merz liegt indessen so weit zurück, daß man sie schon als Anführer des Hauptfeldes ansehen muß. Es folgen Ammann auf ihrem angestammten sechsten Rang, dann in geringer Distanz Schmid, Renz, Schöller und Alber, des weiteren Blickle, Boss und Gonser, außerdem Keinath, Kern und Schneider, dazuhin Mattes, Feyrer und Eppler, darauf Bolay, Bosch und Luippold, ferner Hölle, Wizemann und Estler, hernach Fröschlin, Hauser und Reihn und schließlich zu guter Letzt Hakenmüller – allesamt haargenau in der angegebenen Reihenfolge.

Damit sind wir schon fast am Ende unserer kleinen Betrachtung. Alle diejenigen Träger alter Tailfinger Familiennamen, die bei den hier dargebotenen Aufzählungen auf den hinteren Rängen landeten, brauchen sich deswegen in keiner Weise zurückgesetzt fühlen. Es ist hier ja nur von Quantitäten die Rede, nicht aber von Qualitäten!

Insbesondere mögen die Damen und Herren Ammann bitte nicht darüber verärgert sein, daß

Häufigkeit alter Tailfinger Familiennamen

1925			1959			1973			1990		
Rang	Name	Zahl									
1	Conzelmann	230	1	Bitzer	406	1	Bitzer	485	1	Conzelmann	462
2	Bitzer	226	2	Conzelmann	376	2	Conzelmann	482	2	Bitzer	460
3	Maute	86	3	Maute	142	3	Merz	156	3	Maute	173
4	Ammann	69	4	Merz	137	4	Maier	155	4	Maier	165
5	Maier	56	5	Maier	119	5	Maute	143	5	Merz	125
6	Merz	50	6	Ammann	97	6	Ammann	98	6	Ammann	101
7	Blickle	34	7	Renz	60	7	Schöller	71	7	Schmid	96
8	Gonser	32	8	Blickle	58	8	Gonser	68	8	Renz	80
9	Schöller	31	8	Schöller	58	9	Blickle	61	9	Schöller	73
10	Renz	27	9	Gonser	56	10	Renz	59	10	Alber	64
11	Bolay	24	10	Schmid	50	11	Alber	58	11	Blickle	59
11	Schmid	24	11	Alber	39	12	Schmid	53	12	Boss	54
12	Boss	18	12	Boss	34	13	Schneider	52	13	Gonser	48
12	Kern	18	13	Schneider	28	14	Bosch	39	14	Keinath	38
13	Estler	14	14	Kern	25	15	Boss	36	14	Kern	38
13	Hölle	14	15	Feyrer	24	15	Eppler	36	15	Schneider	36
14	Alber	12	16	Bolay	21	16	Keinath	32	16	Mattes	33
14	Fröschlin	12	16	Estler	21	17	Kern	30	17	Feyrer	28
14	Wizemann	12	17	Keinath	20	18	Mattes	26	18	Eppler	27
15	Feyrer	11	18	Hölle	19	19	Estler	23	19	Bolay	21
15	Schneider	11	18	Mattes	19	19	Luippold	23	19	Bosch	21
16	Eppler	8	19	Luippold	16	19	Wizemann	23	19	Luippold	21
16	Mattes	8	19	Wizemann	16	20	Hölle	22	20	Hölle	19
17	Hakenmüller	7	20	Bosch	14	21	Bolay	19	20	Wizemann	19
18	Luippold	5	21	Eppler	10	22	Fröschlin	17	21	Estler	11
18	Reihn	5	21	Fröschlin	10	23	Feyrer	12	22	Fröschlin	10
19	Bosch	3	22	Hakenmüller	4	24	Hauser	4	23	Hauser	5
19	Hauser	3	23	Hauser	3	25	Reihn	3	24	Reihn	4
19	Keinath	3	23	Reihn	3	26	Hakenmüller	2	25	Hakenmüller	1

sie quantitativ nur den sechsten Rang einnehmen, wo doch das Alphabet ihnen einen Ehren-

platz gewährt. Es liegt ganz an allen Damen und Herren Ammann selbst, dies zu ändern.

## Drei Meisterwerke der Kunst in Harthausen u. d. Sch.

Von Rudolf Linder

Begreift man das Prädikat Meisterwerk in seiner wörtlichen Bedeutung, so ist es das Werk eines Meisters, und „Meister ist, der was ersann“, sagt das Sprichwort. Der Meister muß also über das handwerkliche Können hinaus schöpferisch tätig sein. Dies trifft auf die beiden ersten Meisterwerke zu. Da der Meister seine Werke nicht signiert hat (dies war früher nicht üblich) und da keine schriftlichen Unterlagen vorliegen, die eine Zuordnung ermöglichen, mußte man dem unbekanntem Meister einen Notnamen zulegen. Hier ist es der „Meister des Heinstettener Altars“ in Verbindung mit dem „Meister von Meßkirch“, der nach neuesten Forschungen mit dem aus Augsburg stammenden Maler Jerg Ziegler identisch sein soll.

Zum anderen kann man von einem Meisterwerk reden, wenn einem Künstler in einer Sternstunde seines Schaffens ein Werk gelungen ist, das seine bisherigen Werke in den Schatten stellt. Dies gilt für das dritte hier beschriebene Meisterwerk.

Die drei Meisterwerke schmücken die Pfarrkirche von Harthausen auf der Scher, die dem heiligen Mauritius geweiht ist. Die Kirche wurde vor 250 Jahren im Jahre 1740 erbaut und 1935 nach Westen erweitert. Harthausen führt als einziger Ort noch den Zusatz Scher; dieser Name erinnert an die alte Grafschaft, die früher bis zur Donau im Süden und im Westen bis zur heutigen Baar reichte.

### Das erste der drei Werke

Das erste Meisterwerk ist an der nördlichen Langhauswand in der Kirche angebracht. Das 1,14 Meter hohe, 0,81 Meter breite und 0,21 m tiefe Holzrelief, das aus dem Kloster Gorheim stammt, stellt die Kreuzigung Christi dar.

Die Mittelachse des Schnitzwerks bildet das Kreuz mit dem gekreuzigten Christus. Seine Arme sind leicht nach oben gestreckt, das Haupt mit der Dornenkrone ist seitlich vornüber geneigt in Richtung der unter ihm stehenden Gruppe der drei trauernden Frauen mit dem Lieblingsjünger Johannes. Dieser fängt gerade die ohnmächtig in die Knie sinkende Maria auf. Beide Figuren bilden kompositorisch ein Dreieck. Meisterhaft wird die Abwärtsbewegung von Maria durch den Faltenwurf an den Ärmeln ihres Kleides verstärkt. Selbst die linke Hand von Johannes, die eigentlich Maria stützen sollte,

macht die Abwärtsbewegung mit. Besonders durch die Anordnung und Stellung der Köpfe und deren ähnliche, rundliche Formen wirkt diese linke Gruppe ungemain geschlossen als eine Gemeinschaft, die miteinander Leid erträgt.

Ganz anders gruppieren sich die drei Landsknechte auf der rechten Seite. Die Betonung der Senkrechten durch Faltenwurf, Waffenhaltung und Fußstellung des Kriegsknechtes mit der Streitaxt erzeugt ein Gefühl der Schroffheit und Härte. Der Gegensatz beider Gruppen ist erstklassig herausgearbeitet: links nach unten sinkende Ohnmacht, rechts nach oben strebende Kraft. Zwei Soldaten nehmen am Sterben Christi keinen Anteil, während der Krieger mit dem Schwert aufmerksam (oder schon gläubig?) zum Gekreuzigten aufblickt. Es ist Longinus, der mit seiner Lanze, die er in seiner Rechten hält, die Seite Jesus öffnete. Er wird als erster heidnischer Bekenner des Christentums verehrt. Durch den Blick des Longinus und durch die nach oben gerichteten Lendenschurzzipfel schaut man unwillkürlich zum Haupt des Gekreuzigten: denn obwohl das Dornenhaupt sich am oberen Bildrand befindet, ist es der thematische Mittelpunkt dieses Andachtbildes.

Die beiden später an das Bild angebrachten Tafeln (Öltempera auf Holz) werden den Gebrüdern Strüb aus Veringen (sogenannte Meister von Sigmaringen) zugeschrieben. Die Bilder wurden um 1510 gemalt. Auf der linken Tafel ist die heilige Margarete dargestellt, wie sie mit dem Kreuzstab einem Drachen in den Rachen stößt; auf der rechten Tafel ist die heilige Agnes mit Buch und Lamm abgebildet. Die auf dem

Boden ausgestreuten Blumen – Margariten bei Margarete und Nelken bei Agnes – sind naturalistisch genau gemalt.

### Das zweite Werk

Das zweite Meisterwerk neben der „Kreuzigung“ ist auch ein Holzrelief, 0,95 Meter hoch, 1,23 Meter breit und 0,23 Meter tief. Es entstand wie das andere Relief ebenfalls um 1520 und hat die Beweinung Christi zum Inhalt.

Johannes steht im Mittelpunkt des Geschehens. Er ist als einziger ohne Kopfbedeckung; sein kräftiges, lockenumrahmtes Gesicht schaut nach vorne. Der Jünger stützt die Mutter Maria, die zur linken Figurengruppe gehört und die mit sechs Personen und dem Leichnam Christi den inhaltlichen Schwerpunkt bildet. Vornüberbeugt hält Joseph von Arimathia den toten Körper in den Armen. Der Leichnam stellt mit dem unter ihm ausgebreiteten Leichentuch die Verbindung zur rechten Figurengruppe dar mit Nikodemus, der den anderen Zipfel des Leichentuchs hält, sowie Maria Magdalena und einem Jüngling, die je ein Salbengefäß in ihren Händen halten.

Der auffallend flatternde Mantel von Johannes leitet zum gemalten Hintergrund des Kunstwerks über. Das Bild wurde um 1520 vom Meister von Meßkirch mit Öltempera auf Holz gemalt. Die in einem blassen Blauton gehaltene Stadt Jerusalem und die dahinterliegende Seenlandschaft geben der rechten Bildhälfte eine starke Tiefe und ein Gegengewicht zur betonten linken Bildhälfte des Vordergrundes. Hinter Johannes sieht man die drei Kreuze aufragen, und links trägt Joseph von Arimathia ein Leichentuch zu einer geöffneten Grabkammer, die in eine gelbe Lehmwand eingelassen ist. Diese bildet die Nahtstelle zum Relief: Von hier geht ein Schwung abwärts und über den Leib Christi nach rechts und wieder nach oben zur Jünglingsfigur am rechten Bildrand. Läßt man seinem Blick freien Lauf, so wird er durch die



Kreuzigung: die Nummer eins



„Beweinung“, das zweite Werk

Hauptlinien der Bildkomposition immer wieder zum Haupte Christi gelenkt.

Beide Reliefs sind farbig gefaßt. Die „Beweinung“ wirkt, unter anderem durch den gemalten Hintergrund, etwas bunter als die „Kreuzigung“, bei welcher der Hintergrund und die meisten Gewänder in Gold gefaßt sind. Auch die Arbeit des Faßmalers, der wohl mit dem Bildschnitzer nicht identisch ist, verdient großes Lob. Ohne seine erstklassige Leistung wären die Figuren nicht so plastisch herausgekommen. Ist doch bei einem Relief der Bildhauer dazu gezwungen, die Figuren ziemlich flach zu schnitzen.

Ohne Zweifel hat ein talentierter Künstler beide Schnitzwerke entworfen und ausgeführt. Gekonnt hat er den Faltenwurf der Gewänder und die Körperhaltungen der Bildkomposition dienstbar gemacht. Je länger man die Bilder betrachtet, umso mehr wird man von der Darstellung ergriffen. Trotz der geringen Bildtiefe ist es dem Bildschnitzer gelungen, die Gruppe mit der ohnmächtigen Maria auf drei verschiedenen Ebenen hintereinandergestaffelt darzustellen. Die Gesichter der Personen sind sehr eindrucksvoll

**Werk Nummer drei**

Vom dritten Meisterwerk sind der Name des Künstlers und auch das Entstehungsjahr des Bildes bekannt. Auf dem zwei Meter hohen und ein Meter breiten Tafelbild des südlichen Seitenaltars (Öl auf Leinwand) ist als Signatur A: Mein: von Aw pinxit 1752 angegeben. Meinrad von Aw (Ow) wurde 1712 in Sigmaringen geboren, wo er auch 1792 starb. Er ist einer der bedeutendsten Barockmaler unserer Gegend. Neben Tafelbildern schuf er auch zahlreiche Fresken (Sigmaringen, Hechingen, Haigerloch, Wald u. a.).

Das Gemälde stellt die Marter des heiligen Sebastian dar. Der Märtyrer ist an eine mannsstarke Buche gebunden. Die unteren, leicht nach oben gerichteten Äste sind zum Teil abgesägt. Wie ein Marterpfahl wächst der Baum von der unteren Bildmitte schräg nach oben. Der nach vorne gebeugte Oberkörper des Heiligen und die gespreizten Beine machen diese dynamische Bewegung nach oben mit. Seine Zehenspitzen berühren nur leicht den Boden. Das zwischen den Beinen herabhängende Lendentuch erhöht den Schwebestand. Verstärkt wird der Aufwärtzug durch den erwartungsvoll nach oben gerichteten Blick des Heiligen.

Die dem Baum entgegengesetzte Kompositionsdiagonale bildet ein breites Lichtband, das den muskulösen Körper des Heiligen in ein schimmerndes Licht taucht. In diesem Band schweben zwei Putten vom Himmel, die Lorbeerkränze und Palmen – Zeichen des Märtyrertums – herabtragen.

Im linken Bild Drittel findet gerade ein Wettstreiten statt: Vier in orientalische Kriegstracht gekleidete Bogenschützen, von denen zwei Brustpanzer und Helm tragen, blicken gebannt auf Sebastian. Der vorderste Krieger hat seinen Pfeil als erster schon abgeschossen. Er hat den eben benutzten Bogen an seinen Körper herangezogen. Der Pfeil ist in den rechten Oberschen-



Marter des heiligen Sebastian

kel des Glaubensstreters eingedrungen. Der zweite Schütze mit dem entblößten Oberkörper hat soeben die Brust getroffen. Mit der ausgestreckten Linken faßt er noch den Bogen; die Finger, die eben noch den Pfeil hielten, sind noch nicht entspannt. Der dritte Bogenschütze will gerade seinen Pfeil abschießen. Oberkörper, Gesicht und Bogen sind bis zum Äußersten gespannt; der Pfeil wird im Bruchteil einer Sekunde ins Herz treffen.

Der vierte, jugendliche Schütze zögert noch. Er hat die linke Hand mit dem Bogen noch nicht ganz ausgestreckt. Er wird mit seinem Schuß zu spät kommen (nach der Legende waren die Pfeilschüsse jedoch nicht tödlich: der kaiserliche Offizier Sebastian kam wieder zu sich und wurde von der heiligen Irene betreut; danach machte er seinem Kaiser Vorwürfe wegen dessen Grausamkeiten und wurde alsdann zu Tode geknüpelt).

Durch die synchrone Darstellung des „Vorhin“, „Gerade-Eben“, „Gleich-Jetzt“, „Vielleicht-Nachher“ ist es dem Künstler gelungen, eine starke Spannung zu erzeugen und gleichzeitig durch die verschiedenen Bogenhaltungen und Oberkörperstellungen einen Bewegungsfluß in das Bild zu bringen. Trotz der exzentrischen Stellung des Märtyrers bleibt er im Blickmittelpunkt, weil die meisten Linien und Bewegungen auf ihn gerichtet sind und weil sein Oberkörper die hellste Stelle des Bildes darstellt. Immer wieder wird der Blick des Betrachters auf seinen in einen bläulichen, fluoreszierenden Schein ge-



Detail: Ohnmacht Mariens

tauchten Kopf gezogen; er folgt dem verklärten Blick des Heiligen nach oben und wird durch die waagrechten Äste und durch die beiden Engel wieder nach unten zu den Soldaten gelenkt, die aus dem dunkelbraunen Schatten herauswachsen.

Wahrscheinlich können wir modernen Menschen nicht mehr diesen übersteigerten Gefühlszustand des Heiligen nachempfinden. Könnten wir dies, so hätten wir teil an dem Glück des Heiligen, beseligend das oberste Ziel der Seele zu schauen. So aber mag manchem der Blick des Heiligen allzu schmachternd erscheinen. Nach seinem Gesichtsausdruck zu urteilen, empfindet der Märtyrer keine Schmerzen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“

Sicher beherrscht der Maler die Farben seiner Palette. Haupttöne sind lichtiges Gelb, Blau und Silber. Die einzige „kalte“ Farbe ist im blauen Mantel des Bogenschützen in der unteren linken Bildecke verwendet. Wie eine Feuersäule glüht der leuchtendrote Mantel (Farbe der Märtyrer!) neben dem linken Bein des Heiligen. Wäre diese Stelle dunkel geblieben, so wäre das Bild aus dem Gleichgewicht gekommen und das Bein hätte an Kontur verloren.

Bewegung und Tiefe verschaffen auch der Wechsel von hellen und dunklen Stellen. Der Engel mit dem Palmenzweig ist viel blasser gehalten als der Engel vor ihm. Zwei schemenhaft angedeutete Gestalten unter dem linken Arm des jungen Schützen vertiefen ebenfalls das Bild.

Obwohl man eine Plastik mit einem Gemälde nicht unbedingt vergleichen kann, weil Material und dadurch Technik bei der Herstellung verschieden sind, empfiehlt sich doch ein Vergleich für unsere Kunstbetrachtung. Alle drei Bilder dienen der Andacht. Durch eine eindrucksvolle Darstellung des Leidens soll beim Gläubigen Mitleid geweckt werden.

Sowohl die „Kreuzigung“ als auch die „Marter“ stammen aus der Spätzeit einer Stilepoche: die „Kreuzigung“ aus der Spätgotik, die „Marter“ aus dem Spätbarock. Typisch für diese Spätzeiten ist ein Überschwang des Ausdrucks an Gebärden, Bewegungen und Faltenwurf der Gewänder. Die intensiven Bewegungen und die komplizierten Körperstellungen wollen die Gefühle der dargestellten Personen so eindrucksvoll wie möglich auf den Betrachter übertragen.

# Aus der Geschichte des Balingener evangelischen Kindergartens

Von Dr. Wilhelm Foth

**Kindergärten sind aus unserer heutigen Zeit nicht mehr wegzudenken. Ohne sie wäre einerseits die Berufstätigkeit vieler Mütter nicht denkbar (deshalb wird gefordert, ihre Öffnungszeiten auszuweiten), andererseits werden sie als unentbehrlich erachtet für die Einfügung des Kindes in die Gemeinschaft, für die Ausbildung mancher Fertigkeiten, auch für die Vorbereitung auf die Schule. So ist die Geschichte des Kindergartens zugleich auch ein Stück Bildungs- und Sozialgeschichte, von den Kirchen her gesehen, die ja meist der Träger sind, ein Teil der Diakonie:**

Die ersten Anfänge des Balingener Kindergartens reichen ins Revolutionsjahr 1848 zurück. Der Helfer Hermann (so wurde der 2. Stadtpfarrer, offiziell Diakon, bezeichnet, der auch Heselwangen zu versorgen hatte) richtete, im Rahmen der Armenpflege, in einem hierzu gemieteten Privathaus mit daneben liegendem Garten eine Kleinkinderschule ein. In einem Schreiben an die Stadtverwaltung führte Hermann aus, daß „es dadurch nicht nur vielen Eltern, besonders Müttern erleichtert würde, ihrem Geschäft nachzugehen, sondern daß dadurch auch für eine viel bessere Erziehung vieler Kinder gesorgt wäre als sie häufig zu Hause genießen“.

Diese Kleinkinderschule wurde in den ersten Jahren nur in den Sommermonaten gehalten (1848 war sie z. B. vom 28. Mai bis 4. November geöffnet), und zwar, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, morgens von 8 bis 11 Uhr und nachmittags von 1 bis 5 Uhr, an Feiertagen nur nachmittags.

Die Betreuung der Kinder lag in den Händen der ledigen Sophie Knodel, die blind (!) war, und ihrer Mutter, der Witwe des Küfers Knodel – für beide war diese mit monatlich 10 Gulden belohnte Arbeit also auch eine Art Armenbeschäftigung. Im ersten Jahr, 1848, besuchten durchschnittlich 67 Kinder (22 Knaben und 45 Mädchen) diese Kleinkinderschule, also bei weitem nicht alle Kinder der Stadt. Aber der Besuch stieg: 1850 waren es 95 Kinder, 1853 108 Kinder. Leider fehlen für die Folgezeit genaue Zahlenangaben.

Die Kosten für diese Kleinkinderschule wurden nicht durch Pflichtbeiträge der Eltern aufgebracht. Haupteinnahmequellen waren Beiträge der Centrale des Wohltätigkeitsvereins in Stuttgart (36 Gulden), eine Gabe der württembergischen Kronprinzessin Olga (20 Gulden), freiwillige Beiträge von hiesigen Eltern und Wohltätern (rund 42 Gulden) und von auswärtigen Freunden durch den Helfer Hermann (rund 16 Gulden).

Die größten Ausgabenposten waren die Belohnung der „Lehrerin“ (rund 54 Gulden), die Einrichtung z. B. „8 Bänke, 6 Wagen Kies für den Hofraum“ (rund 24 Gulden) sowie Hauszins und Gartenmiete (rund 20 Gulden).

## Großheppacher Schwestern kommen nach Balingen

Diese Kleinkinderschule wurde dann aber aus uns nicht bekannten Gründen geschlossen. In einem Brief des Stadtpfarrers Dekan Haug vom 9. April 1873 an den Balingener Gemeinderat berichtete dieser von „einer von mir im Mai vorigen Jahres (d. h. 1872) neu eingerichteten Anstalt für die „eine eigens für die Kleinkinderpflege ausgebildete Lehrerin berufen wurde“. Sie kam aus der Diakonissenanstalt Großheppach, die für Jahrzehnte die evangelischen Kindergärtnerinnen nicht nur für Balingen, sondern für die meisten evangelischen Kirchengemeinden stellte.

Da sich das angemietete Lokal aber bereits ein Jahr nach der Neugründung des Kindergartens als zu klein erwies („...fehlt es nicht nur an richtigem Raum zum Sitzen, sondern die Luft im Zimmer wird auch trotz allen Öffnens der Fenster so dick, daß die Gesundheit der Kinder und der Lehrerin bedroht wird“), wird der Kindergarten in das sogenannte „Stadtscheuerle“ verlegt, wo sich „ein geräumiges Lokal für die Kinder und zugleich ein Wohnzimmer für die Lehrerin einrichten ließ“.

In diesem Gebäude blieb die Kleinkinderschule bis zum Jahr 1887. In diesem Jahr zog sie um in ein Gebäude, das 1883 von der Witwe des

Werkmeisters Tobias Speidel an die Rösler-Stiftung und von dieser 1887 an die Stadtverwaltung verkauft worden war; es lag an der Ecke Froschstraße/Wilhelmstraße direkt neben der Firma C. F. Behr. Nur am Rande sei vermerkt, daß bis 1898 in diesem Gebäude auch die Städtische Frauenarbeitsschule untergebracht war, bis diese direkt dahinter an der Eisenbahn ein eigenes Gebäude erhielt. Als diese Schule aus dem Kindergarten ausgezogen war, diente das Obergeschoß als Wohnung für Lehrer.

In dieser Kleinkinderschule wirkte von 1872 bis 1913 die Großheppacher Schwester Marie Ochs, die bei Eltern und Kindern außerordentlich beliebt war – 1913 trat sie im Alter von 70 Jahren in den Ruhestand.

Nachfolgerin von Schwester Marie Ochs wurde Schwester Sophie Bühler, die den Kindergarten bis 1939, d. h. fast 27 Jahre lang leitete. Sie kam ebenfalls aus dem Mutterhaus in Großheppach und genoß in Balingen eine so große Achtung, daß selbst die Einrichtung eines NSV-Kindergartens wegen ihr verschoben wurde.

## Der Neubau des Kindergartens in der Stadtmitte

Schon in den 20er Jahren, nachdem die Sichelschule eingeweiht worden war, trug sich die Stadtverwaltung mit dem Gedanken, in günstiger Lage eine neue Kinderschule zu erbauen, denn seit dem Jahre 1887 hatte die Stadt die Baulast des evangelischen Kindergartens übernommen. In einer Gemeinderatssitzung sagte Stadtschultheiß Rommel: „Das alte Kleinkinderschulgebäude der Stadt Balingen Ecke Wilhelm- und Froschstraße ist schon seit Jahren unzulänglich und entspricht den von seiten des Schulrates zu stellenden Anforderungen in keiner Weise.“

Bereits am 24. Oktober 1927 war der Bauplan für das neue Kinderschulgebäude genehmigt worden; der Entwurf stammte von Architekt Imbery, dem Erbauer der Sichelschule. Der Kostenvoranschlag belief sich auf 102000 Mark. Bereits am 15. Juli 1928 wurde die neue Kinderschule in der damaligen Lindenstraße, heutige Hermann-Berg-Straße, eingeweiht.

Im Jahre 1928 kaufte die Firma C. F. Behr das alte Kinderschulgebäude, um es abzureißen und einen Erweiterungsbau zu erstellen. Tatsächlich erfolgte der Abriss erst im Jahr 1959, um Platz zu schaffen für einen Anbau an das sog. Fernmeldedepot, das in die inzwischen liquidierte Firma C. F. Behr eingezogen war.

## Der Übergang zum NSV-Kindergarten

Im Jahre 1929 kam zu Schwester Sophie zuerst als Aushilfe, ab November 1933, nach Beendigung der Ausbildung in Großheppach, als zweite Kindergärtnerin die Schwester Johanna Haas.

Als im Jahre 1933 Hitler in Deutschland die Regierung übernahm und sich die NSDAP im ganzen Reich bemühte, das Volk im Sinne der „Partei“ zu erziehen, zeigten sich bald auch Auswirkungen für die Kindergärten. Eine der ersten Amtshandlungen des neuen Bürgermeisters Friedrichs, der am 1. Dezember 1936 sein Amt in Balingen antrat, war, den beiden Großheppacher Schwestern auf 1. April 1937 zu kündigen, um den evangelischen durch einen NSV-Kindergarten zu ersetzen. Es war aber Friedrichs nicht möglich, diesen Plan gegen den Willen des größten Teils der Bevölkerung durchzuführen.

So blieb die evangelische Kinderschule noch für ein paar Jahre bestehen. Auf 31. Dezember 1939 wurde Schwester Sophie altershalber in den Ruhestand versetzt, während Schwester Jo-

hanna Haas „eine anderweitige Tätigkeit“ übernahm, wie die NS-Tageszeitung „Der Wille“ meldete. Beiden Schwestern wurde übrigens von der Stadtverwaltung Dank und Anerkennung für ihre Tätigkeit ausgesprochen und ein Geschenk überreicht.

Am 11. Januar 1940 wurde der NSV-Kindergarten eröffnet als „wichtige Erziehungsstätte im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung“, wie die Zeitung berichtete. Um die Attraktivität zu erhöhen, wurde der Kindergarten unentgeltlich geführt und eine unentgeltliche ärztliche Betreuung eingeführt. Immerhin schien in der Öffentlichkeit ein gewisses Mißtrauen zu herrschen, denn am Schluß des Zeitungsberichts wurde die Hoffnung ausgedrückt, daß er bald eine volle Beschiebung aufweise, d. h. zur Eröffnung dieser neuen NS-Einrichtung hatten offensichtlich viele Eltern ihre Kinder noch nicht angemeldet.

Die entlassene Schwester Johanna wurde übrigens von der evangelischen Kirchengemeinde für folgende Aufgaben eingesetzt: 1. Biblische Erzählstunde für die ganz Kleinen; 2. Gründung einer Mädchenjungchar; 3. Übernahme des Mädchenkreises; 4. Besuche bei Alten, Kranken und Einsamen. Während des Krieges erteilte sie außerdem auch eine Zeitlang Religionsunterricht an den Unterklassen. Sie blieb also der Kinder- und Jugendart in Balingen voll erhalten.

## Das Kriegsende: Der Kindergarten brennt aus

Am 20. April 1945 erfolgte auf Balingen, kurz vor dem Einmarsch der französischen Panzer, ein Tieffliegerangriff, bei dem zahlreiche Häuser der Innenstadt in Flammen aufgingen. Während das evangelische Gemeindehaus dank des energischen Eingreifens von Hausmeister Gottlob Schmid fast unbeschädigt blieb, brannte das Kinderschulgebäude gegenüber fast völlig aus und stand für absehbare Zeit nicht mehr zur Verfügung.

Zwar wurde im evangelischen Kirchengemeinderat bereits am 13. Mai 1945 der Erlaß der Militärregierung bekanntgemacht, die NSV-Kindergärten wieder mit Großheppacher Schwestern und evangelischen Kindergärtnerinnen zu besetzen, in Balingen war das aber vorerst unmöglich, da nicht nur das Kindergartengebäude zerstört, sondern das evangelische Gemeindehaus, das als Ausweichquartier vorgesehen war, zunächst von griechischen Fremdarbeitern beschlagnahmt war. Außerdem hatte es durch die Beschlagnahmen während des Krieges für die Wehrmacht und für die Organisation Todt (OT), die beim Ölschieferabbau beschäftigt gewesen waren, erhebliche Schäden davongetragen.

Erst am 1. Oktober 1945 fand die Neueröffnung des Kindergartens statt, immerhin mehr als einen Monat früher als die Wiederaufnahme des Schulunterrichts in der Sichelschule im November 1945. Neben Schwester Johanna Haas wurden eine weitere Kindergärtnerin und zwei Lehrgehilfinnen eingestellt, die sich für mehrere Jahre mit dem Provisorium Gemeindehaus begnügen mußten.

Erst vier Jahre später, 1949, konnte endlich der Umzug des Kindergartens in das alte, inzwischen neu aufgebaute Heim erfolgen. Hier befindet er sich, nach gründlicher Renovierung im Jahre 1988/89 (so lange war dieser Kindergarten in der Sichelschule einquartiert), noch heute.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lisztstraße 35, 7460 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 7470 Albstadt

Rudolf Linder  
Heilig-Brünnle-Straße 55, 7470 Albstadt 2

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

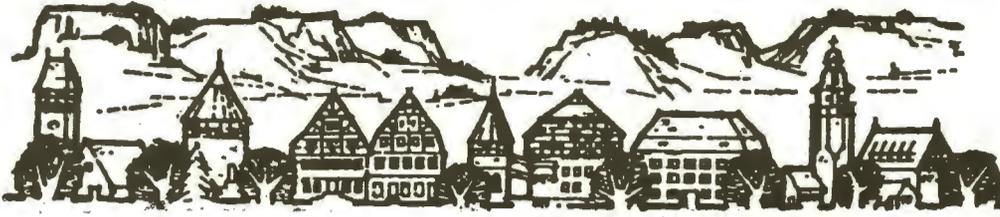
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen



Jahrgang 38

31. Mai 1991

Nr. 5

## Der Stuttgarter Maler aus Balingen Otto Jung: ein schwäbischer Lenbach?

Von Walter Schnerring, Eßlingen

Otto Jung wurde 1867 in Ostdorf geboren, von wo die Familie bald wegzog. Sein Vater, ein alter verdienstvoller Ostdorfer, war Steinmetz und Bauwerksmeister und wurde Eisenbahningenieur. Seine Mutter, eine geborene Herre, stammte aus der „Rose“ in Zillhausen.

Der Ostdorfer Bauunternehmer Jung hatte 1863 das Pfarrhaus in Zillhausen gebaut und dabei seine Frau kennengelernt. Otto Jung studierte an den Akademien Stuttgart und Karlsruhe und wurde freischaffender Maler in Stuttgart. Er stellte öfters im Württembergischen Kunstverein und 1896 im Glaspalast München aus. Ausstellungen in neuester Zeit: 1984 Wilhelmshaus Stuttgart, 1985 Kreissparkasse Balingen, 1990 Kunsthaus Bühler, Stuttgart.

Seine Frau Bertha, geb. Malzacher aus Tübingen, die er als begabte Kunststudentin in Stuttgart kennengelernt hatte, und die möglicherweise eine bedeutendere Malerin als er selbst geworden wäre, gebar ihm drei Kinder und verstarb 1921.

Jung verstand sich als Stuttgarter Maler. Er lehrte an einer Sommerakademie in Kirchgerg/Jagst und gab auch privaten Malunterricht sowie Malunterricht in der Stuttgarter Kunstgewerbeschule. Er war liebenswürdig und tolerant. Als Freidenker verkehrte er auf dem „Müllershaus“, Schloß Elmau bei Mittenwald und war

schon früh (um 1910) Mitglied der Freimaurerloge „Wilhelm zur aufgehenden Sonne“, wo er nacheinander vier Logenmeister portraitierte.

Seine 150 Auftragsportraits von z. T. hohem Rang arbeitete er meist nach eigenen Fotografien und kann als ein schwäbischer Lenbach gelten.

Wie sein großes Münchener Vorbild besaß auch Jung ein Fotoarchiv seiner Gemälde und fotografierte seine Modelle für die Portraitaufträge in der gewünschten Position. Die Plattenkamera war sein häufiger Begleiter. Auch hat er das Pendant zu Franz von Lenbachs „Selbstbildnis mit Familie“ (1903) geschaffen. Es existieren aus der Zeit um 1916 mehrere repräsentative Gruppenbildnisse der Malerfamilie Jung, in denen sich die fotografische Sehweise ausdrückt. So bückt sich der Maler (wie im Bild Lenbachs), vom Selbstauslöser getrieben, hastig in den Bildausschnitt des Fotos- und des Ölbilds. Haltung und Blick vieler seiner Personen wirken „fotografisch“. Der Unterschied: Der Malerfürst Franz von Lenbach war ein Weltmann, wogegen



Bildnis einer unbekanntenen jungen Frau (1908): Eine rothaarige Frau mit weißer Bluse wird in einer aufmerkenden Kopfwendung momentan erfaßt und in impressionistisches Gegenlicht getaucht.



Links: „Ostdorfer Kirche mit Pfarrhaus“ (1909). Der Vater des Malers hat am Bau des Kirchturms großen Anteil, so wie er auch das Pfarrhaus in Zillhausen baute. In dieser Kirche wurden getauft: Die Großeltern des Malers, Johannes Jung, Maurermeister, geb. 15. 11. 1804 und Justina Jung, geb. Lehner, geb. 10. 6. 1809; der Vater des Malers, Johannes Jung, Bauwerksmeister, geb. 27. 9. 1833; Anna Maria Gühring, geb. Jetter, geb. 9. 3. 1825 und ihr Sohn, Gottlieb Gühring (Firmengründer in Ebingen), Sohn des Jakob Gühring aus Endingen, geb. dort 15. 3. 1859; die Schwester des Malers, Mina Gühring, geb. Jung, geb. 18. 10. 1869. Getraut wurden in dieser Kirche: Die Großeltern und Eltern (23. 11. 1865) des Malers sowie die Gührings. Rechts: „Zillhausener Kirche“ (1921). Auf der Rückseite vermerkte die Schwester des Malers, Mina Gühring an Weihnachten 1921: „In dieser Kirche würde meine Mutter, Johanna Herre, geb. 9. Dezember 1841, getauft.“



„Wochenmarkt auf dem Schillerplatz in Stuttgart“ (1925) (Abb. m. frdl. Genehmigung d. Gal. d. Stadt Stuttgart). Das Schillerdenkmal des Bildhauers B. Thorwaldsen blickt auf ein buntes Marktgetümmel. Links das Alte Schloß, rechts die Stiftskirche, im Hintergrund das ehemalige Nobelhotel „König von England“ in dem schon Goethe übernachtete und das 1944 abbrannte. Zu diesem 1,20 m breiten Bild existieren einige herrliche Ölskizzen von 1912.



„Spielende Kinder“ (1899), Kohlezeichnungen. Die Liebe zum Kinderbildnis hat Otto Jung sein Stuttgarter Lehrer, der große Kindermaler Prof. Gustav Iglar (1842–1908), mitgegeben. Die Beobachtung in der Steinmetzwerkstatt ist kein Zufall, waren doch der Vater des Malers Steinmetz und Bauwerkmeister und der Großvater Maurermeister gewesen.



„Eyachtal mit Margrethausen“ (1906). Der Wanderer kommt von Langenwand das Tal herab und schaut zwischen Hornau (links) und Heersberg (rechts) über das sich öffnende Tal in den Dunst, in dem der Tierberg (bei Lautlingen) draußen sichtbar wird. Am Heidehang rechts vorne (jetzt Schützenhaus Margrethausen) hütet ein Junge eine Herde von einem Dutzend Ziegen. Solche Alblandschaften um die Ebinger Alb herum malte Jung unzählige. Meist verzichtete er dabei auf Tier und Mensch, um die Einsamkeit der Alb zu betonen.



„Zillhausener Mühle“ (1921). Die Mühle stand über der Kante des Wasserfalls und ist im Sommer 1933 samt der neuen Ernte abgebrannt. (Bericht in der Heimatbeilage der Bezirkszeitung „Der Wille“ am 23. 2. 1934). Der Brand war nicht vollständig gelöscht worden, so daß das Feuer nach einem Tag neu ausbrach und sein Werk vollendete. Grundmauerreste am Wasserfall sind heute noch zu sehen.

unser bescheidener Schwabe Otto Jung ein zurückgezogener Landschaftler der Einsamkeit blieb.

Jung hatte Freunde in Universitätskreisen; besonders in Gießen pflegte er den Umgang mit Philosophen und Medizinern.

Seine Malorte waren Stuttgart, Gießen, die Alpen, der Schwarzwald, das schwäbische Oberland und immer wieder die Schwäbische Alb von Heidenheim bis Ebingen.

Den Ebingern, erinnert sich Alt-Oberbürgermeister Walter Groz, fiel Jung durch seinen großen schwarzen Hut und Wadenstrümpfe auf. Er verkehrte im Kreis der „Alt-Wandervögel“, dessen Kopf seine Schwester Mina Gühring darstellte. Man traf sich im „Drei-Mädel-Haus“ der Töchter des Gottlieb Ott oder wanderte im Schilkerkragenhemd zum Riedhof bei Hossingen; nach dem Abkochen tanzte man, sang Volkslieder zur Gitarre, strickte und übernachtete im Heu.

Neben Motiven der Geburtsorte seiner Eltern, Ostdorf und Zillhausen, gibt es von Jung unzählbar viele herrlich einsame Landschaften der Zollernalb, die er von Ebingen aus erwanderte, wo ihm seine Schwester einen „Stützpunkt“ bot. Denn sie war die Frau des Gründers der Bohrerfabrik Gühring, die zuerst „Jung und Gühring“ hieß, geworden. Und die Gührings stammten aus Ostdorf und Ebingen.

So ist Otto Jung der wichtigste Maler der Zollernalb, dem es gelang, Balingen und Ebingen seelisch zusammenzubinden. Der Albheimat ist der Stuttgarter bis zum Tode treu geblieben, denn selbst im Todesjahr 1935 malte er noch Bilder auf der Zollernalb.

Literatur: Westermanns Monatshefte, Sonderabdruck 61. Jg.: Sept. 1916 – Aug. 1917, Braunschweig. Werke in öffentl. Sammlungen: Gal. d. Stadt Stuttgart, Gal. d. Stadt Albstadt.

## Eine neue Aufgabe für Walter Schnerring

Walter Schnerring, der sich 1984 durch sein Eckenfelder-Buch hervorgetan hat, sammelt seit geraumer Zeit Stoff für eine neue Aufgabe. Zu dieser Arbeit wurde Schnerring schon vor vier Jahren vom Direktor der Staatsgalerie Stuttgart, Prof. Dr. Beye, schriftlich ermuntert: „...Unbestreitbar stellt die wissenschaftliche Erschließung des Œuvre von Otto Jung ein Desiderat der neuen schwäbischen Kunstgeschichte dar. Meines Erachtens sind Sie durch Ihre verdienstvolle Forschung über Friedrich Eckenfelder für die Wahrnehmung dieser Aufgabe im besonderen qualifiziert.“

Ein Gespräch zwischen dem Theissverlag, OB Hans Pfarr von Albstadt und Walter Schnerring über die Finanzierungsmöglichkeit eines Otto Jung-Buches hat vor einiger Zeit stattgefunden.



„Bei der Morgensuppe vor der Trauung in Zillhausen 1890“ gemalt 1934, 120 cm breit. Es handelt sich um die Darstellung der Hochzeitssitte um die Jahrhundertwende in Zillhausen im Gasthaus „Zur Rose“ (heute Haus Witzemann/Herre, Unterer Wörth 1). Die „Rose“ war das Haus Götz/Herre, der Verwandten des Malers mütterlicherseits. Die hier heiratenden Götz waren fromme Leute. Links bei der Küche, die Braut, erkennbar am Kranz, Seidenschürze und schwarzem Kleid. Rechts neben ihr mit Schnauzbart der Bräutigam, Martin Götz, Kirchenpfleger. Davor, weiter rechts, trägt Ameile Götz, Näherin, (mit Haube) eine Schüssel in die Küche. Rechts vor ihr steckt eine „Gespielin“ dem „Jakobvetter“ (mit Hut und Pfeife) das Sträußchen ans Revers. Am Wirtstisch gibt es Schnaps, Most, Kaffee, Milch mit Eingebrocktem und Fenchelschwarzbrot, das Hochzeitsbrot. Diese Brote erhielten bei Hochzeitsmorgen alle Schulkinder in der Neunuhrpause.

## Bauvorschriften sind nichts Neues

Und Eheschließungen bedurften früher der Genehmigung  
Von Wolfgang P. Bernhard, Sulz

Vorschriften, Reglementierungen, Bedingungen und letztendlich Genehmigungen auf dem Bausektor sind keine Erfindung unserer Zeit. Schon vor 230 Jahren war es den Bauwilligen nicht überlassen, wie sie einen Neubau errichten oder einen Umbau durchziehen. Es bedurfte der obrigkeitlichen Genehmigung.

1761 richtete Jacob Mathes von Deilingen an die „Hoch Löbl. gnädige amts oberigkeit“ in Spaichingen ein Gesuch, in seinem Heimatort ein Haus bauen zu dürfen.

Urban Mathes, der Vater, wollte offenbar noch zu seinen Lebzeiten seine Söhne gerecht versorgt wissen und teilte seine Liegenschaften auf. Er kam mit den Söhnen „gietiglich“ und ohne „neniglichen nachdenkhen“ überein, daß Xavery „das Behaisget und scheyr und stallung in Khauf auf sich genommen“, wohingegen Jacob Mathes als ältester Sohn „den stall sambt dem an liegenden gerthle“ kaufte, damit er noch ein „unlet oder Behaisgit“ anbauen könne.

Aus alten Gerichtsakten erfahren wir, daß sich Jacob Mathes in „gesambter gemaindt“ erkundigte, „ob jemand ein Bedenkhen trage“. Auf Guthießen „eines hochlöblichen Amts“ habe ihm die gesamte Gemeinde sein Bauvorhaben „verwilliget“.

Jacob Mathes meinte, er sei auch „anerbiet-hig“, nach „hiesiger arth und gewohnhait“ zu bauen. Jacob Mathes bat nicht nur das hochlöbliche Amt, sein „vorhabendes Bauwesen“ fortführen zu dürfen, sondern (im selben Protokoll und im selben Atemzug) auch den Lieben Gott für sich „mit Weib und Kinderen“ um ein gesundes, langes Leben.

Schon damals (1761) mußte darauf geachtet werden, daß ein gewisser Grenzabstand zu den Nachbarhäusern eingehalten wird. So wurde zum Nachbarn Joseph Schätzlin ein „Zwischenplatz von 60 Schuh“ und zur Landstraße ein Abstand von 57 Schuh verlangt. Offenbar konnte dem nicht entsprochen werden und so wurde das Gesuch des Jacob Mathes abgewiesen. Gleichzeitig wurde „verwittibten“ Verena Schätzlin „gegen Abstattung des Consensgeldes von 1 Gulden 30 Kreuzer“ ein Anbau an ihr Häusle gestattet, damit sie „ihre viele Kinder desto eher zur haußlichen Unterkunfft versorgen“ könne.

Auch zur Eheschließung brauchte man in Hohenberg (beispielsweise) noch im 17. und 18. Jahrhundert eine Genehmigung, die nur erteilt wurde, wenn der Bräutigam nachweisen konnte, daß er imstande ist, eine Familie zu ernähren. Denn sollte das einmal nicht der Fall sein, mußte die Dorfgemeinschaft (beziehungsweise die Einwohnerschaft einer kleinen Stadt) für den Lebensunterhalt der Familie aufkommen. So wurde in der vorderösterreichischen Herrschaft Hohenberg der Heiratsconsens nur erteilt, wenn Unterkunft und Auskommen der Eheleute nachhaltig gesichert waren und ein Vermögen von wenigstens 200 Gulden vorhanden war. Einem Stephan Matthes von Dürbheim wurde beispielsweise am 2. Oktober 1800 die „Heurathsbe-willigung“ erteilt, nachdem er zusammen mit seiner Braut ein Vermögen von 737 fl nachweisen konnte.

Diese strenge Handhabung finden wir sogar noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: Eine Josepha Antonia Mattes von Dürbheim wollte im Januar 1864 den Weber Ignaz Liebermann von Wurmlingen heiraten. Die „Heurathserlaubniß“ wurde „wegen mangelnden Nahrungsstandes“ nicht erteilt; der Antrag also abgewiesen.

Der Deilinger „Güterbesitzer“ Ludwig Bernhard wurde, bevor er die Heiraterlaubnis erhielt, vom Landvogt in Rottenburg ersucht, über seine Dienstauglichkeit ein „chirurgisches Attestat“ einzuschicken. Die Anforderung ist datiert vom 21. Mai 1798 und unterschrieben von dem damaligen Oberamtsrat Florian Joseph von Beck. Was es mit der Dienstauglichkeit (im Zusammenhang mit der beabsichtigten Eheschließung) auf sich hatte, konnte nicht ermittelt werden; wohl aber, daß die Ehe zustande kam.

Eine andere Schwierigkeit konnte entstehen, wenn der erwählte Ehegatte in einem anderen Herrschaftsgebiet ansässig war. Er wurde vor 200 Jahren als „Ausländer“ abgelehnt (siehe

Beitrag in der März-Ausgabe 1990: „Genoveva bevorzugte Ausländer“).

Auch auf anderen Gebieten gab es Vorschriften. So brauchten beispielsweise die Metzger (aber auch andere Handwerker) eine besondere Genehmigung zur Ausübung ihres Gewerbes. Die Zahl der Wirtschaften in einem kleinen Städtchen war beschränkt, und die Herstellung von Bier mußte nach einem 1516 erlassenen „Reinheitsgebot“ erfolgen.

Die einzelnen Handwerke und Gewerbe (und ebenso die Obrigkeit) achteten darauf, daß in den jeweiligen Orten nicht mehr Bürger ihrem Handwerk selbständig nachgingen als der Ort ernähren konnte. Und da kam es hin und wieder zu Streitereien, weil es für die Ausübung zwei Möglichkeiten gab: Da war zum einen die Zunft, die befugt war, nach einer entsprechenden Lehre „Meister zu machen“, und zum anderen konnte die „Herrschaft“ eine entsprechende „Gerechtigkeit“ (= Lizenz) erteilen. Die „Concessionsgesuche“ von sämtlichen oberhohenbergischen Orten aus der Zeit von 1695 bis 1805 sind heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrt.

Für das Einschreiben eines Lehrlings wurde eine Gebühr erhoben. Um 1845 betrug sie (bei der Schömberger Zunft) 1 Gulden. Für das Ausschreiben eines Lehrlings (einschließlich Prüfung und Lehrbrief) waren 2 Gulden zu zahlen. Für die Meisterprüfung und die Aufnahme ins Meisterrecht waren um 1850 9 Gulden zu zahlen.

Bezüglich des Alters gab es bereits um 1825 genaue Vorschriften. Stanislaus Bernhard von Schömberg brauchte eine „oberamtliche Dispens“, weil er für die Meisterprüfung als Färber noch nicht das nötige Alter hatte.

Meistersöhne wurden, wenn es an der Zeit war, dem „ehrsamen Handwerk vorgestellt“. Nachdem sich beispielsweise Peter Bertsch von Dormettingen 1797 bei der Zunft der „Becken, Bierbrauer, Metzger, Miller und Zeigmacher“ als Meister „eingelassen“ hatte, wurde 1829 sein Sohn Joseph Bertsch dem Handwerk als Meistersohn vorgestellt.

Es wurden um 1824 auch bereits Ausbildungsverträge abgeschlossen. Am 19. Dezember 1824 unterzeichnete ein Johann Bernhard aus Schömberg als Lehrmeister einen Ausbildungsvertrag für einen Lehrling namens Paul Rottler auf eine dreijährige Lehrzeit als Sattler.

Weil schon fünf Biersieder (in Spaichingen und Hofen) ihr Gewerbe ausübten, wurde 1799 einem Romuald Hagen von Hofen sein Gesuch zur Errichtung einer „Bräustadt“ abgewiesen. Bei ihm kam freilich dazu, daß er gar kein gelernter Biersieder sondern ein Gerber war.

1794 wurde einem Joseph Honer von Spaichingen sein „Taferngesuch“ (das heißt: sein Gesuch, wirten zu dürfen) abgewiesen. Johann Braun zu Hofen erhielt 1756 die „Taferngerechtigkeit“ bewilligt.

Angesichts der zahlenmäßigen Einschränkungen, die es seit langem gab, ist es erstaunlich, daß in Schömberg um 1864 nicht weniger als 25 Schuhmachermeister lebten (so viele waren jedenfalls zu einer Zunftversammlung gekommen).

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Wolfgang P. Bernhard  
Schillerstraße 39, 7247 Sulz a. N.

Hermann Krauß  
Zeppelinstraße 33, 7475 Meßstetten

Walter Schnerring  
Kolpingstraße 28/1, 7300 Esslingen a. N.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Bloß keine Wasserleitung – das kostet Geld

Der holprige Weg zur Meßstetter Wasserversorgung – von Hermann Krauß

Während in den übrigen Gemeinden der Schwäbischen Alb die Ehmannsche Albwasserversorgung in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts als langersehnte Wohltat begrüßt wurde, haben sich in Meßstetten die beiden bürgerlichen Kollegien (Gemeinderat und Bürgerausschuß, eine 2. Vertretung der Bürgerschaft) mit einer unglaublichen Sturheit und Hartnäckigkeit dagegen gewehrt – aus finanziellen Gründen. Vielleicht ist es in Obernheim ähnlich zugegangen, denn in einem Gedicht zum späteren Wasserfest ist die Rede davon, daß die Jungen und die Alten die Faust im Sacke ballten.

Meßstetten war schon immer eine arme Gemeinde und mußte bei vielen anfallenden Vorhaben Schulden machen. Das ließ die Gemeinderäte oft nicht über den Horizont schauen und verwehrte ihnen die vorausschauenden Weitblick. Sparen, wie sich zeigte, auch am falschen Fleck, war oberstes Gebot. – Nun war Meßstetten gegenüber manch anderer Albgemeinde insofern mit dem Wasser besser dran, als die wasserundurchlässigen Mergelschichten im Juragestein verschiedene Quellhorizonte im Meßstetter Tal, nicht allzuweit vom Ort entfernt, bilden und den Talbach entstehen lassen. Von einer dieser Quellen wird der obere Talbrunnen gespeist. Aber wenn es eine Zeitlang nicht regnete, versiegten diese Quellen; man mußte das Wasser von der unteren Mühle holen (früher standen noch zwei Mühlen im Meßstetter Tal). Wie beschwerlich war das Wasserholen im Winter bei Glatteis und den damaligen Straßenverhältnissen!

## Wasserversorgung in früherer Zeit

Für Feuerlöschzwecke und als Viehtränke besaß Meßstetten „seit undenklichen Zeiten“ eine Hülbe wie jeder andere Albort auch; die Bauern hatten bei ihren Häusern eigene Zisternen, in denen sich das „Dach- und Regenwasser“ sammelte. Aber diese Hülbe erwies sich mit der Zeit für den gewachsenen Ort als zu klein. Man beschloß 1751 eine neue, größere Hülbe zu bauen (das „Hülbgäßle“ erinnert noch an sie), „weilen hiesigen Orths bekannter maßen ein Wassermangel seye, da man in Feuers Nöthen (Gott verhüte solche) nicht wiße, wo man Waßer zum löschen hernehmen solle“. Doch diese Hülbe bereitete der Gemeinde noch großen Kummer. Schon 1762 wurde festgestellt, daß die Hülbe bisher das Wasser nicht hielt, weshalb sie ringsum mit „Letten“ (= Mergel, den man aus Sparsamkeitsgründen aus dem unteren Tal holte) „verstampft werden sollte“. Aber 1783, ja 1787 faßte die Hülbe immer noch nicht „genugsames Waßer“. Man erwog, das alte kleine Hülble, das man schon aufgegeben hatte, zu vergrößern, aber der Gemeinderat (GR) versprach sich nichts davon. Vom Königlichen Oberamt (KOA) Balingen wird 1857 empfohlen, ein Wasserloch unterhalb des oberen Brunnens herzustellen, in dem Überlaufwasser für Zeiten des Mangels gesammelt werden könnte. Der GR lehnte ab, weil das Wasserloch in Zeiten ohne Zufluß bald geleert wäre.

Für diesen Brunnen gab es eine Brunnenordnung, die besagte, daß jeder Einwohner das gleiche Recht am Wasser habe. „Eine besondere Vergünstigung hat bloß der Herr Pfarrer, der zu jeder beliebigen Tageszeit sein Wasser am oberen Brunnen holen darf, ohne die Reihenfolge einzuhalten, mit dem Beding, daß, wenn Wasser rar ist, er bloß alle zwei Stunden einen Kübel holen lassen kann.“ Im übrigen durfte jeder Wasserholer nur einen Kübel füllen, auch wenn er mehrere Gefäße bei sich hatte, um das Anstehen erträglicher zu machen, vor allem bei Sturm und Regen. Und für diesen Fall machte das KOA 1857 den Vorschlag, dort ein Wartehäuschen zum Unterstehen anzubringen – was natürlich von den beiden Kollegien abgelehnt wurde, denn es seien nie Klagen deshalb vorgekommen. Das ist wohl möglich, denn die Leute kannten ihre sparsamen (oder knausrigen?) Kollegien. So wurden eben weitergewurstelt.

## Eine neue Möglichkeit in Sicht

Am 20. Februar 1863 mußte sich der GR mit einer ganz neuen Idee befassen. Das KOA forderte ihn unter Vorlage einer Korrespondenz mit dem OA Spaichingen zu einem Beschluß auf, ob man hier nicht auch den Wasserbauinspektor Dr. Bruckmann aus Stuttgart zur Gewinnung

von Trinkwasser beiziehen wolle, wie er bereits von den Gemeinden Königsheim und Obernheim OA Spaichingen auf kommendes Frühjahr bestellt sei, wozu sich auch noch Kolbingen OA Tuttlingen anschließen wolle. Nach Bescheid des OA Spaichingen verlange er Reisekostenersatz und ein tägliches Honorar von 10 f. Der GR beschließt, davon abzustehen, da in Meßstetten mehrere Brunnen vorhanden seien, „die nie versiegen“. Wassermangel trete nur zu Zeiten fürs Viehtränken auf, aber dazu seien ja die Hülben und Zisternen da. „Auf unserer Höhe sei Quellwasser nicht anders zu gewinnen als durch ungeheure Kosten, die dann möglicherweise vergeblich aufgewendet werden.“

Das KOA schickte diesen Beschluß zur nochmaligen Beratung mit dem Bürgerausschuß (BA) mit der Bemerkung zurück, die Klage über Geldmangel sei so alt wie der Ort und werde bei allen Projekten vorgebracht, zuletzt bei der Frage eines Backhauses (Meßstetten bekam nie eines) oder des Wartehäuschens. Es handle sich bei der Berufung von Dr. Bruckmann nicht um sofortige Ausführung der Vorschläge, sondern das könne geschehen, wenn es die Kräfte der Gemeinde zulassen. Die Kollegien wissen auch auf diesen Antrag ihre Ansicht nicht zu ändern und „getrauen sich nicht zu wagen, enorme Kosten auf ein ungewisses aufzuwenden, wo andernteils mit geringeren Kosten Hülbwasser zum Viehtränken angeschafft werden kann“. Man berät, ob man jetzt nicht mit der seit Juli 1858 projektierten (!) Renovation der große Hülbe ernst machen sollte; die Hülbe halte kaum die Hälfte des Wasser. Die Kollegien meinen, „daß nach zweckmäßiger Herstellung der Hülbe die Klagen über Wassermangel (also doch!, dem KOA gegenüber leugnete man ihn) verstummen würden“.

Im Frühjahr (1863!) soll begonnen werden. Bei der Gemeindekasse liegen 200 f für dieses Werk bereit. – Über diese abermalige Ablehnung vom 27. Februar drückte das KOA sein Mißfallen aus, daß man so große Kosten für die Ausbesserung der Hülbe aufwenden wolle.

## Die Hülbe muß renoviert werden

Schon am 5. September 1854 hatte man beschlossen, die Hülbe nur zu flicken, da der damalige Überschlag des Weginspektors Falkenstein beim KOA Balingen zu hoch war. Aber dann stellte sich mit den Jahren heraus, daß durch bloßes Flickern nichts erreicht wurde. Da man nun im Sommer 1865 „den Wassermangel empfindlich fühlen mußte, wurde in den Kollegien der Wunsch rege, die Hülbe jetzt auf irgendeine Weise wasserdicht herzustellen, was es auch kosten möge“ (!) – Für diesen Hülbenausbau wird nun Dr. Bruckmann dann doch noch eingeschaltet. Er machte die Gemeinde auf die Firma Weil & Sigloch; „zwei bewährte Hülbenbauer und Cementfabrikanten“ aus Blaubeuren, aufmerksam und mußte später deren Plan im Auftrag des KOA begutachten. Nach seiner Beurteilung wäre die Hülbe zu klein geworden. Also mußte die Firma einen neuen Plan aufstellen unter Berücksichtigung der Anregung von Dr. Bruckmann. Die Sache drängte, weil man bis zur Ernte (die in Meßstetten erst im September stattfindet) mit Grabarbeiten und Materialanfahen fertig sein wollte, und man schrieb jetzt den 11. Juli 1865.

## Ärger, Zeit- und Geldverschwendung

Am 10. September 1866 stellte man fest, daß die Renovation doch nicht zur Zufriedenheit ausgefallen ist. Wahrscheinlich hat die Firma gepfuscht, weshalb die Gemeinde die Auszahlung verweigerte. Weil & Sigloch wollte einen

Prozeß gegen die Gemeinde anstrengen, doch das KOA unternahm einen Sühneversuch. Es kam zu einem Vergleich. Im GR-Protokoll vom 7. Juni 1867 heißt es: „Da bezügl. des hiesigen verfehlten Hülbenbaus Herr Baurat Dr. Bruckmann am 21. Mai die Hülbe beaugenscheinigte, hat er ein Gutachten über die Restauration derselben vorgelegt. Die Accordanten erklärten sich nach einer persönlichen Besprechung mit Dr. Br. bereit, die Hülbe nach der Anordnung Herrn Bruckmanns diesen Sommer noch ganz frisch zu machen.“ Nun hat man also Dr. Bruckmann doch noch gebraucht. Die Gemeinde hätte sich viel Geld und Ärger sparen können (sie hatte schon anderthalb Jahre lang kein Wasser mehr in der Hülbe!), wenn sie damals – 1863 – auf den Vorschlag des KOA eingegangen wäre.

Im Oktober 1867 ist die Hülbe fertig geworden. An ihrer Haltbarkeit gebe es, so wurde festgestellt, keinen Zweifel, „denn es ist nicht nur an Cement nicht gespart worden, sondern die Behandlung sei auch viel besser und zweckmäßiger gewesen“.

## Ein neues Wasserversorgungsprojekt

Fast 20 Jahre hatte die Gemeinde jetzt Ruhe in dieser Hinsicht. Aber am 18. März 1886 trat man wieder an sie heran. Bei dieser Beratung der bürgerlichen Kollegien waren der „Staatstechniker für das Wasserversorgungswesen im Königreich Württemberg“, Bauinspektor Ehmann und Oberamtmann Maginot anwesend. Der Oberamtmann, der die Sitzung eröffnet hatte, wies auf die schon öfter in der Gemeinde aufgetretenen Wassersorgen und die Bereitwilligkeit der K. Staatsregierung hin, bei deren Abhilfe mitzuwirken. Der Bauinspektor erläuterte den Plan einer Heuberg-Wasserversorgung (HWV) und machte darauf aufmerksam, daß ein nachträglicher Anschluß der Gemeinde entweder undurchführbar oder mit erheblichen Mehrkosten verknüpft wäre. Nachdem beide Beamten die einschlägigen Verhältnisse erörtert hatten, stellte Oberamtmann Maginot den Antrag, die beiden Kollegien möchten doch die Vorfrage bejahen, daß zur Verbesserung der hiesigen Wasserhältnisse etwas geschehen solle. Dieser Antrag wurde vom GR mit 6:2 vom BA einstimmig abgelehnt.

## Mit einem Umweg ein neuer Versuch der Behörde – Mißerfolg

Aber die Herren gaben nicht auf und versuchten, die Kollegien von einer anderen Seite anzugreifen. Sie schickten den Oberamtsbaumeister Heinz von Balingen wegen Neuordnung des Feuerlöschwesens in der hiesigen Gemeinde auf Grund der Feuerlöschordnung vom 7. Juni 1885 und der Vollzugsverfügung vom 24. November desselben Jahres. Vorsichtig beginnt Heinz mit den Löschgeräten. Nach § 37 der Vollzugsverf. hätten sich die Kollegien darüber zu äußern, ob die vorhandenen Lösch- und Rettungsgeräte dem Bedürfnis und der Vorschrift genügen. Da müssen die Gremien allerdings gestehen, daß die im Verzeichnis aufgeführten Löscheinrichtungen nicht den Bestimmungen entsprechen. Sie wollen einige Leitern und zwei Schlauchbrücken sofort anschaffen, dagegen alle übrigen vorgeschriebenen Geräte innerhalb von fünf Jahren! Vielleicht sind die Kollegien im Lauf der Zeit in dieser Hinsicht etwas zu nachlässig gewesen, weil in Meßstetten von 1720 bis 1865, also 145 Jahre (!) lang kein Brand ausgebrochen war. Dann sollten sie erklären, in welcher Weise für einen genügenden Wasservorrat gesorgt sei. Sie führten das sich im Ort und in der Nähe sich ergebende Wasser auf: die laufenden Brunnen und Quellen im Tal, die nahezu bei jedem Haus sich befindenden Zisternen und die große Hülbe. So trete Wassermangel „höchst selten“ auf. Die Beschaffung weiteren Wassers sei bloß durch eine die Kräfte der Gemeinde übersteigende Herstellung einer Wasserleitung aus großer Ferne möglich, wovon man Umgang (Abstand) nehme“ (GR 6:2, BA 9:0).

(Fortsetzung im nächsten Heft)

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 38

30. Juni 1991

Nr. 6

## Uhren auf dem Turm der Stadtkirche in Balingen

Von Eugen Gröner, Balingen

Im Zuge der Gesamtrenovierung der Balingener Stadtkirche wurde auch die Uhrenanlage erneuert. Das Modernste, was heute auf dem Markt ist, eine elektronische Digital-Quarz-Hauptuhr, wurde im neugeschaffenen Meserraum installiert. Sie ermöglicht das Vorprogrammieren der Läuteprogramme – sowohl für einzelne Glocken als auch für das Gesamtgeläute, das ja im Laufe des Kirchenjahres verschiedene Kombinationen hat.

schaffung einer neuen Uhr unbedingt erforderlich. Der Bürgerausschuß ist mit der Anschaffung einer neuen Uhr einverstanden und schlägt vor, zur Deckung der Kosten eine schwebende Schuld zu verwirklichen, welche in den drei kommenden Etatsjahren 1876/77/78 zur Tilgung einzubringen ist. Der Gemeinderat stimmt dem Vorschlag zu und beschließt, auf Grund der eingereichten Offerte den Auftrag zu vergeben.“

Am 29. Juni 1876 wurde die Lieferung dem Großuhnmacher Johs. Neher in München um 1800 Mark übertragen, wozu noch Arbeitslöhne



Die von der Turmuhrfabrik Hörz in Ulm installierte elektronische Digital-Hauptuhr mit der Programmierereinrichtung.



Die Zeichnung des Stadtkirchenturmes von 1790. Man sieht deutlich das schräg zur Turmwand angebrachte zweite Zifferblatt.

Interessant ist, bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Geschichte der Uhren auf dem Balingener Stadtkirchenturm zu werfen. Wann der Turm erstmals eine Uhr erhalten hat, läßt sich wohl nicht mehr feststellen. Der Baumeister des Turmes plante anscheinend keine Uhr, denn hinter dem mittleren, nach Osten gerichteten Zifferblatt verbirgt sich ein zugemauertes Fenster. Vielleicht hatte die erste Uhr auch nur ein Schlagwerk und kein Zifferblatt. Wohl im 17. oder 18. Jahrhundert wurde das erste Zifferblatt geschaffen.

Eine Zeichnung des Turmes aus dem Jahre 1790 (angefertigt wegen der Anbringung eines Blitzableiters) zeigt das mittlere Zifferblatt und eigenartigerweise ein Stockwerk tiefer ein zweites Zifferblatt, das auf einem Gestell schräg zur Turmwand angebracht war. Die vor den Fenstern nach Südosten und Nordosten angebrachten beiden Zifferblätter waren damals noch nicht vorhanden.

Vermutlich war es derselbe Oberamtmann (heute Landrat), der 1760 den Studenten Philipp Matthäus Hahn mit der Anbringung einer Sonnenuhr beauftragte, der auch diese häßliche Konstruktion veranlaßte. Wann sie wieder entfernt und dafür die beiden Seitenzifferblätter angebracht wurden, ist unbekannt.

Die älteste urkundliche Erwähnung einer Kirchenglocke stammt aus dem im Balingener Eidbüchlein um 1700 eingetragenen „Mößner-Eyd“, in dem es heißt: „Ihr sollet die Uhr in der Kirchen und auf dem Rathauß selbst und mit bestem Fleiß richten“.

### Beschwerde über Ungenauigkeit

Am 7. Dezember 1840 beschwerte sich das Oberamt bei der Stadt, die Turmuhr gehe nicht genau, sie sei nach dem Sextanten zu richten. Die Antwort des Gemeinderats war: „Es befindet sich auf dem hiesigen Stadt-Thurm eine erprobte Sonnenuhr, nach welcher die Stadtkirchenuhr immer gerichtet wird. Der Meßner, zu dessen Amtsobliegenheiten das Aufziehen und Richten der Uhr gehört, wurde heute in die Versammlung berufen und ihm die gewünschte Pünktlichkeit wiederholt und allen Ernstes zur Pflicht gemacht.“

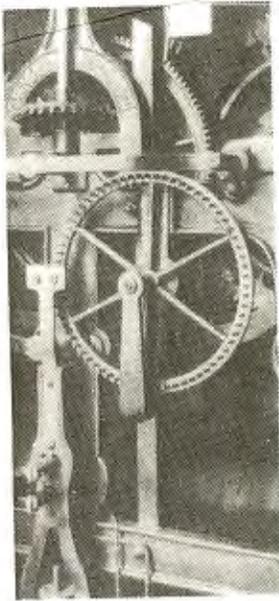
Aber es scheint, als ob der Mesner nicht allein schuld war, daß die Uhr nicht mehr genau ging. Am 17. und 18. Mai 1876 lesen wir im Protokoll des Gemeinderats und des Bürgerausschusses (damals gab es außer dem Gemeinderat noch einen von der Bevölkerung gewählten Bürgerausschuß): „Die Stadtuhr auf dem Kirchturm ist abgängig, nicht mehr zu reparieren und die An-

bei der Aufstellung mit ca. 200 Mark kommen.

Es wird wegen Beschaffung der Mittel beschlossen: Etat 1876/77 = 700 Mark aufzunehmen und zur Bezahlung des Restes eine schwebende Schuld von 1400 Mark in den folgenden 2 Etatsjahren 1877/78/79 unter den Stadtschulden umzulegen und zur Aufnahme des Darlehens die Genehmigung der (Königlichen) Kreisregierung einzuholen.

Die Uhr wurde im Herbst 1876 geliefert. Am 24. Mai 1877 wurde im Protokoll des Gemeinderats vermerkt: „Der Gemeinderat erteilt dem Uhrenfabrikanten Herrn Johs. Neher in München, welcher im vorigen Herbst auf den Stadtkirchenturm eine neue Uhr mit Viertel- und doppeltem Stundenschlagwerk erbaut hat, das Zeugnis, daß das Werk bei dem Unternehmer als durchaus gut hergestellt erfunden wurde und bis jetzt keinen Mangel gezeigt hat.“

Am 21. Oktober 1878 lesen wir: „Johs. Neher in München hat für die Thurmuhr Garantie zu leisten und bezeichnet zwei Anverwandte in Dürrwangen und Frommern (als Bürgen). Der Gemeinderat kennt deren Vermögensverhältnisse als gut und ist mit dieser Art der Garantie zufrieden.“ Es ist demnach anzunehmen, daß der Großuhnmacher Neher in München, der zu seiner Zeit sehr bekannt war und zahlreiche Kir-



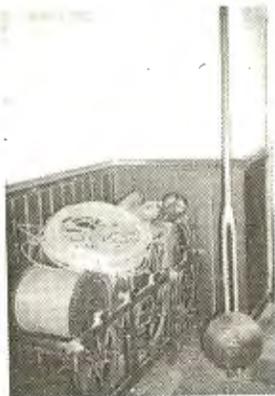
Die „Stiftengang-Uhr“ von 1876. An der nach oben (über die Pendelaufhängung hinaus) verlängerten Pendelstange sind Ankerpaletten angebracht, die das im Vordergrund sichtbare Stiftenrad bei jeder Pendelschwingung um einen Zahn vorrücken lassen.

chen mit Uhren beliefert hat, aus Frommern oder Dürrwangen stammte, wo der Name Neher heute noch sehr verbreitet ist.

#### Neher-Uhr mit „Stiftengang“

Das Münchener Uhrwerk hatte einen sog. „Stiftengang“. Ein etwa 120 cm breiter und 60 cm tiefer eiserner Rahmen, hatte drei große Seiltrommeln (eine für das Viertelstunden- und zwei für die beiden Stundenschlagwerke) sowie eine kleinere Seiltrommel für das Gangwerk. Die schweren Gewichte, die an Drahtseilen aufgehängt waren, mußten täglich aufgezogen werden, wobei sich die Drahtseile auf diesen Seiltrommeln aufspulten. Der rund 2,50 Meter lange Pendel der Uhr hatte eine wie ein Diskus geformte, rund 30 cm breite Pendelscheibe, die in eine gabelartige Spitze eingespannt war. Wenn man den Turm bestieg, hörte man das monotone Ticken des Pendels, das in einem hölzernen Gehäuse schwang.

Bis zum März 1963, also 87 Jahre lang, war die Neher-Uhr in Betrieb. Weil sie angeblich nicht mehr genau ging, wurde sie „in den Ruhestand versetzt“. Meine Bemühungen, sie ins Heimatmuseum zu bringen, scheiterten damals; der Leiter des Museums, Fritz Scherer, erklärte, er habe keinen Platz. Schließlich erklärte er sich bereit, wenigstens das Pendel ins Museum zu nehmen, das Uhrwerk erhielt der Schrotthändler.



Die Neher-Uhr von 1876 zur Verschrottung bereit. Der Pendel befindet sich im Heimatmuseum.

Die Turmuhrfabrik Perrot in Calw wurde mit der Installation eines neuen Uhrwerks beauftragt. Im Verhältnis zum alten Werk war es klein und zierlich, hatte nur noch ein Gewicht und einen Sekundenpendel, der bekanntlich genau einen Meter lang ist. Während beim alten Werk die Zeiger sich langsam fortbewegten, die Uhr also einen sog. „schleichenden Gang“ hatte, hatte die neue Uhr einen sog. „konstanten Gang“, d. h. die Zeiger bewegten sich alle Minuten jeweils um eine Minute vorwärts.

Gleichzeitig mit dem neuen Uhrwerk wurden auch neue Ziffernblätter beschafft, anstelle der mit Ölfarbe gestrichenen Zahlen kamen kunstgeschmiedete und vergoldete Ziffern, die nach dem Entwurf des damaligen Kreisarchivars Rockenbach von Kunstschlossermeister Braungardt aus Rosenfeld geschaffen wurden. Auch das Schlagwerk wurde damals geändert. Bisher war der Viertelstundenschlag h' und gis', der

Stundenschlag e' und cis', nun wurden zum Uhrschlag die vier größten Glocken verwendet, Viertelstunde fis' und e', Stundenschlag cis' und h'.

Da die Stadtkirchenuhr kurze Zeit später an die städtische Zentraluhrenanlage angeschlossen wurde, ist die neue Uhr kaum benützt worden. Nun hat nach 28jähriger Tätigkeit auch die Perrot-Uhr ausgedient und hat der neuen Hauptuhr Platz gemacht. Die neue Uhr ist funksynchronisiert und wird von der Atomuhr in Braunschweig über den Sender Frankfurt/M auf 1/100 Sekunde genau gesteuert. Man kann sich also darauf verlassen, daß sie immer die genaue Zeit angibt – was in der heutigen Zeit ungemein wichtig ist.

#### Rathausuhr schlägt früher

Daß die beiden Uhren auf dem Rathaus und auf der Stadtkirche sich beim Schlagen nicht stören, sind sie so gestellt, daß die Rathausuhr immer eine Minute zu früh schlägt. Beim vollen Stundenschlag ist es besonders eindrucksvoll, zuerst die kleinen Rathausglöcklein zu hören

und direkt anschließend den Stundenschlag der Kirchenuhr mit den beiden tiefen Glocken.

Daß der Uhrenschlag nicht nur dazu dient, den Menschen die Zeit anzuzeigen, sondern auch, sie an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern, bringt Friedrich Schiller in seinem „Lied von der Glocke“ treffend zum Ausdruck und unsere Betrachtung soll damit abgeschlossen werden:

„Nur ewigen und'ernsten Dingen sei ihr metall'ner Mund geweiht, um stündlich mit den schnellen Schwingen berühr' im Fluge sie die Zeit. Dem Schicksal leihe sie die Zunge selbst herzlos, ohne Mitgefühl, begleite sie mit ihrem Schwunge des Lebens wechselvolles Spiel. Und wie der Klang im Ohr verwehet, der mächtig dröhnend ihr entschallt, so lehre sie, daß nichts bestehet und alles Irdische verhallt.“

Quellennachweis: Gemeinderatsprotokolle und sonstige Unterlagen im Heimatmuseum Balingen. Eigene Beobachtungen und Erinnerungen des Verfassers.

## Der Müller von Zillhausen

Der älteste noch lebende Nachkomme aus dem Geschlecht Haag-Pfeiffer von der Mühle in Zillhausen war der Landwirt Christian Pfeiffer. Mit fast 90 Jahren hatte er noch die besondere Gabe, Erinnerungen aus seiner Kindheit zu erzählen. So wollte er seinem Großvater einen Gedenkstein setzen – eine Art Lebenslauf mit den markantesten Ereignissen.

Unser Großvater, der Müller Johann-Martin Haag, wurde am 15. Juli 1835 geboren. Mit seinen fünf Geschwistern wuchs er in der Mühle in Zillhausen auf.

Um sich auf die Zeit vor 140 Jahren einzustimmen, muß man das „heute“ fast vergessen können. Die meisten Leute waren gleich arm oder gleich reich, denn sie lebten friedlich und zufrieden miteinander. Die Familie war ein Hort der Geborgenheit. Die Nachbarschaft wurde gepflegt, was lebensnotwendig war. Die Freundschaften halfen in der Not – oft ohne zu fragen, was bekomme ich dafür. Ja, selbst die Natur war anders. Der Mensch lebte von dem, was der Boden hergab.

Die Arbeit war hart und nicht selten gab es wetterbedingte Mißernten. In der Mühle war man außerdem noch vom Wasser abhängig, um die Kraft vom Wasserrad auf das Mahlwerk zu übertragen. Und es gab Wasser – gutes, hellklares, gesundes Wasser mit vielen Bachforellen besetzt. Wenn es Winter wurde und sich Eis bildete, gab es für die Kinder ein zusätzliches Vergnügen. Die Schlitten wurden herausgeholt und eine lange Schlittenbahn entstand. Eine dieser Fahrten wurde meinem Großvater mit seinen Geschwistern fast zum Verhängnis.

Alle sechs Mühlenkinder saßen auf einem Handschlitten. Die Fahrt wurde immer schneller, und sie verloren die Kontrolle. Ein Halten gab es nicht mehr. So kamen sie dem Wasserfall immer näher. In voller Fahrt überfuhren die Kinder den ersten Absatz. Dann stellte sich der Schlitten quer, und sie lenkten ihn dem Wasserrad zu. In dieser Position rutschten sie dem letzten Abhang entgegen. Am äußersten Absatz des Wasserfalls war ein größerer Stein im Eis eingefroren und zum Glück der ganzen Familie blieb der Schlitten an diesem Hindernis hängen. Sicher wären alle zu Tode gestürzt. Großvater war zu dieser Zeit sechs Jahre alt. Der Chronist spricht heute noch von einer Gnade, daß alle unverletzt blieben.

Die Schule besuchte Großvater in Zillhausen, die im heutigen Rathaus war. Im Anschluß daran erlernte er das Schmiedehandwerk. Neben dieser Tätigkeit half er seinem Vater in der Mühle. Dann heiratete er Christine, geb. Wizemann, aus dem Haus gegenüber, der früheren Schule. Sie betrieben noch eine Landwirtschaft. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Am 14. September 1865 war Großvater in der Mühle und half seinem Vater. Seine Frau Christine ging am Morgen in den Stall, um das Vieh zu füttern. Die drei Kinder schliefen noch in der Kammer. Nach dem Füttern wollte sie Hanf brechen, den sie am Abend vorher in der Stube zum trocknen aufgestellt hatte. Plötzlich rief der damalige Schulmeister Wick: „Christine, in deiner Stube

brennt's“. So schnell sie konnte, sprang sie die Treppe hoch, um die Kinder zu retten. Das Feuer muß sich jedoch so schnell ausgebreitet haben, daß alles in hellen Flammen stand. Christine verbrannte mit ihren drei Kindern.

Inzwischen war natürlich der ganze Flecken alarmiert. So auch Großvater. So schnell er konnte, verließ er die Mühle, um nach seiner Familie zu sehen. Als er das brennende Haus sah, stürzte er sich in die Flammen, um seine Haushaltung zu retten. Er kam noch bis zur Treppe, dann brach er zusammen.

Viele Helfer waren herbeigeeilt, um zu retten, was noch möglich war. Unter ihnen war auch Gottlob Jenter. Das ist der Urgroßvater von Gottlob Jenter (Bäuerle). Voller Entsetzen über das schreckliche Unglück schrie er: „Man kann doch nicht zusehen, wie hier die Leute verbrennen!“ Mit dem Mut der Verzweiflung stürzte er sich in das brennende Haus und schaffte es noch bis zur Treppe, wo er den Vater fand, den er dann noch retten konnte. Das Haus jedoch mit seiner Familie brannte völlig nieder.

Als gebrochener Mann ging Großvater wieder heim in die Mühle. Lange Zeit war er krank an Leib und Seele. Sein Vater übergab ihm später sein Lebenswerk. Dort lernte er dann seine zweite Frau kennen, die als Magd bei ihnen beschäftigt war. Es ist Olga-Pauline Kleinknecht – unsere Großmutter. Dieser Ehe wurden vier Kinder geschenkt. Der erste Sohn Gottlieb, der später die Mühle übernahm, heiratete die aus Frommern stammende Katrine, geb. Schuler. Der zweite Sohn Christian, der sich in Karlsruhe verheiratete. Die Tochter Barbara heiratete den Mechaniker Christian Pfeiffer. Der jüngste Sohn Johannes ehelichte Barbara, geb. Haag (Bärbele beim Schulhaus). Für die Heranwachsenden gab es viel Arbeit.

Es war nicht nur die Mühle zu versorgen, nein, man betrieb zusätzlich noch eine Landwirtschaft. Wir mußten als Kinder schon bei der Heuernte helfen. In der Mühle waren immer zwei Pferde, mit denen wir im Lohn arbeiteten. Fast jeder Einwohner von Zillhausen hatte Vieh oder Schweine, Geißen, Hühner usw. Da waren wir gefragt beim Ernten. Große Wagen voll Korn, Heu, Kartoffeln, mußten heimgeholt werden. Im Winter war Holz zu machen. Der Mist mußte auf die Felder und Wiesen. Kurz, es gab immer etwas zu tun.

In der Mühle ging es genauso. Nach der Ernte spannte Großvater seine Pferde ein. Nun jedoch kam ein Geschell dazu. Bei jedem Schritt ertönten viele Glocken. Das war das Markenzeichen. Nun wußten die Leute, der Zillhauser Müller ist da. Sie holten ihre großen Säcke mit Korn aus den Häusern und luden sie auf unseren Wagen. Oft kam man erst bei Nacht heim. Wenn unser

Ähne dann das Korn gemahlen hatte, brachte er das Mehl zu seiner Kundschaft zurück: der Lohn der Arbeit brachte uns zu einem beschei-

denen Wohlstand.

Am 14. Mai 1914, im Alter von 79 Jahren, starb Großvater. Zu diesem interessanten Leben und

Lebenswerk war es mir ein Bedürfnis dieses festzuhalten. Das geschah im Mai 1986; inzwischen ist Christian Pfeiffer selbst verstorben.

# Bloß keine Wasserleitung – das kostet Geld

Der holprige Weg zur Meßstetter Wasserversorgung – 2. Teil – von Hermann Krauß

Der in der vorigen Ausgabe veröffentlichte erste Teil schloß mit der Feststellung des Gemeinderats, zur Kenntnis nehmen zu müssen, daß „die Beschaffung weiteren Wassers bloß durch eine die Kräfte der Gemeinde übersteigende Herstellung einer Wasserleitung aus weiter Ferne“ möglich sei, davon wolle man Abstand nehmen.

**Neuer Vorstoß des Schultheißen – vergeblich**  
Schultheiß Eppler ließ das keine Ruhe. In einer Sitzung am 25. März 1886 glaubte er, noch einmal anfragen zu müssen, ob die Wasserleitung denn so ohne weiteres zurückzuweisen sei und ob in der letzten Zeit keine Stimmen laut geworden seien, daß etwas geschehen sollte, ob die Kollegien glaubten, daß die Kosten der HWV unerschwinglich seien, ob dann nicht die Bitte an die K. Staatsregierung zu stellen wäre, daß auf Kosten der K. Staatsregierung (!) ein Plan ausgefertigt werden möchte, wie und mit welchen Kosten die hiesige Gemeinde von der etwa 1 1/2 km vom Ort entfernten unteren Mühle im Tal aus versorgt werden könnte.

Die beiden Kollegien erklären wie am 18. März, daß sich ihr Sinn nicht geändert habe, auch hätten sie nicht gehört, daß die allgemeine Stimmung oder nur einige für die Wasserleitung wären, im Gegenteil, höre man überall, wie froh die Bürger seien, „daß man nicht hierauf eingegangen sei“.

Ein Vierteljahr später, am 5. Juni 1886, kam im Auftrag des K. Ministeriums des Innern der Gruppenvorstand Oberamtmann Haller von Spaichingen nach Meßstetten. Er gab zu verstehen, daß es möglich wäre, daß Meßstetten in außerordentlicher Weise mit Staatsbeiträgen bedacht werden könnte. Den Kostenanteil für Meßstetten könnte man evtl. für nur 1000 Seelen berechnen. Das wäre ein Vorteil von etwa 6500 M, der im Fall der Zurückweisung bzw. des jetzigen Nichtbeitritts zum gemeinsamen Projekt nicht mehr zu erreichen wäre. – Die Kollegien konnten noch zu keinem definitiven Entschluß kommen. Sie erbat sich Bedenkzeit bis zur konstituierenden Versammlung in Spaichingen am 12. Juni 1886.

## Schwere Beleidigungen durch einzelne Bürger

Doch in der Woche vom 7. bis 12. Juni ließen sich in Meßstetten einzelne Bürger auf Straßen und in Wirtshäusern zu so ehrenrührigen Beleidigungen gegen den Schultheißen und zwei positiv eingestellte GRe hinreißen, daß Strafantrag eingereicht wurde. Das KOA machte einen Sühneversuch, bei dem die Beleidiger dann Abbitte leisteten.

Bei der konstituierenden Versammlung der HWV in Spaichingen am 12. Juni 1886 haben die Meßstetter Vertreter den Beitritt der Gemeinde wieder abgelehnt. Nach langer, nutzlos verstrichener Zeit stellte das KOA „nach Rekapitulierung der seitherigen mehrjährigen Verhandlungen und nach Vorlegung einer genauen Berechnung des Aufwands und der Tilgung desselben am 10. September 1887 erneut den Antrag auf Beitritt zur HWV. Aber der GR beschloß mit fünf gegen drei Stimmen, dem Antrag nicht zuzustimmen.“

## Aufweichung der starren Haltung?

Jetzt versucht es am 24. September 1887 das KOA über das Ruggericht noch einmal mit der Landesfeuerlöschordnung und § 5 Abs. 4 der Vollzugsverfügung, wonach unverzüglich in den verschiedenen Ortsteilen verschließbare Zisternen von entsprechender Größe anzulegen seien, die dann stets mit Wasser gefüllt sein müssen. Der GR erkennt zwar an, daß etwas getan werden müsse, ist aber „augenblicklich nicht in der Lage, einen Beschluß zu fassen“. Man wolle abwarten, ob sich hier in der Gesinnung nicht doch etwas andere, wenn man sehen, wie die HWV in den anderen Heubergorten ausfällt, und ob man sich in der Zeit von anderthalb Jahren, wo man noch beitreten könne, nicht doch der HWV an-

schließe, denn „es wäre ja zehnmal schade um diese einige Tausend Mark, welche so hinausgeworfen würden. In Anbetracht dessen, und da auch das Schulhausbauwesen im kommenden Jahr 8 bis 10000 Mark kostet, bittet der GR, das KOA möchte unter diesen Umständen noch für nächstkommendes Jahr abstehen; denn der Menschen Sinn ist doch veränderlich, auch möchte der Bauer immer selber die Sache sehen, ehe er auf etwas eingeht“.

Wieder eine Verzögerung. Nun wird es der K. Kreisregierung des Schwarzwaldkreises in Reutlingen zu bunt. „Nach einem hohen Erlaß“ dieser Regierung vom 23. Dezember 1887 hat sich der GR am 7. Januar 1888 über das Gutachten des Herrn Landesfeuerlöschinspektors Gromann vom 21. Dezember 1887 zu äußern, wo im Ortsbauplan die vorgeschriebenen Zisternen eingezeichnet werden sollen entsprechend den Geländeverhältnissen. Wenn es durch das Gelände Schwierigkeiten gebe, so sei eine 2. Saugfeuerspritze anzuschaffen, die dann das Wasser auf die Lehr und auf die Eichhalde oben im Dorf hinaufschafft.

Dieses Gutachten zwingt eigentlich zu einer Entscheidung, so meint man. Beide Kollegien wollen keine Zisternen. Im Blick auf den kommenden Schulhausbau meinen einige GR, „die Gemeinde werde zugrunde gehen, man könne es gewiß noch verschieben“. Daraus schließt die K. Kreisregierung, daß die Gemeinde der HWV beitrete. Am 14. Mai 1888 wird den Kollegien ein Erlaß der K. Kreisregierung in Reutlingen vorgelesen, den sie dann zu unterschreiben haben. Dem BA wird gestattet, Beschwerde bei der Kreisregierung zu erheben. Eine Belehrung durch den Ortsvorsteher wurde nicht beachtet, die Beschwerde dem KOA übergeben. Anmerkung im Protokoll: „BA will nichts wissen, unterschreibt nicht, während der GR unterschreibt.“

Oberamtmann Stammer aus Balingen, der in einer Woche im Juni extra zweimal (!) nach Meßstetten kam (damals gab es noch keine Autos!), „hat dann die Sache endlich zu Wege gebracht“, wie es in einer Ortschronik heißt. Als Eintrittstermin wurde der 18. August 1888 festgesetzt. Am 12. August wurden vom GR der Schultheiß und 1. GR sowie dessen Stellvertreter in den Verwaltungsausschuß der HWV gewählt. Der Leitungsbau, mit dem sogleich begonnen wurde, konnte bis Jahresende vollendet werden, denn man brauchte ja nur in Hartheim anzuschließen, das sich bereits früher für den Beitritt zur HWV entschieden hatte. Die Kosten beliefen sich auf 85000 M.

## Endlich das Wasserfest – ohne BA

Am 25. Januar 1889 konnte man das Wasser aus den bis dahin aufgestellten Brunnen Auf dem Tal und bei der Hülbe entnehmen. Bei der bisherigen Wasserversorgung herrschte zu dieser Zeit gerade – vielsagend – Wassermangel, sonst hätte man mit der Eröffnung noch bis Frühjahr gewartet. Zur Feier war sogar Oberbaurat Ehmman aus Stuttgart erschienen mit einigen Herren. Dagegen glänzte der gesamte BA aus Trotz durch Abwesenheit, und vom GR waren auch nur fünf Herren dabei. Die unentschlossenen Bürger beobachteten das neue Wunder nur von ferne.

Schultheiß Eppler eröffnete die Feier Auf dem Tal, indem er den Brunnendrucker betätigte, „worauf ein heller Wasserstrahl gewaltig aus dem Brunnenstock herauschoß“. Dann trug er das von ihm verfaßte Gedicht vor. – Beim Brunnen an der Hülbe hielt Lehrer Fröschlin eine An-

sprache und sang mit den Schulkindern, die zum Fest mit einem Wecken (damals noch eine Kostbarkeit) beschenkt wurden, „den einige Vorsteher (wohl der Gruppe) bezahlten“, wie es sehr bezeichnend in der Ortschronik vermerkt ist. „Hierauf vereinigte man sich im Schwanen, wo dann noch Pfarrer Hochstetter und Oberbaurat Ehmman Ansprachen hielten, und die Sache friedlich ablief; es war keine Begeisterung wegen der Schulden.“

Bei der nächsten GR-Sitzung am 26. März 1889 lautete ein Beschluß: „Da die Wasserleitung eingeführt ist, der Hülbe keine Funktion mehr hat, da die Hülbe nicht mehr benötigt wird, so wird einstimmig beschlossen, dessen Gehalt vom 1. April an aufzuheben.“ Es dauerte noch einige Jahre, bis die Häuser auf der Eichhalde angeschlossen wurden. Über 10 Jahre mußte der Waldhornwirt noch warten, obwohl er 4000 M zu den Kosten beisteuern wollte, aber der GR beharrte auf der Hälfte, was sich der Waldhornwirt nicht leisten konnte, und lehnte den Antrag ab.

## Ironie des Schicksals

Als Ironie des Schicksals könnte man es bezeichnen, daß nach dem Zweiten Weltkrieg der Bürgermeister ausgerechnet dieser Gemeinde, BM Erwin Gomeriger, zum Vorstand der HWV gewählt wurde (und nach ihm sein Amtsnachfolger, BM Willi Fischer). Er modernisierte nicht nur die technischen Anlagen und baute sie aus, sondern gründete mit den Nachbargruppen den Dachverband „Hohenberggruppe“, deren Vorstand er dann ebenfalls wurde. Durch Kauf von weiteren Quellen, vor allem im Donautal, durch den Bau vermehrter Leitungen und großer Hochbehälter ringsum, schuf er ein großartiges, Mustangültiges Werk für eine ganze Region, deren Versorgung mit erstklassigem Wasser bis ins nächste Jahrhundert hinein gesichert ist. Aber das ist eine besondere, interessante Geschichte. Wer heute das neue Wahrzeichen Meßstettens, den Wasserturm, weithin sichtbares Sinnbild dieses Werkes, sieht, dünkt nicht, daß die Gemeinde einst unter solch widrigen Umständen ihre Wasserversorgung – fast aufgezwungen – bekam.

Quellen: Gemeinderats- und Ruggerichtsprotokolle; eine kurzgefaßte Ortschronik.

Gedicht von Schultheiß Johann Georg Eppler (1869–1895) anlässlich der Eröffnung der Wasserleitung am 25. Januar 1889.

Lieber Brunnen auf dem Thal,  
mit dem großen Wasserstrahl,  
warst schon lang ein frommer Wunsch  
unsrer Ahnen und auch uns!  
Was sie bloß als Traum gesehen,  
können wir jetzt mit Augen sehen!

Klar und heiter springt der Brunnen  
zu erquicken Mensch und Vieh,  
der Hydrant im Brandesfalle  
leistet vieles ohne Müh!  
Herr, gib Segen zu dem Werke,  
daß es möge fehlen nie.

Und ihr Kinder um den Brunnen,  
kommet all herbeigesprungen,  
seht mit welchem Fleiß und Kraft  
man für euch ein Werk geschafft!  
Drum laßt uns den Höchsten preisen  
und ihm Ehre auch erweisen.

Zwar wird mancher Vater sagen,  
ja, ihr Kinder, lauft nur zu;  
Wasser habt ihr, ohne Plagen,  
aber Schulden auch dazu!  
Dürft nicht so viel Wasser tragen,  
müßt dafür ihr Schulden zahlen.

Doch ihr Kinder dürft nicht zagen!  
Denkt, wie mancher saure Tritt  
euch durch so viel Wassertragen  
nun auf einmal ist entrückt!  
Müsst ihr auch Schulden zahlen,

dürft euch doch nicht bucklig tragen.

Es folgen noch drei Verse, die mit dem Wasserfest eigentlich nichts zu tun haben, sondern mehr allgemeine religiöse Bekenntnisse sind.

## Die Ebinger Feuerwehr um 1930

Von Otto Klaiber

Die „Freiwillige Feuerwehr Ebingen“ wurde geführt von Kommandant Albert Walker, stellvertretender Kommandant war Martin Hermann. Daneben gab es noch, wie mir G. Bühler versicherte, einen eigenständigen Löschzug. Löschzugführer war 1928 Karl Hoch, sein Stellvertreter Wunibald Bosch. Baltas Binder war Ehrenkommandant der Feuerwehr. Er trug noch immer eine Pickelhaube, A. Walker dagegen dauernd eine Mütze und meistens eine Litewka (kurzer Mantel).

Der Löschzug benutzte die beiden Feuerwehrautos sowie die beiden bespannten Fahrzeuge. Die Gespanne stellten und lenkten Traugott Schick jr. und Karl Bosch, später sein Bruder Tobias. Zum Löschzug wurde nicht jeder genommen. Wer nicht im Zentrum wohnte, hatte von Anfang keine Chance.

Bei Alarm kamen damals die Männer noch im Dauerlauf. Kaum einer davon hatte ein Auto. Die Freiwillige Feuerwehr, die eigentlich eine Reserve für einen Großbrand und Katastrophen war, gebrauchte die zweirädrigen Löschkarren und die beiden älteren Leitern im Mannschaftszug. Da gab es zwei Gruppen. Eine trug die bekannten Messinghelme, die anderen hatten nur Mützen. Die Uniform war anthrazitfarben, wie beim Löschzug auch, der Lederhelme gebrauchte.

Das Magazin des Löschzugs war unten im Rathaus, wo heute das Kulturamt ist. Das Tor war jedoch in der Langstraße, heute Landgraben. Dort wurde auch immer angetreten. Neben dem Auto war in dem Raum gerade noch etwas Platz für die Kleiderablage und eine Konsole, um die Helme darauf zu legen. Da kamen zwei

Mann kaum aneinander vorbei. Die übrigen Geräte waren im sogenannten Helferratsgebäude in der Marktstraße untergebracht. (Heute Geschäft Wilhelm Maute von unten bis zur Arkade. Daneben stand oberhalb noch ein Haus.)

Das motorisierte Löschfahrzeug war ein halb-offener Feuerwehr-Mannschaftswagen. Es wurde wohl von den Mannschaftswagen der Polizei, die solche Autos hatten, weiterentwickelt. Neben dem Fahrer hatten noch zwei Mann Platz. Hier wie auch bei den drei weiteren dreisitzigen Bänken befanden sich Halbtüren. Im hinteren Teil war die Motorspritze. Der Aufbau war auf dem Chassis montiert. Zwischen ihm und dem Trittbrett, das durchgehend war, sowie über den Hinterrädern befanden sich Fächer für die Ausrüstung. Oben lagen auf Gestellen Schiebe- und Hakenleitern. Dieses zweite Feuerwehrauto wurde 1928 bestellt und 1929 in Dienst gestellt. Es war noch bis in den Krieg hier und wurde danach in Rosenfeld benützt.

Das erste motorisierte Fahrzeug traf am 3. 3. 1923 ein. Statt vorher einer halben Million betrug der Preis nun 20 Millionen Mark. Es war ein

offener Mannschaftswagen mit nach außen gerichteten Sitzen an den Seiten und durchgehenden zwei Trittbrettern sowie die Motorspritze vorne. Hinter dem Fahrersitz und über der Hinterachse waren Gestelle befestigt, auf denen auch die Leitern und andere Geräte lagen. Es hatte dieselbe Ausführung wie der mit Pferden bespannte Mannschaftswagen. Nur war vor dem Fahrersitz der Motor. Dieses Auto kam später nach Obernheim.

Des weiteren gab es eine Motordrehleiter. Sie trug die Jahreszahl 1926 und war ein Magirus-Ausstellungsfahrzeug aus Amerika. Deshalb bekam sie die Stadt billiger. Nach dem Börsenkrach, so um 1931, kam sie hierher. Sie besaß Vollgummireifen, denn Luftreifen waren wegen der Federung nicht erlaubt. Erst später kamen die Hersteller auf die Idee, unter dem Leiterbock Stützen anzubringen. Sie war bis in die 60er Jahre im Dienst. Eine gleiche Leiter besaß die Wehr als Pferdefuhrwerk. Hier geschah das Ausziehen und Drehen von Hand. Die beiden bespannten Fahrzeuge wurden wohl 1914 bei der Einführung der Weckerlinie und Aufstellung des Löschzugs angeschafft. Die motorisierten und bespannten Fahrzeuge hatten als Erkennungszeichen eine Messingglocke. Mit dem Klöppel, an dem ein Riemen befestigt war, wurde geläutet. Blaulicht gab es auch noch keines.

Weiter hatte die Feuerwehr eine vierrädrige Auszugsleiter für Mannschaftszug und Handbedienung von 1903. Die Vorderräder waren wesentlich kleiner und der Radabstand bedeutend kürzer als bei den Hinterrädern. Deshalb wirkte sie etwas spitz – wie ein Dreiradfahrzeug. Als solches hatte ich sie in Erinnerung. Doch nachdem ich mit Leuten von der Wehr, auch mit Stadtbrandmeister Geng, gesprochen hatte, die alle nichts von einer Dreiradleiter wußten, kamen mir auch Bedenken und ich glaubte ihnen. Ich weiß nicht, ob sie drehbar war. Doch wegen ihrer Gelenkigkeit und kurzer Deichsel konnte ihre Stellung leicht geändert werden. In den 60er Jahren war sie beim Brand der Lederfabrik noch im Einsatz, weil die Motorleiter vom TÜV nicht mehr abgenommen worden war.

Des weiteren besaß die Wehr eine Auszugleiter mit zwei Rädern, Baujahr 1898, für Handzug- und Bedienung. Handgezogen wurden auch die ca. zehn Hydrantenzweiradkarren. Sie wurden nach dem Bau der Wasserleitung, so etwa vor 100 Jahren, eingeführt. Neben C-Schläuchen enthielten sie Strahlrohre und Schachthaken. An die Seiten geschnallt waren ein Standrohr und ein Standrohrschlüssel. Ebenso waren eine bespannte Handfeuerspritze von 1889 und eine von Hand gezogene Stoßspritze vorhanden. Letztere sowie die beiden bespannten Löschfahrzeuge, die Zweiradleiter und das Gros der Zweiradkarren, wurden bei der Bombardierung 1944 vernichtet. Die Motorleiter stand in der Langwatte beim „Hölzle“.

Die Übungen fanden meistens an der alten Schule im Spitalhof statt, manchmal, später öfters, am Realgymnasium. Da war ich als Junge, samstags um 16 Uhr, wenn irgend möglich, immer dabei. Erst mit dem Radelrutsch (Roller), später mit dem Fahrrad. Deshalb weiß ich alles noch.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Eugen Gröner  
Hofmannstraße 6, 7460 Balingen

Otto Klaiber  
Lederstraße 6, 7470 Albstadt 1

Hermann Krauß  
Zeppelinstraße 33, 7475 Meßstetten

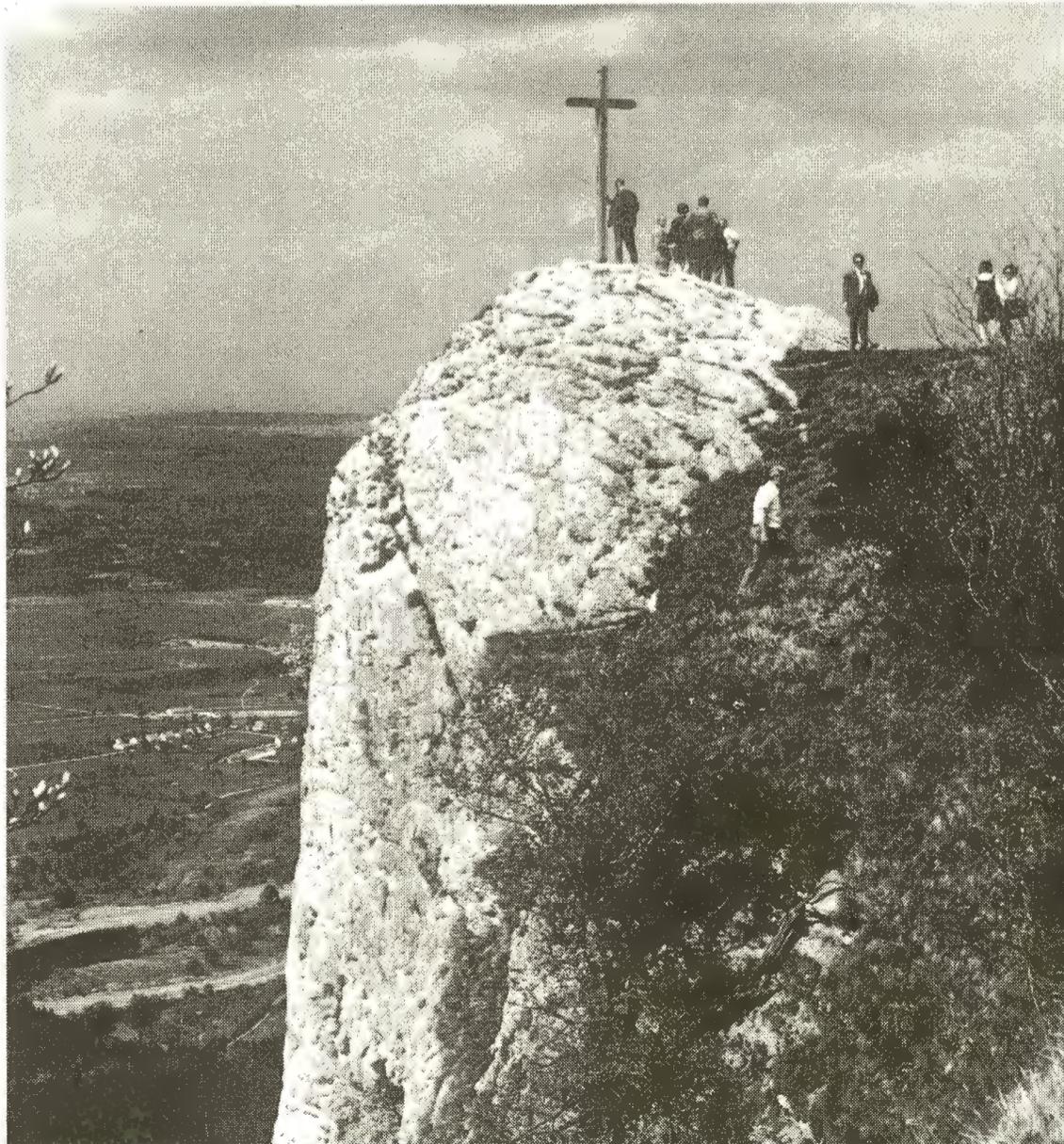


BILD DER HEIMAT: Der Lochenstein bei Balingen.

Foto: G. Schneider

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 38

31. Juli 1991

Nr. 7

## Allmende: einst notwendig – heute überflüssig

Von Gustav Rieber, Laufen

Schaut man vom Gräbelesberg, dem Grat oder der Schalksburg ins Eyachtal hinunter, bemerkt man große Flächen von jungen Fichtenwäldern, die vom alten Hochwald weit ins Tal reichen. An steileren Hängen, die nicht forstlich genutzt wurden und der Natur überlassen sind, entstanden richtige Wildnisse, die je nach Jahreszeit bunte Flecken in die Landschaft setzen. Und dann noch die freien Flächen, ein Teil als Weide genutzt und frisches Grün zeigend, andere sich selbst überlassen und graubraun aussehend. Dies alles sind oder waren Allmenden. Im 18. und 19. Jahrhundert waren diese Flächen noch größer. Was heute als alter Hochwald angesehen wird, war zum Teil damals Allmende. Bergwälder, wie die Brandhalde, die Kohlgrub oder im Sennbrönnen waren Viehweiden oder Äcker. Alte Berichte bestätigen dies. Die Stierbuben haben dort ihr Vieh gehütet. Die Waldgrenzen waren zu damaliger Zeit also viel weiter oben. Alle diese Flächen, Eigentum der Kommune, sind, soweit nicht Nutzen abwerfend, heute nicht mehr interessant. Allmenden waren aber in der Vergangenheit als Gemeinschaftsweide und als Land für die Tagelöhner lebenswichtig.

Für den Auftrieb auf die Weide war die Besteuerung wesentlich. Die Höchstbesteuerten, die ja eigenen Grund und Boden besaßen und damit auch Vieh halten konnten, hatten damit das Vorrecht, auch mehr Vieh auf die Weide zu treiben. Wer dagegen nichts besaß, dem wurde es lange verwehrt, seine einzige Gaiß aufzutreiben (siehe Gaißenstreit 1762).

Zum Anbau von Frucht und Kartoffeln (etwa seit 1760 hier angebaut) waren Flächen von der Allmende aufgeteilt und den Bürgern lebenslanglich zum Anbau übergeben. Starb der Nutznießer, erbte der Nachfolger auf der Anwärterliste den Teil.

Diese Einrichtung, die keine Rücksicht auf das Wachsen der Einwohnerzahl nahm und auf der Allmenden-Teilung beharrte, mußte zwangsläufig Gegendruck erzeugen. Bei den Allmende-Umlegungen im hiesigen Ort wird deutlich, wie sich die eine Seite gegen den erweiterten Allmende-Umbruch wehrte und über Jahre hinauszog. Widerwärtigkeiten im Dorfleben wurden in Kauf genommen.

Dagegen wehrten sich die Tagelöhner, die früher nur geduldete Mitempfänger von Anteilen waren. Sie stellten den Anspruch auf Gleichberechtigung. Bei der Regierung suchten sie Hilfe, die ihnen im eigenen Flecken verwehrt wurde. Gegen den Willen des Vogtes, der Richter und Deputierten setzten sie die Neuumlegungen durch.

Über die Zeiten gesehen, waren die Allmenden wie ein Friedens-Barometer für das Dorfleben. Über Jahre hinweg zeigte er Ruhe an, dann kam wachsende Unzufriedenheit auf, die sich bis zu bösem Blut steigerte. Nach Neuverteilungen stellte sich wieder auf längere Zeit der Frieden ein.

Zur ersten Allmende-Umlegung kam es in den 1770er Jahren. Tagelöhner verlangten mehr Allmende mit gutem Boden für den Fruchtanbau in der Auchten und der Halden. Gerade diese Flächen, ortsnah gelegen und guter Boden, waren für die Viehhaltung als Weide besonders wichtig. Eine Aufteilung gerade dieser Böden war nach Meinung des Vogts, der Richter und Deputierten unmöglich. Dagegen boten sie das Bronnenthal und die Kehlen an.

Die Tagelöhner dagegen verlangten: „Es solle in jedem Ösch der Burger einen Theil zum Fruchtanbau bekommen. Die vorgeschlagenen Theile im Bronnenthal und Kehlen sind nicht die besten und bleiben deshalb meist wüst liegen. Der Schmied Österle drang nachdrücklich auf eine gerechtere Vertheilung“ und war deshalb der Obrigkeit ein Dorn im Auge. Bei ihm zu Hause

berieten die Tagelöhner über ihre Forderungen. Beim ersten Durchfragen der Burgerschaft wegen der Allmenden im Bronnenthal und Kehlen haben die meisten Tagelöhner keine angebotenen Allmenden genommen.

Das Königliche Oberamt meint dazu: Der Platz an der Auchten und der Halden ist allein für den Fruchtbau tauglich. Das Bronnenthal ist viel zu winterlich und zu naß, mit dem Fruchtanbau ist da nicht viel zu machen. Auchten und Halden dürfen nicht allein dem Zugvieh eingeräumt werden. Aber ein weiterer Umbruch wäre für die Commun schädlich. Und der Schmied Österle ist mit seinen Schwätzereien in die Schranken zu weisen. Die Commun-Vorsteher bestehen dagegen auf Auchten und Halden für das Zugvieh mit Ausnahme der Kühherd.

Der Wortführer der Tagelöhner war der Schmied Österle. In seinem Haus kamen sie zusammen und berieten über den Umbruch. Weil sie bei der hiesigen Obrigkeit kein Gehör fanden, wandten sie sich an die Königliche Regierung des Schwarzwaldkreises in Reutlingen.

Dem Königlichen Oberamt Balingen war bekannt, daß diese Unruhestifter im Österle-Haus bei Nacht zusammenkamen. Deshalb erhielten die Laufener Schaarwächter den Befehl, im Österle-Haus „das ganze Comblod zu visitieren und jedem dort gefunden einen Nachtgulden Straf anzusetzen.“ Bestraft wurden der Schmied Johannes Österle und 19 weitere Männer.

Im März 1776 ist nun eine „Resolution der Königl. Regierung über den Allmende-Umbruch eingeloffen. Aus- und eingetheilt werden solle: 1. An der Oberen Halde 37 Morgen, 2 Viertel, 2. im Bronnenthal 37 M 2 Viert., 3. in der Kehlen 12 M 2 Viert. und durch Einrechnung der an anderen Plätzen angepflanzten Erdbiren und Riben 25 Morgen“.

Dieser „Gnädigste Befehl“ wurde der versammelten Burgerschaft publiziert und ihnen zu erkennen gegeben, „daß nunmehr der bislang ohnnötig Streit durch Gnädigste Herrschaft entschieden sey. Nunmehr deneselben unterthänigst nachgeloben und sich erklären sollen, wer unter Besorgung des guten Baues und Besserung an dem gnädigst ausgesetzten Platz theilnehmen und das gnädigst bestimmte Locanium zum Vogtamt abtragen wolle“.

Die Burgerschaft wurde nun aufgefordert, sich in der Liste einzutragen. Von den gnädigst angewiesenen Plätzen wurde an 110 Bürger ausgeteilt, aber viele lehnten Bronnenthal und Kehlen ab. Im Bronnenthal wurde noch eine Viehtrieb-Gerechtigkeit in die Lautlingerwiesen mit Stozen abgesteckt.

Mehrmals wurde die Bürgerschaft zusammen gerufen, „um ihnen kenntlich Wißenschaft zu geben, damit der eine oder andere sich doch noch einschreiben laße. 9 Männer haben sich vom Haupt-Querulanten Österle einnehmen laßen und deshalb nicht unterschrieben. Sie haben den Gnädigsten Befehl nicht respectiert und bestanden darauf, daß Auchten und Halden umgebroschen werden müße. Der Schmied Johannes Österle und 5 Combloder blieben bei ihrer Forderung, ebenso der Christian Leibold, der auch darauf bestand, seinen Morgen an Auchten und Halden zu bekommen. Weil man nun sieht, daß Ruh und Frieden nicht anderst geschaffen werden können, als daß obige wider den Herzöglichen Befehl sich empörte Burger exemplarisch abgestraft und zur Gnädigsten Herrschaft unterthänigst Bericht erstattet werde. Die Rädlenführer aber bis zum einlaufen Gnädigster Resolution arrestand beibehalten werden, damit sie nicht noch größere Empörung und Aufruhr verursachen“.

Als man aber die 6 Männer in Arrest nehmen wollte und sie schon ein Stück Wegs von des Vogts Haus weg gebracht, hat es einen Auflauf gegeben. Aus der Burgerschaft sind die Anhänger des Johannes Österle den Arrestanten „nachgeloffen, um sie aus den Händen des Schützen zu bringen“. Der Beamte hat, um Mord und Totschläger zu verhüten, sich unter den Haufen gewagt und mit flinken Stößen die Rebellen auseinandergetrieben.

Auch hat der Beamte ihnen bei 14 Kreuzer Straf angesagt, sich ohngesäumt ins Vogthaus zu begeben. Einige sind doch widerspenstig gewesen, die man zwar nach dem Auge, aber nicht mit Namen kennt. Wie aller Tumult vorbei war, hat man vor des Vogts Haus 9 Männer angetroffen.

„Man hat daher, obwohl sie sich entschuldigeten, bey dem Tumult nicht gewesen zu sein, zu der wohl verdienten Ohngehorsamsstraf von 1 kleinen Frevel, 3 Gulden 15 Kreuzer verurtheilt.“

Jung Ludwig Koch hat bei Ansetzung dieser „Frevelstraf“ noch weiter räsoniert, daß „ein Herzoglicher Befehl vorhanden seye, der ihnen Auchten und Halden zuspreche. So hat man, da er einer der größten Aufwiegler ist, ihn mit noch 2 kleinen Freveln bestraft und ihn als auch die anderen zur Ruhe gewiesen. Wieder wurde die Burgerschaft daher erinnert, ob sie sich an den ausgesteckten Plätzen einschreiben laße. Und wieder haben sich einige für die neuen Allmenden einschreiben laßen. Auf alle Weiß und Weg hat man nun nachgegeben und nun gesehen, daß die Aufwiegler am Bronnenthal keinen Allmenden genommen, da sie präzise Auchten und Halden wollen.“

Also wurde der Oberamts-Spruch dahin gegeben, daß nur derjenige, der sich bei den Allmenden sich hat schreiben laßen, „theil daran“ hat. Die andern aber auf immer und ewig „vom Allmand-Nutzen ausgeschlossen seyen“. Womit auch Vogt, Richter und Deputierte übereinstimmen.

Bis 1825 war es nun wegen dem Allmand-Nutzen ruhig. Nun stellten die jungen Bürger einen Antrag an den Gemeinderat, einen Allmand-Umbruch vorzunehmen. Die Gemeinderäte beschlossen darauf, den jungen Bürgern, die noch keinen Allmand haben, je ein Viertel auf der Riebhauben und im Bömlen geben zu wollen. Dies soll solange gelten, bis einer Reutenen an der Halden erbe. Der Allmand auf Riebhauben und Bömlen falle dann wieder einem anderen jungen

Bürger zu. „Von jedem Morgen Allmand muß der Communkaßen 12 Kreuzer gezahlt werden.“

„1827: Johannes Stotz, Schneider und junge Burger kommen wieder vor den Gemeinderath. Stotz bringt vor, daß er und seine Mitconsorten neue Allmandtheile verlangen. Sie seyen vom Königlichen Oberamt Balingen an den Gemeinderath und Burgerausschuß gewiesen worden. Sie wollen deshalb nochmals ein Ansuchen an den Gemeinderath wegen neuen Allmandtheilen machen. Wann es ihnen aber wieder abgeschlagen werde, seyen er und seine Mitconsorten entschlossen, nach Reutlingen zur Königlichen Regierung zu gehen. Vom Gemeinderath wurde nun beschlossen, jedem Burger, der noch Allmanden hat, 2 Viertel zu geben, und zwar so: Wenn einer 2 Viertel an der Unteren Halde und Auchten erbe, müße er die 2 anderen Viertel einem nachfolgenden jungen Burger überlassen. Alle anderen nachfolgenden jungen Burger müßen solange warten, bis die Reihe an sie kommt.“

Wegen diesem Beschluß wurde die ganze Bürgerschaft zusammengerufen, die Sache erklärt und diejenigen aufgefordert, welche noch keinen Allmanden haben, ihren Namen zu geben. 26 Bürger waren es. Die Tagelöhner waren damit nicht zufrieden, so soll ihnen am Scheibenbihl ob den Äckern vom Steinbruch bis an den Steinriegel gegeben werden. Mit dem Wolfsgrüble und dem Steileberg sind die meisten zufrieden und die Tagelöhner, 16 Männer, stellen sich mit diesen 2 Vierteln zufrieden. Von der Königlichen Württ. Regierung kam nun die Genehmigung, daß 60–64 Morgen Allmande unter diejenigen Bürger, die noch nicht in den Allmend-Genuß eingesetzt sind, zur lebenslänglichen Nutzung verteilt werden können.

### Sie wollten Allmande erben

Neuer Streit entstand nun wieder in der Gemeinde. Diejenigen, die bisher gar keinen Allmanden hatten, sind nicht bereit, diesen neuen Allmanden lebenslang zu übernehmen. Sie wollen wie bisher, wenn ein Allmande durch absterben frei wird, diese erben. Und die 60–64 Morgen Allmanden sollen unter die ganze Bürgerschaft verteilt werden. (Abgelehnt wurden die neuen Teile zur lebenslanger Nutzung deshalb, weil es geringe Böden waren. Gegenüber den Erballmanden mit besseren Böden wäre dies eine lebenslange Benachteiligung.) Die Tagelöhner verlangen deshalb Verteilung unter die ganze Bürgerschaft.

Wieder wurde die ganze Bürgerschaft zusammengerufen und gefragt, ob sie mit der alten Regelung zufrieden sei. 110 Burger waren es, Unzufriedene gab's gerade keine. Dem Feldmeßer und Lehrer Müller von Truchteltingen wurde beschieden das Feld auszumessen. Beim Ausstecken merkte man, daß dieser Umbruch zu weit in den Wasen hineinreicht und dadurch dem Ausfahren der Viehhirten großen Schaden bringen würde. Auch sind die Allmandtheile so unterschiedlich, daß das meiste nicht zum Umbrechen ist und gar keinen Nutzen bringen würde. Weswegen sich viele Burger darüber aufgehalten, daß man diesen Wasen verderbe.

Die Bürgerschaft wurde wieder vorgefordert und ihr vorgetragen, daß diejenigen Bürger, die schon Allmande haben, sollen hievon abtreten und davon wolle man den Jungen, die noch keine Allmande besitzen etwas geben. 77 Burger sind damit einverstanden aber 12 Männer wollen nichts hergeben. Auf dieses hin wurde mit den jungen Bürgern ausgemacht, daß sie mit  $\frac{1}{2}$  Viertel vorlieb nehmen müssen, und zwar  $\frac{1}{2}$  Viertel auf Riebhauben Bömlle und  $\frac{1}{2}$  Viertel am Scheubenbihl.

Im Frühjahr 1832 beschloß der Gemeinderat, keinen neuen Allmanden umbrechen zu lassen, sondern den alten Allmend zusammenzuwerfen und dann frisch auszuteilen, den Jungen wie den Alten gleichviel. Und wer seinen mit Esper (Esparsette) angesäten Teil nicht mehr bekam, soll eine Entschädigung erhalten. Wegen neuer Allmendverteilung wurde ausgemacht, auf das Spätjahr 1833 den Wasen auf der Sommerseiten, Steileberg, Scheubenbihl und Kehlen umbrechen und auszuteilen. „Auch soll denen Aigenbrödlerinnen (ledige Frauen), die einen eigenen

Haus-Halt haben, auf diesesmal 2 Viertel gegeben werden und auf das Spätjahr soll jede noch  $\frac{1}{2}$  Viertel erhalten.

Jahrelang wurde dann wieder über die Allmande gestritten, bis im November 1839 ein Erlaß der Königlichen Regierung eindeutig einen weiteren Umbruch verlangte. Von dem Collegium sind viere dafür, daß es bei den 2 Vierteln bleibt. Neune dagegen wollen 180 Morgen abgeben, damit jeder Burger 4 Viertel hat.

1843 hat der Gemeinderat einen Allmend zurückgezogen und den Recours nicht abgewartet. Jetzt nach einem Jahr sollen deshalb angesäte Teile zurückgegeben oder umgetauscht werden. Von den Früchten von den Allmanden, „als Dinkel, Einkorn, Gerste, Linsengerste, Haber, Esparsette, Luzerne, Klee, Erdbiren, Futterwikken und Hanf“ wird der Allmend-Zehnten nach Einschätzung in Klassen vorgenommen. 1846 wird von 88 Bürgern der Antrag gestellt, einen Teil der Schafweide in eine Schmalviehweide umzuwandeln. Sie sind bereit, den wegfallenden Pfercherlös durch eine Weidgeld zu begleichen. Wird ihrem Gesucht aber nicht entsprochen, verlangen sie die Austeilung der noch kulturfähigen Allmande.

### Die Bittsteller werden abgewiesen

Mit der Einführung der Stallfütterung vor einigen Jahren ist man hier ganz zufrieden, wenn auch die Viehzucht etwas geschmälert wurde. Wegen der Allmend-Verteilung ist man nun der Ansicht, daß die Bittsteller einen Teil ihrer Allmanden veräußert, andere nicht mal angebaut haben und doch „jeder Activ-Burger jetzt  $8\frac{1}{2}$  Viertel“ besitze. Mit dem Rathaus-Neubau „hat sich die Commun stark verschuldet und deshalb auf den Pächterlös von der Schafweid angewiesen“. Die Bittsteller werden mit ihrem Antrag abgewiesen.

1849 haben junge Burger das Ansuchen gestellt, man möge ihnen Allmande geben, da sie schon 6–8 Jahre hausen und noch nicht weiter als 1 Viertel Allmand haben, jedoch zu jedem Frondienst angehalten werden. Auch für den Fall, daß das Vaterland in Gefahr käme, würden sie zuerst gerufen. Geschehe nichts, so verlangen sie die Umteilung aller Allmanden, da jeder Bürger das gleiche Recht habe.

1865 wurde von Bürgern angeregt, alle Allmanden zusammenzuwerfen und ein Wegnetz anzulegen, damit jeder zu seinem Teil fahren kann. Viele Teile bleiben öd liegen, weil keine Zufahrtsmöglichkeit da ist. Auch sind die Plätze im Eichlen durch einen Erdrutsch nicht mehr anbaufähig. Bei der Neuverteilung soll „jeder Activ-Burger und auch die Wittwen gleich viel erhalten. Einen Theil mit guter, einen mit mittlerer und einen mit geringer Qualität und Zufahrtsmöglichkeit. So kann alles wieder in einem Zug mit annähernder Gleichheit verlosnet werden.“

### Umverteilung wäre fällig

Die Pläne für ein Wegnetz wurden von Oberamtsbaumeister Falkenstein angefertigt und 1869 dem Gemeinderath vorgelegt. Mit den Plänen ist das Gremium einverstanden, mit der Forderung dagan nicht. 152 Gulden 24 Kreuzer verlangt er für seine Arbeit, aber nur 145 Gulden werden ihm bewilligt.

Viele Jahe blieb es nun wegen der Umlegung und dem Wegnetz still, erst 1881 wurde im Gemeinderat darüber geredet. Eine Umverteilung der Allmanden auf hiesiger Merkung wäre wegen der Ungleichheit der Boden-Qualitäten längst fällig. Sie unterblieb nur deshalb, weil die Allmanden auf unbestimmte Zeit ausgeteilt wurden und die Inhaber der besseren Teile sich weigern, einem Umbruch zuzustimmen. Man beschließt deswegen, daß diejenigen Bürger, die neu in den Genuß der Allmanden eintreten, diesen Genuß auf unbestimmte Zeit, aber jederzeit widerrufliche Weise erhalten sollen.

1888 sind an Allmend-Stücken vorhanden: a) 166 Teile mit je  $2\frac{1}{3}$  Morgen, b) 27 Teile mit je  $\frac{9}{8}$  Morgen, c) 3 Teile mit je  $\frac{3}{8}$  Morgen, d) 7 Teile

mit je  $\frac{2}{8}$  Morgen, e) 2 Teile mit je  $\frac{1}{8}$  Morgen. Die Allmendesteuer beträgt für a) 60 Pfennig, b) 20 Pf., für c) 10 Pf., für d) 7 Pf. und für e) 3 Pfennig jährlich. Auch sind sich alle im Gremium einig, daß die Anlegung geeigneter Wege zu den Allmendteilen äußerst vorteilhaft wäre. Weil aber gar keine finanziellen Mittel vorhanden sind, muß abgewartet werden, bis bessere Zeiten kommen.

### Die Industrialisierung beginnt

Die nun beginnende Industrialisierung macht sich langsam auch beim Anbau der Allmanden bemerkbar. Der kleine Mann ist nicht mehr auf jeden Quadratmeter Boden für den Lebensunterhalt angewiesen. Die Verdienste in den Fabriken erleichterten sein Leben. Schlechte und nasse Böden überläßt man der Natur.

Das Interesse an den Allmanden ist dann in den Kriegsjahren plötzlich wieder groß, eigene Frucht und Kartoffeln steigen im Wert. Aber schon 1922 berät der Gemeinderat darüber, was mit den Allmendteilen in der oberen Kehle, seit Jahren nicht mehr angebaut und jetzt vollständig mit Hecken, Eschen und Forchen überwachsen, anzufangen sei.

Keiner kann mehr sagen, welche Teile ihm gehören. Deshalb wird es als bestes angesehen, den ganzen Platz abzuholzen und das Holz zu gunsten der Gemeinde zu verkaufen. Dann alles neu aufforsten und diese Fläche dem Wald zuschlagen. Zum Fruchtanbau haben sich diese Teile sowieso nie geeignet.

An die Nutznießer waren 1927 ausgeteilt: 165 Portionen zu je  $2\frac{1}{8}$  Morgen und 21 Portionen zu je  $\frac{9}{8}$  Morgen. Weil der Nutzen der Allmendstücke allgemein gesunken ist, wird das Einstandsgeld, das seit 1885 150 Mark betrug, auf 100 Mark festgesetzt. Mit dem Interesse an den Allmanden geht es weiter abwärts. Die schwere Feldarbeit ist nicht mehr gefragt, die Verdienste in den Fabriken ermöglichen ein besseres Leben.

Damit nicht alles verwildert, wird die Aufhebung der Allmend-Nutzung und eine Neuverteilung erwogen. Die Fortführung der Allmend-Nutzung in der bisherigen Weise ist ein Unding. Ältere Leute wollen ihre Teile nicht mehr und junge Eheleute, die in Fabriken arbeiten, lassen einfach ihre Teile liegen.

### Der Krieg kam dazwischen

Im Herbst 1939 soll mit der Verteilung des neuen Allmend begonnen werden. Was man aber noch nicht wußte: der Krieg kommt dazwischen. Während des Krieges wurden alle Allmendstücke, die nutzbar waren, angebaut. Der Ertrag dieser Teile ist plötzlich wieder sehr begehrt. Nach Kriegsende besinnt man sich wieder der Allmend-Vererbung. Den Berechtigten werden ihre Allmanden zugewiesen. Das Einstandsgeld, um in den Genuß des Allmend zu kommen, wurde wieder auf 150 Mark angehoben.

Mit der Zeit war nun zu beobachten: Je besser die Wirtschaft wieder in Schwung kam, desto mehr Allmande verwildert. Zuerst die dem Dorf fernen Teile, dann geht's dem Dorf immer näher. Einige Landwirte richten nun auf großen zusammenhängenden Flächen Viehweiden ein, andere Teile im Bronntental, unterm Gräbelesberg, im Steinbachtal, der Auchten, Landkasparacker werden mit Fichten-Monokulturen eingepflanzt und dem Wald zugeschlagen.

Die verwilderten Teile bringen nun auch noch Nutzen. Einen Nutzen, der sogar in Bilanzen unter dem Titel „Natur“ erscheint. Wild, Vögel, Käfer, Schmetterlinge, Kriechtiere und Pflanzen finden in ungestörten Räumen den Platz, in dem sie wieder leben dürfen. Allmande – eine Einrichtung, die Jahrhunderte lang vielen erst ermöglichte, ohne ständigen Hunger zu leben – ist im Industrie-Zeitalter überflüssig geworden.

Quellen:  
 Laufener Gerichts-Protokolle 1762–1833  
 Laufener Gemeinderat-Protokolle 1834–1960  
 Laufener Amtsgrundbuch 1933  
 Staatsarchiv Stuttgart A 315 L Bü 42  
 Staatsarchiv Sigmaringen Wü 65.4 I. Band Bü 205

# Wie Zucht und Sittsamkeit nach Lautlingen kamen

Von Dr. Peter Thaddäus Lang, Ebingen

Die Ära Martin Luthers (1483-1546), Huldrych Zwinglis (1484-1531) und Johannes Calvins (1509-1564) nennt man gemeinhin die Reformationszeit: In jenen Jahren verlor bekannterweise die mittelalterliche Universalkirche über weite Gebiete Europas an Boden und an ihre Stelle traten die Kirchengebilde der Reformatoren. Eine differenziertere Betrachtung dieser Epoche läßt uns jedoch erkennen, daß sich damals nicht nur im kirchlichen Bereich grundlegende Änderungen vollzogen – Renaissance und Humanismus erzeugten ein neues Menschenbild, die neuen Ideen ließ der eben erfundene Buchdruck flugs überallhin gelangen, die Entdeckungen der Seefahrer brachten ungeahnte Horizonte und die Erkenntnisse von Kopernikus, Bruno und Galilei gaben der Astronomie ein völlig neues Fundament.

Doch nicht genug damit: Auf seinem Weg vom losen Personenverband zum straff organisierten Zwangsinstitut bewegte sich der Staat während des 16. Jahrhunderts ein gewaltig großes Stück in die besagte Richtung. Die Landesherren gliederten ihr Herrschaftsgebiet in klar abgegrenzte und überschaubare Verwaltungsbezirke, sie richteten kontinuierlich neue Behörden ein und beschäftigten in zunehmendem Maße juristisch geschulte Fachleute, wohingegen charakterliche Eignung und fachliche Qualifikation in der vorigen Zeit nur eine untergeordnete Rolle spielten.

Vor allem aber erließen die Landesherren eine ansteigende Flut von Gesetzen und Verordnungen, die immer weitere Lebensbereiche umfaßten. Ziel dieser vielfältigen Paragraphen und Bestimmungen war es, das öffentliche Leben in geregelte Bahnen zu lenken und außerdem die Untertanen zu einem anständigen und gottgefälligen Lebenswandel zu erziehen. Hierzu sollten insbesondere die sogenannten Landes- oder Polizeiverordnungen dienen, wobei „Polizei“ in der Sprache der Reformationszeit keineswegs einen uniformierten Büttel mit Schlagstock meint, sondern vielmehr ganz einfach die „öffentliche Ordnung“ im weitesten Sinne des Worts.

Solche Gesetzeswerke wurden im Herzogtum Württemberg schon 1549 und dann wieder 1644, 1660, 1681 wie auch 1712 erlassen; desgleichen waren im Hohenzollerischen derlei Paragraphensammlungen seit 1550 in Gebrauch. Das kleine reichsritterschaftliche Gebiet um Lautlingen und Margrethausen blieb von der allgemeinen Gesetzgebungsbewusstheit verschont, bis der Junker Friedrich Diethgen von Westersteten im Jahre 1587 als Ortsherr eine Polizeiordnung für diese beiden Flecken erließ.

Der vergleichsweise knappe Text umfaßt 54 Einzelbestimmungen, denen mehrere Eidesformeln folgen – der Huldigungseid für die Untertanen etwa oder die Amtseide für verschiedene herrschaftliche Bedienstete. Aus der Fülle der Lautlinger Paragraphen seien an dieser Stelle einige von jenen Vorschriften sinngemäß wiedergegeben, welche besonders plastisch erkennen lassen, wie die Menschen in der Reformationszeit lebten. Darüber hinaus zeigen uns die Verbote der Lautlinger Polizeiordnung, in welchen Lebensbereichen die damaligen Menschen übermäßig gerne über die Strenge schlugen.

Sicherlich änderten die Lautlinger und Margrethausener ihre Lebensgewohnheiten nicht von heute auf morgen – dazu bedurfte es über viele Generationen hinweg der vereinten Bemühungen von Schule, Kirche und Justiz. Hier nun einige Kostproben aus dieser Lautlinger Polizeiordnung:

## Von Gottesdienst und Feiertagen

An Sonn- und Feiertagen darf niemand werktägliche Arbeit verrichten; vielmehr haben alle die heilige Messe zu besuchen. Ferner müssen die zwölfjährigen Kinder zu Beicht und Kommunion geschickt werden.

Während der heiligen Messe soll niemand auf der Gasse spazieren gehen oder im Wirtshaus sitzen, auch nicht auf die Jagd oder zum Tanzen gehen. Der Transport von Getreide und Wein ist ebenfalls verboten. Außerdem dürfen an Sonn- und Feiertagen keine Rechts- und Amtsgeschäfte getätigt werden.

Bei den Prozessionen soll aus jedem Haushalt mindestens eine Person mitgehen, und zwar in aller Andacht, ohne Gelächter und Geschwätz. Des weiteren darf niemand den Gottesdienst schmähen.

## Vom Gotteslästern

Weil das Gotteslästern Hungersnot, Teuerung, Krieg, Mißwuchs und andere göttliche Strafen auf die Erde bringt, soll jeder Pfarrer das Volk davor warnen, den Namen Gottes, seiner Marter, Wunden, Kraft und Macht leichtfertig zu gebrauchen. Desgleichen sollen die Namen der Heiligen nicht geschmäht werden, allen voran der Name der heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria. Man darf außerdem das Wörtlein „Bolz“ oder „Potz“ nicht verwenden, das benutzt wird in Formulierungen wie Potz Sakrament, – Taufe – Himmel – Chrisam oder – Element.

Wer solche Fluchworte hört, der soll den Fluchenden freundlich ermahnen, derartiges Tun zu unterlassen. Sofern der Fluchende jedoch keine Einsicht zeigt, muß er der Obrigkeit gemeldet werden.

## Vom Zu- und Volltrinken

Zutrinken und Völlerei sind der Ursprung vieler anderer Laster, aus denen Totschlag, Mord, Unfrieden und weitere Übel erwachsen. Die Pfarrer sollen deshalb das Volk ermahnen, von diesen ersten Lastern abzustehen. Wer aber trotzdem übermäßig trinkt, der sei der Strafe verfallen.

## Von Ehebruch und Hurerei

Wem Ehebruch nachgewiesen wird, Mann oder Frau, der oder die seien mit Strafe belegt. Auch soll ein Ehebrecher weder zu Rat noch zu Gericht oder zu anderen Ämtern gebraucht werden oder er soll, wenn er ein solches Amt inne hätte, dieses aufgeben.

Wenn ein Junggeselle mit Eheweibern – oder auch eine Jungfrau mit Ehemännern – Unkeuschheit treibt, so werden die Ledigen genau wie die Eheleute bestraft.

Desgleichen, wenn ein Lediger „eine Jungfrau schwächt“, nachdem er ihr die Ehe versprochen hatte und dieses Versprechen nicht hielt, so soll derjenige der Strafe verfallen sein. Obendrein muß er ihr die verloren gegangene Ehre bezahlen, und zwar in der Höhe des Heiratsguts, das

sie hätte aufbringen können. Weiterhin hat er diese Frau finanziell zu unterstützen, solange sie im Wochenbett liegt; für die Erziehung des gemeinsamen Kindes hat er außerdem zu sorgen.

Wurde die Braut vor der Trauung geschwängert, muß die Hochzeit ohne Pracht und Musik wie auch ohne besonderes Brautgewand stattfinden. Wer solche Personen verkuppelt oder ihnen Herberge gibt, der macht sich strafbar.

## Vom Spielen

Der Einsatz beim Karten- und Würfelspiel darf einen sehr geringen Betrag als Höchstsumme nicht überschreiten. Außerdem sind das Wetten wie auch das Schuldenmachen beim Spielen verboten. Wer in seinem Hause verbotene Spiele zuläßt, der soll genauso bestraft werden wie die Spieler selbst.

## Von Schandreden, Schmach- und Scheltworten

Strafbar macht sich, wer anderen freventliche, unzüchtige Worte anhängt – ebenso, wer andere gar Dieb, Mörder, Hure oder Hexe nennt.

## Vom Widerruf

Wenn im Zorn oder Rausch ein Scheltwort entwischt ist und später dann sagt, er habe es nicht so gemeint, der zieht nichtsdestotrotz eine Strafe auf sich.

## Von Frevel und Schlaghandlung

Wer eine drohende Gebärde macht, wer seine Waffe blank zieht oder mit der Waffe schlägt, aber keine Wunde verursacht, der wird bestraft – um so mehr derjenige, welcher mit der Faust oder mit der Wehr eine Wunde der Lähmung verursacht.

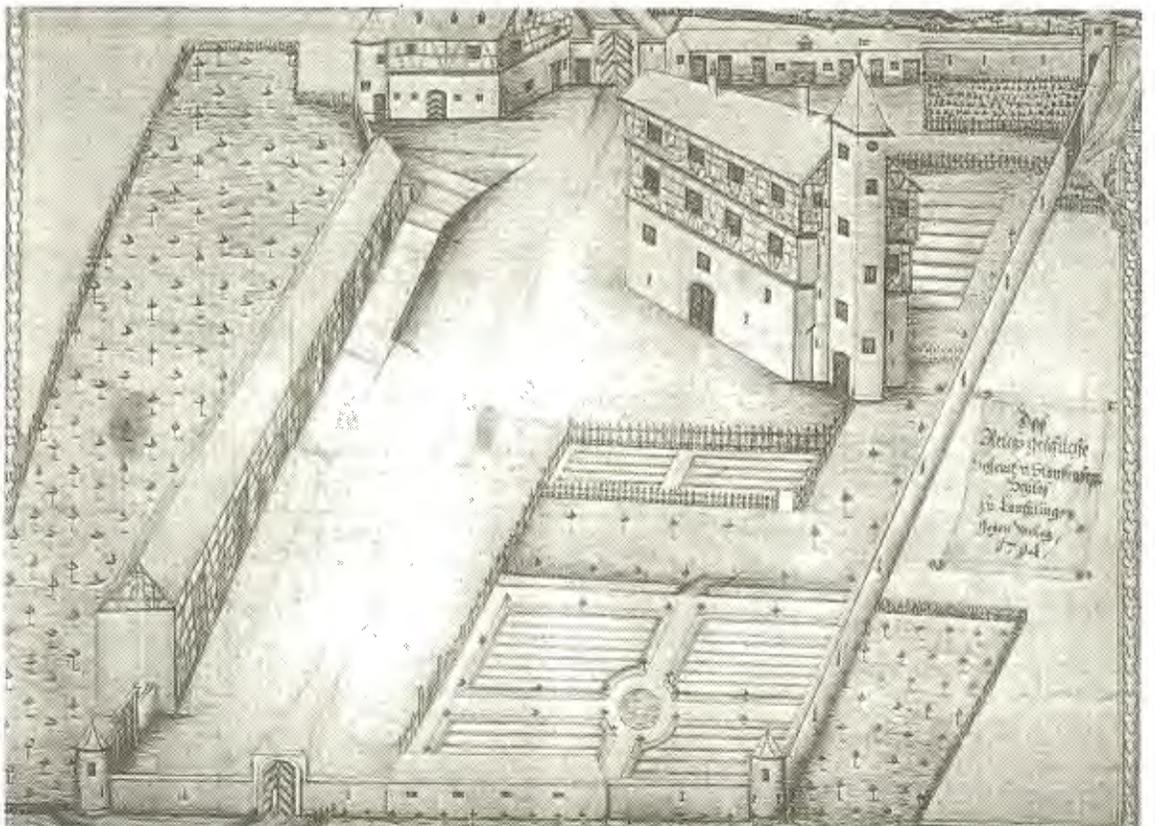
## Vom Werfen und Schießen

Wer auf einen anderen Menschen mit Steinen oder sonstigen Gegenständen wirft, der verfällt der Strafe, ob er nun getroffen hat oder nicht. Ohnehin macht sich strafbar, wer auf andere mit Büchse oder Bogen schießt. Überdies hat für die Heilkosten („Arztlohn“) wie auch für den Verdienstausfall („alle Versaumnis“) aufzukommen, wer durch Schlag, Schuß oder Wurf jemanden verletzt.

## Frevel an verbotenen Orten

Wer an bestimmten Orten und bei bestimmten Gelegenheiten mit Wort und Tat frevelt, der verfällt der doppelten Strafe.

Gemeint sind: vor der Obrigkeit, vor Gericht, auf dem Rathaus, in der Badstube, beim Balbie-





ren, in der Kirche, bei Prozessionen, in der Mühle und in der Schmiede.

#### Straf, wann einer dem andern in das Sein freventlich nachfolgt

Wer einem anderen mit bewehrter Hand vor das Haus geht und ihn herausfordert, der wird bestraft. Wer aber in das Haus eines anderen eindringt und diesen verletzt, dem wird die vierfache Strafe zuteil.

#### Von Brünsten und Sturmglocken

Wenn mit Glockenläuten und Geschrei auf ein Feuer aufmerksam gemacht wird, so muß jeder dorthin laufen.

Abgesehen davon soll jeder Untertan bei seinem Haus eine Feuerleiter und einen ledernen Kübel haben. Des weiteren sind die Feuerschauer gehalten, regelmäßig alle Feuerstätten zu besichtigen und gefahrenträchtige Fälle den Amtleuten zu melden.

Außerdem darf niemand in einem Wohnhaus Werg oder Holz dörren. Es ist auch verboten, ein offenes Licht durch Scheuern und Ställe zu tragen. Gleichmaßen soll niemand nach dem abendliche Ave-Läuten mit offenem Licht über die Gasse gehen, sondern nur mit einer Laterne.

Weiterhin ist es nicht gestattet, bei offenem Licht zu dreschen. Und um vom offenen Licht zur Lichtstube zu kommen: Deren Abhalten bedarf obrigkeitlicher Erlaubnis. Werden dann in einer genehmigten Lichtstube „ärgerliche Sachen“ getrieben, so wird dies geahndet. – Und überhaupt soll man sich des Nachts auf der Gasse ruhig verhalten.

#### Von Wäldern und Hölzern

Ohne Genehmigung der Obrigkeit darf kein Holz gehauen werden. Wem Brennholz zu schlagen erlaubt ist, der soll es sauber aushauen und nicht liegen lassen.

#### Vom Waidwerk

Das Jagen bedarf obrigkeitlicher Bewilligung; um den Tierberg herum ist es grundsätzlich verboten. Für jedes erlaubterweise erlegte Stück Wild wird eine Gebühr fällig.

#### Von Amtleuten, wie man denen gehorsamen soll

Wer den Amtleuten übel nachredet, wer sie beschimpft oder schlägt, der macht sich strafbar – genauso wie derjenige, welcher die Steuertermine nicht einhält.

#### Wie man den Kindern Vögt oder Pfleger ordnen solle

Wenn Kinder zu Waisen werden, soll ein Gerichtsschreiber ihnen ihr Hab und Gut aufschreiben und darüber zwei unparteiische Pfleger setzen, die der Waisen Sachen verwalten. Über ihre Tätigkeit müssen sie alljährlich der Obrigkeit Rechnung ablegen. Die Pfleger haben auch auf die Erziehung ihrer Mündel zu achten wie auch darauf, daß sie zur Schule gehen und ein Handwerk lernen. Wenn die Mündel ins heiratsfähige Alter kommen, müssen die Pfleger dafür sorgen, daß ihre Schutzbefohlenen sich in Ehren verheiraten.

#### Von armen Leuten, Bettlern, Kestlern, Landsknechten und Landfahrern

Niemand soll dergleichen Leute für mehr als



BILD DER HEIMAT: Blick auf den Böllat.

Foto: Gerd Schneider

eine Nacht beherbergen, auch nicht mehr als einmal in den Flecken herum betteln lassen. Und wer sein Weib und seine Kinder zum Betteln schickt, der darf nicht mehr in das Wirtshaus gehen.

#### Von Dienstknechten und Mägden

Wer Dienstboten von auswärts dingt, der soll sie innerhalb einer Woche zum Amtmann schicken. Sie müssen diesem schwören, die Gebote und Verbote der Obrigkeit einzuhalten.

Wenn Dienstboten ohne erheblichen Grund aus dem Dienst laufen, so ist man denselben keinen Lohn mehr schuldig. Zudem darf niemand dem anderen seinen Knecht oder seine Magd abwerben.

#### Von Gastereien, Hochzeiten, Fastnachtsküchlein

Alle unziemlichen Gastereien – wie Kirchweihfeste, Tauf- und Kindbettmähler, Fastnachtsküchlein-Holen und Verkleidung – sind allesamt verboten. Desgleichen sollen bei einer Hochzeit nicht mehr als vier Tische für die Hochzeitsgesellschaft gestattet sein.

#### Von Verheiratung leibeigener und freier Personen

Wer der Obrigkeit als Leibeigener untersteht, darf nicht ohne deren Erlaubnis heiraten. Und die Untertanen insgesamt, ob frei oder leibeigen, sollen sich ohne Vorwissen der Obrigkeit nicht nach außerhalb verheiraten.

#### Von Aus- und Einziehung fremder Leute

Wer wegziehen will, muß zuvor alle seine Schulden bezahlen. Weiterhin darf niemand ohne Erlaubnis auswärtige Handwerker beschäftigen, vielmehr ist den ortsansässigen Handwerkern Vorrang einzuräumen.

#### Von Wirten

Kein Wirt darf einem Gast die Herberge versagen. Auch soll niemanden der Wein verweigert werden, sofern der Betreffende Geld oder Kredit hat. Der Ausschank ist während des Sommers (von Ende April bis Ende August) bis abends um neun Uhr erlaubt, ansonsten bis um acht Uhr.

Beim Einschenken muß der Wirt allen Gästen gegenüber absolut gleiches Maß halten. Weiterhin darf während der Gottesdienste kein Wein ausgetrunken werden; davon sind nur Durchreisende ausgenommen. Sollte es im Wirtshaus einmal zu einer Schlägerei kommen, hat der Wirt solches alsbald bei der Obrigkeit zu melden.

#### Vom Jahrgericht

Wenn zum Jahrgericht geläutet wird, sollen

ausnahmslos alle Untertanen erscheinen, und zwar ohne Säumen. Nur größere Streitsachen kommen vor das Gericht, alle anderen werden vom Vogt behandelt. Im übrigen müssen alle Viehweiden offen gehalten werden; man darf sie nicht zuwachsen lassen. Zudem ist es ganz allgemein untersagt, auf dem Ochsenberg wie auch auf dem Tierberg Vieh zu weiden.

Wer von der Obrigkeit ein Stück Land zum Roden erhalten hat, der soll es auch gründlich urbar machen. Wer aber ein solches Stück Land bekommen hat und es dann doch nicht bebauen will, der hat es zurückzugeben; er darf es keinesfalls einem anderen überlassen.

Ferner müssen alle Brunnen gereinigt werden, wenn dies erforderlich ist. Auch darf in unmittelbarer Nähe der Brunnen keine Wäsche gewaschen werden.

#### Zum Beschluß dieser Polizeiordnung

Zu Förderung des Guten und Ausrottung des Bösen sind alle Amtleute wie auch die Untertanen gehalten, sämtliche Gesetzesverstöße anzuzeigen.

Quelle: Staatsarchiv Sigmaringen, Dep. 38 II Lautlingen i 2.

#### Literatur:

Willy Andreas, Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitanalyse. Stuttgart/Berlin 1932.  
Karl Kollnig, Die Landesordnungen von Hohenzollern-Hechingen. In: Hohenzollerische Jahreshefte 5, 1938, S. 159-188.  
Gerhard Oestreich, Strukturprobleme des europäischen Absolutismus. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 55, 1969, S. 239-347.  
A. L. Reyscher, Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, 4. Band, Stuttgart und Tübingen 1831; 5. Band, Stuttgart und Tübingen 1832; 6. Band, Tübingen 1835.  
Gustaf Klemens Schmelzeisen, Polizei- und Landesordnungen, zwei Halbbände, Köln/Graz 1968 und 1969.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 7470 Albstadt

Gustav Rieber  
Steinbergerstraße 45, 7470 Albstadt-Laufen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 38

31. August 1991

Nr. 8

## Balinger Kirchturm vor genau 450 Jahren vollendet

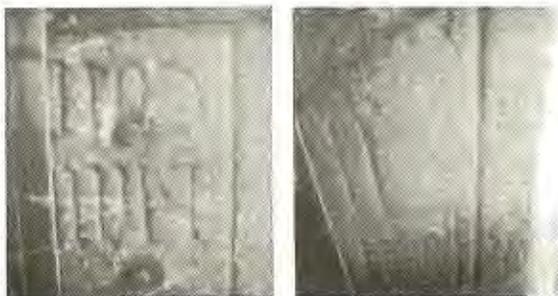
Von Eugen Gröner, Balingen

Hänslin Joerg der Jüngere, der wahrscheinlich den Chorturm der Balinger Stadtkirche nach dem Plan seines gleichnamigen Vaters gebaut hat, verstarb (nach Hans Koepf: Die Baumeisterfamilie Joerg) um 1490 im Alter von etwa 70 Jahren. Um diese Zeit dürfte der Balinger Turm bis zum maßwerkgeschmückten Umgang in Höhe von rund 40 Metern emporgewachsen sein. Dann wurde der Bau eingestellt, sei es wegen des Todes des Meisters, sei es wegen Erschöpfung der finanziellen Mittel oder auch wegen der etwas verworrenen Verhältnisse nach dem Tod des ersten Herzogs Eberhard im Bart.

Die im Jahre 1880 erschienene Oberamtsbeschreibung Balingen berichtet: „Auf dem Kranz folgte ein Wächterhaus mit Ziegeldach.“ Dies war ein Provisorium, das nicht lange bestehen konnte. Wahrscheinlich dachte man daran, den unvollendeten Turm in absehbarer Zeit vollends ausbauen zu können. Aber dies blieb ein Wunsch, der Turm blieb unvollendet, wie so viele mittelalterliche Türme.

Die folgenden Jahrzehnte waren eine sehr unruhige Zeit, Herzog Ulrich trieb es ziemlich bunt und wurde schließlich 1519 aus seinem Lande vertrieben, das Herzogtum Württemberg wurde österreichisch und blieb es 15 Jahre lang bis zum Jahr 1534. Als Ulrich in diesem Jahr sein Land wieder in Besitz nehmen konnte, führte er die Reformation ein. Dazu kam, daß die Zeit der Gotik um 1530 endgültig vorbei war.

Mit dem Ziegeldach auf dem Wächterhaus hatte man wahrscheinlich seine liebe Not. Wie es ausgesehen hat, wissen wir nicht, aber man kann sich vorstellen, daß bei jedem Sturm das Dach beschädigt wurde, Ziegel herabfielen und eine Gefahr für die Bewohner der Stadt bedeuteten. Im Jahre 1541, also vor nunmehr 450 Jahren, wollte man endlich Nägel mit Köpfen machen und dem Turm einen stabilen Abschluß geben.



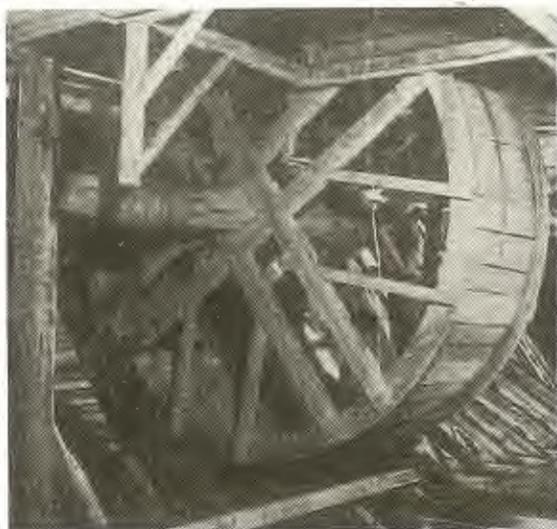
An der Türe zum Umgang hat sich Meister Stephan verewigt. Auf der linken Seite steht (1541) darunter ein Steinmetzzeichen.

Am Montag nach Sebastian (20. Januar) wurde folgender Vertrag abgeschlossen: „Zu wissen sei allermänniglich, daß die ehrsamten Schultheiß, Bürgermeister und Gericht zu Balingen mit dem wohlberichteten ehrsamten Meister Stephan Stainmötzen, Bürger zu Tübingen, eines Dingwerks halben auf dem Kirchturm zu Balingen abgeredet und entschlossen haben, daß Meister Stephan an den Bau des Kirchturms anstehen soll ungefähr auf Ostern und aufbauen einen steinernen Stock sechzehn Schuh hoch, zwei Schuh dick in das Achteck, unten auf dem Boden zwei oder drei Schuh hoch auch mit gehauenen Stücken und unten darein einen gehauenen Spunten, acht Leden zwei Schuh weit

und drei hoch auch das Achteck und oben auf das Gesims alles mit gehauenen Stücken und sonst zu allen Seiten mit Daugsteinen dazu gesägt und bereitet auf das füglichste.

Dazu sollen ihm die Bürger machen lassen ein umgehendes Rad, zwei Schaibel und zwei Seile Zug, Stein und Holz damit haben aufzuziehen und sollen ihm auch alle Zug, Steine und Holz auf den Platz, allernächst man kann, zum Turm fertigen, ohne alle Kosten und Schaden, auch ihm sein Werkzeug von Tübingen herauf hergen Balingen zum Werk führen, dabei spitzen und stählen bis zur Vollendung dieses Werkes. Und nachdem aller Zug vorhanden und auf den Platz gebracht, soll Meister Stephan den Bau auf dem Turm wie abgeredet machen und vollführen wie obgeschrieben in seinen Kosten mit Gesellen und Handknechten zu versolden und liefern ohne der Bürger oder Kastenpfeiler ferneren Kosten und Schaden. Davor allem sollen ihm die Bürger geben und bezahlen je nach und nach, wenn er dessen notdürftig, achtzig Gulden Landeswährung, dabei ihm weiteres nicht schuldig sein.

Dessen alles zu wahrer Urkund sind zwei gleichlautende Zedel hierüber gemacht und jedem Teil einer gegeben. Montag nach Sebastian des fünfzehnhunderteinundvierzigsten Jahres nach Christi unseres lieben Herrn Geburt gezählt.“



Das „Umgehende Rad“. Zum Hochziehen von Lasten gab es nur die menschliche Arbeitskraft. Im Rad lief ein Mensch, das Rad drehte sich durch sein Körpergewicht. Auf der Achse spulte sich das Seil auf und so konnten Lasten gehoben werden mit dem Vielfachen des Körpergewichts.



Der Stadtkirchenturm um 1890. Man sieht noch den schwenkbaren Kranen.

Nach Abschluß des „Dingwerks“ (Vertrags) ging vermutlich ein geschäftiges Treiben an und um den Turm los. Das alte Wächterhaus mußte ja abgebrochen werden. Ein Balinger Zimmermann mußte das „Umgehende Rad“ fertigen, es war ein Tretrad, der Motor des Mittelalters (siehe Abbildung). Vermutlich wurde die Achse dieses Tretrades beiderseits verlängert, daß zwei Steine auf einmal hochgezogen werden konnten. Balinger Fuhrleute mußten Holz und Steine herbeiführen und am Fuß des Turmes lagern.

### Ziemlich genau 16 Schuh hoch

Meister Stephan hat das oberste Stockwerk des Turmes in erstaunlich kurzer Zeit aufgebaut. Es hat eine Höhe von 5,20 Metern, ist also ziemlich genau 16 Schuh hoch. Über die Zimmer- und Dachdeckerarbeit liegen keine Verträge mehr vor, wir erfahren darüber aus einem Schriftstück, das im Turmknopf 1743 gefunden wurde und damals vom Stadtschreiber Johann Wilhelm Hobbahn kopiert wurde. Es lautet: „Gnad, Fried und Barmherzigkeit verleuh uns und den unsern, auch Nachkommen durch Christum Jesum unsern Herrn. Amen! Zu wissen, als man zelt nach der Geburt Christi unseres Heylandes daussend Fünfhundert Vierzig und ein Jahr, hat geregiret über diese Statt Ulrich Herzog zu Württemberg.

### Den Helm mit Kupfer gedeckt

Und ist Obervogt gewesen Juncker Hanns Caspar von Anweyll, Schultheiß Caspar Sautter, Bürgermeister Claus Rausch und Kirchenpfeiler Hanns Mursal und Hanns Burger und Hanns Mebold der jung, weiter ist zu wissen, daß Meister Steffen, Steinmütz, das Mauerwerk vom Umgang bis an den Helm hat gemacht, dar-

nach Meister Grotz, Baumeister, den Helm und zu Lest Meister Caspar Witthan, Kupferschmied, den ganzen Helm mit Kupfer gedeckt und die Helmstang mit aller ihrer Zierr gemacht und diese drey Meister all selbhaft zu Tübingen.

Weiter soll man wissen, daß man zu derselbigen Zeyt hat mießen das Kupfer holen zu Augspurg und hatt golten ein weinischer Zentner Kupfer zehen Gulden minder eines Orts (9<sup>3/4</sup> Gulden), auch haben die Herren von Balingen ausgesandt, das Kupfer zu holen den vorgenannten Meister Casparen und Meister Ergarten Wilden einer des Gerichts zu Balingen, das Kupfer zu kaufen; und ist auf diesem Helm Balinger Gewicht dreyßg zwei Zentner und acht Pfund, auch wie die hond das Kupfer geholet, hatt man zu der selbigen Zeitt zu Augspurg solcher Brettlin sieben geben um ein Kreizer. Zum Letzten wißt, daß dieses Mauerwerk Helm und Beschläge gostet bei den daussend guldin vom Umgang bis oben nauß und hat den vorgemelten Meister geholfen für Knecht nemlich Melchior Schmid, Bromgart und Michel Reisacher von Zirich.

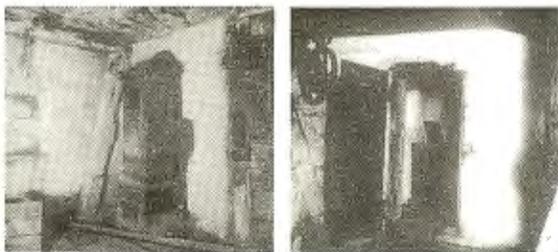
Zu Urkund hab Meister Caspar Witthan gebeten Christoph Stehelin, Schulmeister dieser Zeit zu Balingen, daß er mir solchs zu Gefallen beschrib. Nitt mehr denn der giettig und Barmherzig Gott send uns und unsern Nachkommen seinen hailichen Frieden. Datum am Mittwoch nach Mariä Assumptionis, Anno 1541. Auch haf vergilt Joseph Weyß Maler zu Balingen den Sternen und den mon darauf und auf dem kleinen Dirnlin.“

Es ist wirklich kaum zu glauben, daß die drei Tübinger Meister den Turmabschluß in der kurzen Zeit von Sebastian (20. Januar) bis Mariä Himmelfahrt (15. August), also in nicht ganz sieben Monaten gebaut haben. Dies war nur möglich, wenn mit zahlreichen Arbeitern gearbeitet wurde. Der Balingener Maler Joseph Weyß hatte nur noch die beiden Turmspitzen zu vergolden, auf dem großen Turm eine Kreuzblume und die Sonne, Mond und Sterne symbolisierende Wetterfahne, auf dem kleinen Türmchen eine einfache Wetterfahne. Dieses kleine Türmchen, wie ein Erker über den Rand des Helmes hinausgebaut, ist ein ganz besonderes Schmuckstück des Turmes.

#### Das kleine sechseckige Türmchen

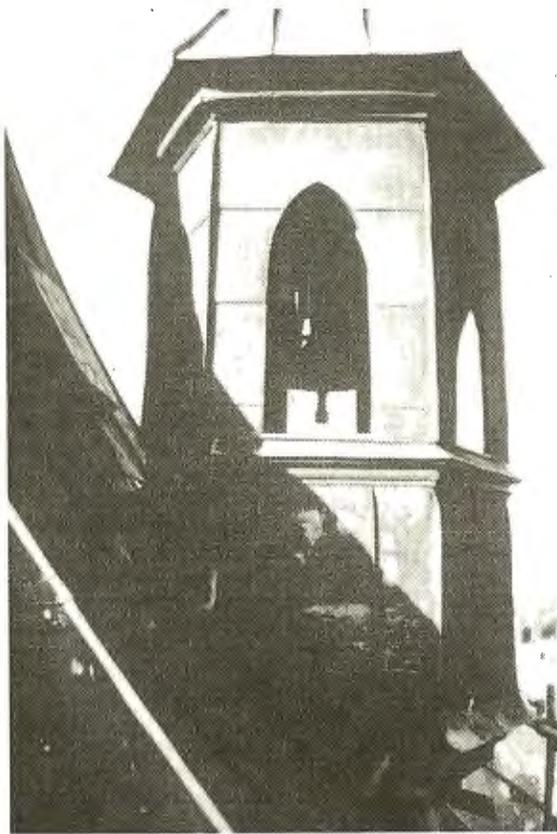
Im Gegensatz zum großen Turm, der achteckig ist, ist das kleine Türmchen sechseckig, darin aufgehängt ist die einstige Feuerglocke, die um 1300 gegossen wurde. Sie konnte von der Wohnstube des Türmers geläutet werden und wurde auch benützt zum „Nachschlagen“ (der Türmer hatte die vollen Stunden nachzuschlagen zum Zeichen, daß er auf dem Posten war).

Die Türmerwohnung bestand aus einer großen Wohnstube, einem kleineren Schlafzimmer, einer winzigen, massiven Küche und einem Vorratsraum. Zum Aufziehen des Brennholzes und des sonstigen Lebensbedarfs (hauptsächlich Wasser) war auf der Nordostseite des Turmes ein schwenkbarer Kran angebracht, der leider vor etwa 30 Jahren abgebrochen wurde. Der Kran wurde betrieben durch einen Göpel im Innern des Turmes. Die Schüler der Oberklasse der Volksschule mußten dem Türmer beim Aufziehen helfen.



Links:  
Die Türmerstube vor dem Umbau. Der mächtige Ofen wurde von der (massiven) Küche aus geheizt.

Rechts:  
Die Küche der Türmerwohnung. Sie wurde zum Notenraum für die Turmbläser umfunktioniert.



Das kleine Türmlein, das in Wirklichkeit gar nicht so klein ist. Die einstige Feuerglocke wurde zur Segenglocke, die geläutet wird, wenn im Gottesdienst, der Segen gesprochen wird. Sie wird heute mit einem Motor geläutet.

Das Läuten der Kirchenglocken und das Aufziehen und Richten der Turmuhr gehörte nicht zu den Dienstobliegenheiten des Türmers, sondern war Sache des Mesners und seiner zwölf Läutebuben.

1896 wurde das Amt des Türmers aufgehoben, der letzte Türmer hieß Johann Georg Schuler, genannt „Plätzle“, er starb auf dem Turm. In der Folgezeit stand die Türmerwohnung jahrzehntelang leer. Da die Fenster eingeschlagen waren, war die Wohnung von den Vögeln unbeschreiblich verschmutzt. 1964 wurden aus der Wohnung zwei Jugendräume gemacht, die aber inzwischen aus feuerpolizeilichen Gründen wieder aufgegeben werden mußten.

450 Jahre sind nun vergangen, seitdem der Balingener Maler Joseph Weyss (er war Pfleger der Sebastiansbruderschaft) „den stern und den mon darauf und die Wetterfahne auf dem ‚kleinen Dirnlin‘ vergilt (vergoldet) hat“. Das Tausendguldenwerk, das ja vermutlich als Provisorium gedacht war, hat erstaunlich lange gehalten. Mancherlei Reparaturen waren im Laufe der Jahrhunderte erforderlich, mehrmals wurde auch das Dach des Turmes neu gedeckt (zuletzt 1978 durch Flaschnermeister Schaible).

Der Bau von 1541 hat dem Turm der Balingener Stadtkirche seine charakteristische, unverwechselbare Gestalt gegeben. Er ist das weithin sichtbare Wahrzeichen der Großen Kreisstadt Balingen.

Quellen:  
Koepp – Die Baumeisterfamilie Joerg.  
Oberamtsbeschreibung Balingen 1880.  
Kottmann-Bauem im Mittelalter.  
Vertrag mit Meister Stephan (Archiv).  
Hoetzer-Abdruck des Schriftstücks von 1541.

## Altweibersommer – was ist das eigentlich?

Von Reinhard Caspen, Sulz-Mühlheim

Wenn uns der Herbst in den letzten Tagen und Wochen ein herrliches Wetter beschert, wissen wir dies als ein Geschenk besonders zu schätzen – weil sonniges Wetter um diese Jahreszeit gar nicht mehr so selbstverständlich ist. Überall ist in diesen Tagen der Begriff „Altweibersommer“ zu vernehmen; schließlich gehört das Wetter zu den beliebtesten Gesprächsthemen, vor allem, wenn es außergewöhnlich ist.

Die Bezeichnung „Altweibersommer“ ist uns derart geläufig, daß wir uns kaum Gedanken über diesen merkwürdigen Namen, seine Bedeutung und seine Herkunft machen. Daß diese heiteren Tage mit Sonne und Wärme die Bezeichnung „Sommer“ verdienen, leuchtet jedem ein; weniger vordergründig ist, was sie mit alten Weibern zu tun haben könnten.

Bei Deutungsversuchen wird mancher an ältere Leute denken, die die Sonnenstrahlen noch einmal ins Freie gelockt haben. Anderen fällt vielleicht die „Altweibermühle“ ein, die der Sage nach wie der legendäre „Jungbrunnen“ alten Weibern zu neuer Jugend verhelfen sollte.

Befragt man das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von Erich und Beitl oder die „Volkskundlichen Plaudereien“ von Philipp Schmidt unter dem Stichwort „Altweibersommer“, eröffnen sich einem interessante Zusammenhänge. An manchen nebeligen Herbstmorgen, die sich dann zu Tagen mit besagtem, herrlichem Wetter aufklaren, findet man glitzernde und flatternde Fäden auf Stoppelfeldern und Wiesen, an Sträuchern und Zäunen. Den Menschen früherer Zeiten kam dieses Phänomen reichlich sonderbar vor, und man versuchte, das Unerklärliche mit mystischen Vorgängen zu deuten.

Der vorchristliche Volksglaube sah in den mysteriösen Gespinsten die Arbeit der kunstvoll spinnenden, das Schicksal der Menschen bestimmenden Nornen oder Wolkenjungfrauen. Diese germanischen Schicksalsgöttinnen, ursprünglich blühende junge Mädchen mit goldenem Haar, später häßliche Weiber und mißgestaltete Unholdinnen, hatten nach Vorstellung der Germanen die Lebenslose der Menschen zu ordnen und zu weben, sie diesen zuzumessen und zu verteilen. Sie und andere mystische Spinnerinnen wie Metje, die Frau im Mond und Frau Holle standen bei dem Begriff „Altweibersommer“ Pate.

Im Marchfeld gibt es daher auch noch die Bezeichnung „Nornensäume“. In alten Sagen, Volksliedern und Kinderreimen, die im allgemeinen Bewußtsein allerdings immer mehr verblassen, stoßen wir noch immer auf solche Spinnerinnen der germanischen Vorstellungswelt. In Schweden spricht man von „dvärgsnät“, was soviel wie „Zwergennest“ bedeutet.

Als das Christentum in Mitteleuropa seinen Einzug hielt, ging es mit dem heidnischen Gedankengut, den Vorstellungen und Bräuchen recht behutsam um. Man ging nicht auf Konfrontationskurs, sondern suchte das Heidnische allmählich ins Christliche überzuleiten – ungefähr so, wie man beim Veredeln von Bäumen auf eine ältere Wurzel und deren Stamm ein junges Reis aufpfropft. Dieses Missionierungsprinzip wird heute noch teilweise in anderen Kontinenten angewandt. Christliche Feste wurden auf Termine verlegt, an denen schon die Heiden gefeiert hatten. Christliche Kirchen und Kapellen entstanden an heidnischen Versammlungsplätzen.

Da zu den heidnischen Göttinnen ein christliches Gegenstück fehlte, trat die Gottesmutter Maria ersatzweise die Nachfolge an. Daher gibt es für den „Altweibersommer“ in anderen Gegenden auch christliche Bezeichnungen wie „Marienseide“, „Mariengarn“, „Frauensommer“, „Muttergottespinst“ oder „Liebfrauenfäden“. In Frankreich spricht man von den „fils de la Vierge (Gespinst der Jungfrau)“; Holland kennt dafür die „mariendraadjes (Marienfäden, eigentlich – drähtchen)“. Der Dichter Wilhelm Raabe hat einen solchen christlichen Deutungsversuch in seiner „Legende von den Marienfäden“ aufgeschrieben.

Interessant ist auch die englische Version „Gottes Schleppekleid“. Dänemark und Schweden nennen diese Nachsommertage nach der schwedischen heiligen Brigitta den „Brigittensommer“, während die Italiener vom „Sommer

der hl. Theresia“ sprechen. In beiden Bezeichnungen werden die Nationalheiligen verewigt. Der Aberglaube, mit dem der „Altweibersommer“ in früherer Zeit behaftet war, basiert auf diesen heidnischen und christlichen Vorstellungen. Solche herbstlichen Fädchen im Haar oder in den Kleidern sollten Glück bringen. Angeb-

lich konnte der anhaftende Tau kranke Augen heilen.

Eigentlich hat der „Altweibersommer“ erst um Allerheiligen herum seinen Platz. In der ehemaligen Grafschaft Mark erzählte man sich, daß der „Altweibersommer“ entweder drei Stunden, drei Tage oder drei Wochen dauern würde. Heute

wissen wir, daß die zarten Fäden das Gespinnst junger winziger Spinnen sind, die sich vom Wind in ihr Winterquartier treiben lassen und dabei diese Fäden nach sich ziehen. Den Ortswechsel vollziehen sie allerdings nur bei schönem Wetter, und ohne die feinen Nebeltröpfchen wären die kleinen Fädchen überhaupt nicht sichtbar.

## Nikodemus Frischlin in seiner Zeit

Vortrag in Balingen am 29. November 1990 – von Günter Cordes

„Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?“ soll Christian Friedrich Daniel Schubart gefragt haben, als er wegen seiner Kritik am absolutistischen Gehabe seines Landesherrn, des württembergischen Herzogs Karl Eugen, über zehn Jahre auf dem Hohenasperg zubrachte. Noch nach 200 Jahren erschien ihm, dem Dichter und Publizisten des 18. Jahrhunderts, demnach Frischlin als ein Kämpfer für Freiheit und Recht des einzelnen gegenüber der Willkür der Mächtigen im Staat, in der Kirche, in der Schule, im Alltag. Hatte Schubart recht? War Frischlin ein solcher Mann, und verlangte jene zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts solche Freiheitskämpfer nach der Vorstellung Schubarts? Stellen wir, ehe wir am Schluß eine Antwort auf diese Frage suchen, die Lebensstationen Frischlins in Erinnerung und leuchten wir diese Lebensstationen etwas allgemeiner aus!

Nikodemus Frischlin, in Balingen am 22. September 1547 als Sohn eines Diakons geboren, erhielt den ersten Unterricht in seiner Heimatstadt und dann in Tübingen, kam 1560 in die Klosterschule Königsbronn bei Heidenheim, zwei Jahre später in die höhere Klosterschule Bebenhausen. 1563 wurde er, nunmehr Student an der Artistenfakultät in Tübingen, ins dortige Stift aufgenommen; 1564 legte er das Baccalaureat, 1565 die Magisterprüfung ab, schon 1568 erhielt er eine außerordentliche Professur – so würde man seine Stelle heute bezeichnen – für Poetik und Geschichte. Die Leichtigkeit, mit der er sich lateinisch ausdrückte, Gedichte, Dramen verfaßte, brachten ihm den Titel eines „poeta laureatus“, eines vom Kaiser gekrönten Dichters ein. Bei besonderen Anlässen wurden Komödien Frischlins in Stuttgart und Tübingen aufgeführt. Aber eine Rede über das Leben auf dem Lande, in der er das Leben der einfachen Bauern verklärte und der Maßlosigkeit gegenüberstellte, die manche Adelligen auszeichnete, wurde für Frischlin zur Wende: Hatte es bis dahin Dispute mit einzelnen Kollegen gegeben, so fühlte sich jetzt ein ganzer Stand, der Adel, bloßgestellt und der Landesherr dazu, weil Frischlin den Rechtsweg umging! Ein Ruf nach Laibach versprach neuen Aufstieg, aber der wurde jäh gebremst durch Verkehr mit Andersgläubigen, mit Katholiken, wie es scheint. Trotz Bemühens des ihm noch immer gewogenen Herzogs erhielt der Rückwanderer in Tübingen kein akkademesches Bürgerrecht, vielmehr eine Klage wegen Ehebruchs, der sieben Jahre zuvor begangen worden sei!

Daraufhin unternommene Versuche, in anderen Gegenden Deutschlands einen Neubeginn zu wagen, scheiterten: Der Kaiser wies ihn ab, in Wittenberg reichte es zu Privatvorlesungen, 1588 erlangte er eine Schulstelle in Braunschweig – doch dort waren ihm die Luft, das Wasser und das Bier zuwider. Weitere Stationen dann Kassel, Marburg und Frankfurt. Der tastende Versuch, in Oberursel eine Druckerei einzurichten – u. a. für die Herausgabe der eigenen Werke – scheiterte an der württembergischen Regierung, die Kapital aus dem Erbe seiner Frau nicht transferierte. Ein böser Brief Frischlins an die herzoglichen Räte leitete das Ende ein. Er wurde vom Amtmann in Vaihingen auf dem Territorium des Erzbischofs von Mainz und – rechtlich völlig korrekt – mit dessen Zustimmung verhaftet und auf der als ausbruchssicher geltenden Festung Hohenurach gefangengesetzt.

In der Nacht des 28. / 29. November 1590 kam der 53jährige Frischlin bei einem Fluchtversuch ums Leben; das selbstgeknüpfte Seil war unter dem Gewicht seines trotz Krankheit noch immer schweren Körpers gerissen. Ein normales Leben, oder was landläufig so bezeichnet werden mag, war das wohl auch im 16. Jahrhundert nicht. Aber ob Frischlin deswegen ein Märtyrer war, wie Schubart suggerieren möchte, bleibt doch die Frage. Herkunft, Schule, Studium schienen im Gegenteil eher auf eine standesgemäße Laufbahn, auf ein zeittypisches Leben hinzuweisen.

### Württemberg im 16. Jahrhundert

Groß war schon damals die Zahl der das Heilige Römische Reich deutscher Nation bildenden Bundesstaaten. Um so kleiner waren dann diese selbst. Zum Territorium des Zisterzienserinnenklosters Rottenmünster im Osten Rottweils beispielsweise gehörten sieben Dörfer. Die Herrschaft Geislingen der Herren von Stötzingen war noch kleiner. Auch das Landgebiet der Reichsstädte Rottweil oder Reutlingen, selbst das des Grafen von Hohenzollern-Hechingen ließ sich bequem an einem Vormittag durchwandern. Die Grafschaft, seit 1495 das Herzogtum Württemberg, zu dem Balingen und die umliegenden Orte ab 1403 gehörten, war da geradezu eine Großmacht. Es reichte im Norden bis Möckmühl, im Osten bis Heidenheim und Blaubeuren, im Westen bis zum Schwarzwaldkamm, ja mit einigen Exklaven bis ins Elsaß und zur burgundischen Pforte, während im Süden das geschlossene Gebiet bei Balingen und Ebingen endete, seit wenigen Jahren aber auch der Hohentwiel einen württembergischen Posten bildete. In diesen größeren Verhältnissen, so sollte man meinen, herrschte auch ein großzügiger Lebensschnitt! Um 1500 hatte es zwar erhebliche Turbulenzen gegeben.

Das Land war pleite. Indem aber Herzog Ulrich seinen Untertanen das Recht auf ein nachprüfbares Urteil, das Recht auf Auswanderung, das Recht auf Mitwirkung bei der Erhebung von Steuern, indem der Herzog diese und andere Rechte im Tübinger Vertrag 1514 verbriefte, und zwar für sich und seine Nachfolger, war der Landtag im Gegenzug bereit, höhere Steuerleistungen zu bewilligen. So war der Staatsbankrott zunächst einmal abgewendet. Das verhinderte indessen fünf Jahre später die erneute Katastrophe, die Vertreibung des Herzogs, nicht. Aber 1534 hatte er sein Land zurückerobert und im gleichen Jahr die Reformation eingeführt. In den folgenden Jahren bauten dann Ulrich und in ganz besonderem Maße sein größerer Sohn Christoph ein für die damalige Zeit modernes Staatswesen auf, dessen Grundzüge bis in die Zeit Napoleons um 1800 Bestand hatten. Manche Einrichtungen jener Epoche bestehen, wie wir noch sehen werden, bis heute.

Während die umliegenden Gebiete, z. T. auch die vorher genannten, bei der alten Religion verblieben, war einer der Eckpfeiler dieses neuen Württemberg das lutherische Bekenntnis. Es hatte u. a. durch den Reformator Johannes Brenz in der Großen Kirchenordnung von 1559 seine rechtliche Ausgestaltung erhalten. Noch vor der Kirchenordnung, bereits 1555, hatte Herzog Christoph das Privat- und das Zivilprozeßrecht auf der Grundlage des römischen Rechts im ganzen Herzogtum vereinheitlicht und neu kodifizieren lassen. Das Land war eingeteilt in Ämter, die Vorgänger der heutigen Kreise, die damals freilich meist nur eine der kleinen Städte und die umliegenden Orte umfaßten.

An der Spitze von „Stadt und Amt“, wie der offizielle Name lautete, standen der vom Herzog eingesetzte Vogt sowie Gericht und Rat, die sich stets aus den gleichen wenigen Familien der

städtischen Oberschicht ergänzten. Die Angehörigen dieser sogenannten Ehrbarkeit waren über die einzelne Stadt hinaus untereinander verwandt, man kannte sich, man heiratete zuweilen auch in eine Stadt außerhalb der engen württembergischen Grenzen. Die Kaufleute, die wenigen Akademiker, die reicheren Handwerker rechneten sich zu dieser Schicht. Die meisten Vorfahren Frischlins lassen sich hier einordnen, waren sie doch Ratsherr in Dießenhofen in der Schweiz, dann Schultheiß in Ebingen, Bürgermeister, d. h. Stadtpfleger, in Balingen und schließlich der Vater von Nikodemus Pfarrer.

Auch Frischlins Frau Margarethe Brenz entstammte wie selbstverständlich einer solchen Familie, in deren Stammtafel nicht nur der genannte Reformator, sondern auch weitere Pfarrer, ein Abt von Bebenhausen, ein Goldschmied, ein Klosterhofmeister, d. h. ein Klosterverwalter, ein Notar als Berufe auftauchen, in denen die Söhne ihren Vätern folgten. Daß sich die Familien unter solchen Verhältnissen gegenseitig stützten, daß manch gut dotierte Amtsstelle sich von einer Generation zur anderen auf den Sohn oder Schwiegersohn vererbte, war zu erwarten. Der Preis hieß wie überall und zu allen Zeiten für den so Etablierten, daß er sich den ungeschriebenen schichtspezifischen Regeln in der Praxis seines Lebens anpaßte, sie zum mindesten nicht mutwillig und wiederholt brach.

In dieses Bild einer geschlossenen Gesellschaft fügte sich die einheitlich gestaltete Ausbildung. In allen württembergischen Amtsstädten lernten die künftigen Kaufleute und Handwerker in der „Deutschen Schule“ Lesen, Schreiben, Rechnen, die Psalmen und den Katechismus, während die Latein- oder Partikularschulen auf die Universität vorbereiteten. Diese letztgenannten, meist winzigen Schulen waren vielfach noch aus dem Mittelalter überkommen und hatten dann 1559 in der Großen Kirchenordnung eine Neuordnung erfahren, die in der Folgezeit auch andere evangelische Fürsten in Nord- und Ostdeutschland übernahmen.

Wenn sich auch die Lehrinhalte wieder änderten, als Institution blieben die Lateinschulen bis in unser Jahrhundert erhalten, ebenso die Klosterschulen. Sie, eine echte Neuerung der Reformationszeit, waren in den inzwischen leerstehenden ehemaligen Männerklöstern eingerichtet worden, und zwar niedere in Adelberg und Hirsau, von 1559 bis 1595 auch in Königsbronn; höhere in Bebenhausen und Maulbronn, welche letztere bis heute unter der Verwaltung der Landeskirche zu den besten Schulen des Landes zählt. Nach den Intentionen des Herzogs sollten in die 200 zur Verfügung stehenden Freiplätze auch oder gerade begabte Söhne ärmerer Eltern aus den entlegeneren Gebieten einrücken können. Der einzigartige und vielfach auch einzige Weg zur höheren Bildung stand dann in der Realität fast ausschließlich Pfarrer- und Beamten-söhnen offen. Höhere Bildung hieß im Fach Arithmetik Grundrechenarten, Bruchrechnen, Dreisatz, in Musik Kirchengesang, im Hebräischen Elementarunterricht. Erste theologische Unterweisung kam dann in den höheren Klosterschulen hinzu, erteilt von den nun evangelischen Äbten, den Prälaten, wie sie hießen, aufgrund der „loci communes“ Melancthons, der ersten protestantischen Dogmatik.

### Tübingen und seine Universität

Auf den Klosterschulen baute das Evangelische Stift auf – für viele Theologen noch heute. Nach hessischem Vorbild hatte Herzog Ulrich schon 1536 im aufgehobenen Augustinerkloster in Tübingen die neue Anstalt mit 150 Plätzen

geschaffen, die neben Studenten der Theologie auch solchen aus anderen Fakultäten offenstanden. Das Land möglichst rasch mit gut ausgebildeten Pfarrern zu versorgen, war das vorrangige Ziel des Herzogs – ein Problem, das in der vorreformatorischen Zeit trotz der zahlreichen Kleriker nicht befriedigend gelöst war. Bedingung für die Absolventen des Stifts war von Anfang an und blieb bis heute zum Ausgleich für die kostenlose Wohnung und Verpflegung der Eintritt in den württembergischen Staats- bzw. Kirchengdienst. Gegenüber den Stadtstudenten, die für ihre Bude selber aufzukommen hatten, und erst recht gegenüber Studierenden von Adel waren die Stiftler, die armen Kirchen- und Staatszöglinge sozusagen, natürlich von geringerem Ansehen. Doch kompensierten sie diesen Mangel – ungebrochen bis in unser Jahrhundert – durch das Gefühl, die geistige Elite, Speerspitze des Landes zu sein.

Zeitweilige Überproduktion an theologischem Nachwuchs konnte in andere Territorien ohne Hochschule und ganz besonders in Zeiten der kämpferischen Kirche in konfessionelle Frontgebiete, etwa in Österreich, abgegeben werden. Frischlins Vater gehörte zu den ersten Absolventen des Stifts, Frischlin selbst zu den ersten Schülern in Königsbronn, um dann ebenfalls ins Stift überzuwechseln. Männer der ersten Stunde waren sie also, die freilich nicht fortsetzten, was in anderen Familien in langer Geschlechterfolge zur Regel wurde.

Das Stift, die neue Stätte des Wohnens und der Lehre, war in die Universität integriert, die im übrigen trotz der Reformation im ganzen unverändert die Strukturen bewahrte, die der Universitätsgründer Eberhard im Bart 1477 vorgezeichnet hatte. Latein blieb also alleinige Unterrichtssprache. Der Student – auch Frischlin – trat weiterhin in der untersten der vier Fakultäten, bei den Artisten ein. Nach mittelalterlicher Tradition wurden hier die sieben sogenannten freien Künste gelehrt, weil sie allein die einem freien Menschen angemessene Beschäftigung boten gegenüber der bäuerlichen Berufstätigkeit, die freilich, wie noch zu zeigen ist, in der lateinischen Rede sehr wohl besungen und gefeiert wurde.

Unterrichtsfächer waren in Fortsetzung der Latein- und Klosterschulen das Trivium Grammatik, Rhetorik und Dialektik und das realere Quadrivium, der Vierweg, aus Arithmetik, Geometrie und Astronomie sowie Musik, die allerdings in Tübingen entfiel. Auch nach der Universitätsordnung von 1534, die manche Studieninhalte verschob, waren weniger die einzelnen Fächer als solche gefragt. Es standen vielmehr die meist antiken Autoren fest, die nun – eine Neuerung nach der Reformation – nicht mehr in mittelalterlicher Übersetzung, sondern gegebenenfalls im griechischen Urtext zu lesen waren. Traktiert wurden beispielsweise die naturwissenschaftlichen, politischen und ethischen Schriften des Aristoteles, und Hippokrates und Galenos; die griechischen Ärzte bildeten für die Mediziner die entscheidenden Autoren vom Fach!

Diese Art des Studienbetriebs erleichterte allerdings den Studenten den Besuch von Vorlesungen anderer Fakultäten, auch die Lehrenden – Frischlin etwa – wechselten ohne Schwierigkeit und vertraten den Kollegen eines anderen Fachs. Das für alle verbindliche Grundstudium in der Artistenfakultät schloß mit der Prüfung zum Baccalaureus und dann zum Magister ab, die die Lehrbefähigung eben in der Artistenfakultät beinhalteten und zugleich die Zulassung zu den höheren Studiengängen der Mediziner, der Juristen und – das Höchste vom Höchsten – der Theologen. Lehren und Lernen gleichzeitig bedeutete aber auch Doppelbelastung, so daß nur wenige – Frischlin beispielsweise nicht – nach überlangem Studium von 7 bis 9 Jahren das Licentiat oder den Dokortitel erreichten. Gängige Unterrichtsmethode war die Lesung. Erst bei nahender Prüfung hatte sich der Student an den sogenannten Disputationen zu beteiligen. Auch sie hatten ihr festes Schema. Als Frischlin aber die Sonntag für Sonntag in der

Stiftskirche gehaltenen Disputationen der Artisten zu einem lebendigen Rollenspiel umformen wollte, wurde er bekämpft. Das Alte, das Hergebrachte, schien bequemer.

Noch immer erblicken wir in der Tübinger Unterstadt, in der von der Ammer durchflossenen „Gogei“ die kleinen geduckten Häuser der Normalbürger, der Bäcker und Metzger, der Ackerbauern und Weingärtner. In der Oberstadt dagegen, in den behäbigen großen Gebäuden auf dem Höhenrücken zwischen Schloß und Stiftskirche wohnten die Universitätsverwandten. Zu ihnen zu gehören, versetzte gleichsam in eine höhere Klasse. Und so bemühten sich um diese Klasse auch nicht nur die Professoren samt Familie, Schwiegereltern und Hausangestellten, sondern auch die Studenten, die Lohnempfänger, also die Angestellten der Universität, die Universitätshandwerker und Lieferanten wie Apotheker und Buchbinder. Denn die Befreiung dieses Personenkreises von städtischen Steuern, das Recht, ohne Gebühr wieder fortziehen zu dürfen, das Recht, in großen und kleinen Streitfällen nicht vor dem Stadtgericht erscheinen zu müssen, das waren schon habhafte, reelle Vorzüge.

Vertreten durch Rektor und Senat erstreckte sich die Selbstverwaltung der Universität also auch auf ihre Glieder in deren bürgerlichen Geschäften. Nur zu schnell wurde so die Universität zum Staat im Staat. Der Herzog selbst bekam das zu spüren, wenn er bei Berufungen zwar seine Meinung und Empfehlung gab, sich aber Rektor und Senat die Entscheidung vorbehielten. Frischlin z. B., herzoglicher Untertan, für eine Professur geeignet, die nötigen Dienstjahre erfüllt, vom Landesherrn protegiert, stand zweimal für eine ordentliche Professur an. Aber Rektor und Senat lehnten ab, da sie entgegen der gängigen Berufungspraxis Frischlins Unreife, seinen Überschwang, seine unpassende Rede gegenüber älteren Kollegen als Hinderungsgrund vorschoben.

#### Ein Haus in bester Lage

Anders als die Bauern, anders auch als die Mehrzahl der Bürger in den kleinen württembergischen Städten lebten die Tübinger Professoren, jedenfalls die der höheren Fakultäten, in gewissem Wohlstand. Auch sie zählten nicht zu den Spitzenverdienern im Land. Aber die regelmäßigen Einkünfte an Naturalien – Wein der Spitzenklasse etwa aus den Universitätspflegen im Zabergäu – und Geld, sodann die unterschiedlichen Hörgelder und Prüfungsgebühren, schließlich Verehrungen aus besonderem Anlaß ermöglichten in der Regel den Ankauf eines Hauses, eines Gartens vor den Toren, eines Weinbergs am Spitzberg. Selbst Frischlin, obwohl noch auf der unteren Stufe eines außerordentlichen Professors bei den Artisten, besaß ein Haus in bester Lage unmittelbar unterhalb der Stiftskirche. Eine kleine Landwirtschaft mit Kühen, Schweinen und Geflügel war dazuhin bei jüngeren Professoren unabdingbar, weil sie u. a. das noch relativ knappe Gehalt durch studentische Tischgänger aufbesserten – Zubrot für die Haushaltskasse der Professorenfrauen und Mensaersatz für den Studenten!

Nicht vornehme Zurückhaltung, nicht weltfremde hehre theoretisierende Wissenschaft kennzeichneten demnach das Professorenhaus sondern die pulsierende Großfamilie, die eher derb und deftig als betulich war. Reformatorische Strenge, evangelische Nüchternheit haben da wenig verändert, und Feste wurden weiterhin, welcher Anlaß auch immer gegeben war, gefeiert. Selbst ein Mann wie Frischlins Intimgegner Crusius, der pedantisch genau jede Sonntagspredigt ins Griechische übertrug, hielt da mit und vertraute sogar seinem Tagebuch 1596 an: „Um neun Uhr früh hielt ich meine Vorlesung über Ciceros zweite Rede gegen Rullus. Um 1/2 11 Uhr ging ich ins ‚Schaf‘. Dort haben wir bis 1/2 6 Uhr am Abend fröhlich zu Mittag gegessen. Es war, beim Wein und bei den Speisen, ein prachtvolles Essen. Dreimal fünf Gänge außer dem Nachtsch. Um 6 Uhr ging ich, mit meinem Dank an alle, nüchtern nach Hause. Gott sei Ehre und preis! Fast sieben Stunden bin ich beim Essen gewesen, habe gut gegessen und

mich kein einziges Mal von der Tafel entfernt. Ich fühle keine Beschwerden.“

Selbst die Jahrhundertfeier der Universität, die 1577 wegen drohender Pest auf das folgende Frühjahr verschoben werden mußte, beeindruckte zunächst durch die Fülle des bei Speis und Trank Vertilgten. Doch war das die eine Seite. Dagegen stand auf Schloß Hohentübingen und in Anwesenheit des Herzogpaares eine Auf- führung von Frischlins Komödie „Priscianus vapulans“. In ihr erweckten die Humanisten Erasmus von Rotterdam und Philipp Melanchthon den Grammatiker Priscian zu neuem Leben. Auch bei den beiden Hochzeiten Herzog Ludwigs wurden lateinische Werke Frischlins gegeben, der dazuhin die Feierlichkeiten nachträglich zu beschreiben hatte. Ein durchaus mittelmäßiger Herrscher, wie es Herzog Ludwig war, pflegte, das zeigt sich hier, den direkten Kontakt mit der geistigen Elite des Landes, die er bewußt an seinen Hof zog.

#### Humanistisches Denken

Frischlins lateinische Stücke vor dem Herzog wie die von der Stuttgarter Bürgerschaft auf dem Marktplatz aufgeführte Historie vom keuschen Josef oder des Pfarrers von Sindelfingen „schön neu Spiel von den sieben Weisen aus Griechenland“ kreisten um biblische oder antike Stoffe. Für die Wissenschaft galt dasselbe, selbst wenn sie die Gegenwart betraf. Humanistische Geisteshaltung, humanistisches Lebensgefühl bestimmten den Geschmack. Man schämte sich des bisherigen Küchenlateins und war stolz auf die eigene Sprechkunst. Schon zu Jahrhundertbeginn hatte Heinrich Bebel in Tübingen ein Handbuch für Lateinanfänger geschrieben und ebenso in Tübingen der Reformator Melanchthon wie später Frischlin eine neue lateinische Grammatik. Der enzyklopädischen Auffassung von Wissenschaft gemäß las Frischlin nicht nur über die lateinischen Schriftsteller Vergil und Caesar, ohne weiteres konnte er auch den Mathematiker, Astronomen und Geodäten Apian vertreten oder die astronomische Uhr im Straßburger Münster beschreiben.

Besonderes Interesse erfuhr die deutsche Geschichte. Schon 1518 hatte Friedlieb, der sich lateinisch-griechisch Irenicus nannte, hauptsächlich antike Quellenbelege über Deutschland zusammengestellt und dabei bewiesen, wie er glaubte und andere auch, daß ein Sohn des Königs Priamus aus dem brennenden Troja geflohen und in Deutschland der Urvater der Franken geworden sei. Noch 70 Jahre danach ließ Frischlin in seiner Komödie „Julius redivivus“ die römischen Schriftsteller und Politiker Cicero und Caesar auferstehen. Den Geschichtsschreiber wie den Dichter verbanden nicht nur ihre Weitschweifigkeit, sie waren sich auch einzig über den gewaltigen Aufstieg Deutschlands zwischen jenen antiken Tagen und ihrer Gegenwart: die großen Städte wie Straßburg oder Nürnberg belegten die Blüte des deutschen Handels, die Erfindung des Schießpulvers bewies die deutsche Tapferkeit, Gutenbergs bewegliche Lettern unterstrichen das Niveau der deutschen Kultur.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

#### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Reinhard Caspen, Schulbergstraße 6,  
7247 Sulz-Mühlheim

Dr. Günter Cordes, Herrenwiesenweg 8,  
7300 Esslingen-Neckarhalde

Eugen Gröner, Hofmannstraße 2,  
7460 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 38

30. September 1991

Nr. 9

## Nikodemus Frischlin in seiner Zeit

2. Teil – Vortrag in Balingen am 29. November 1990 – Von Günter Cordes

Der „Nobelpreis für Literatur“ des 16. Jahrhunderts war die „Krönung zum Dichter“ durch den Kaiser. Als erster Deutscher hatte Conrad Celtis diese Würde errungen, dann Ulrich von Hutten und 1576 Frischlin, als er in einem zweiten Versuch die biblische Komödie „Rebecca“ Kaiser Maximilian II. widmete. Ein Jahr später, 1577, wurde ihm ein weiterer Titel zuteil, der eines Comes Palatinus, eines Pfalzgrafen. Dieses sogenannte kleine Palatinat erlaubte dem Träger, Notare und Richter zu ernennen, rechtsgültige Urkunden auszustellen und – dies war allerdings schon zu Frischlins Zeiten umstritten – in den Adelsstand zu erheben. Doch brachte die neue Würde Ehre und Anerkennung und darüberhinaus gewisse Einnahmen, denn auch ein Mann wie Frischlin wollte Ehrentitel nicht ohne Gegenleistung verleihen.

### Die Folgen der Reformation

Mit dem lateinischen Dichter Terenz verglichen zu werden, ja ein neuer christlicher Terenz zu sein, das war echter verdienter Ruhm, den Frischlin für seine Komödien „Rebecca“ und „Susanna“ errang. Es erstaunt ja nicht, daß im Zeitalter der Reformation sich die Literatur auch biblischer Themen annahm, war doch die Glaubensfrage ein Grundproblem der Zeit. Wie schon erwähnt, hatte Herzog Ulrich unmittelbar nach seiner Rückkehr die neue Lehre eingeführt und in Tübingen alle Katholiken entlassen. Selbst Kanzler Ambrosius Widmann mußte nach langem Streit schließlich doch ins vorderösterreichische Gebiet, nach Rottenburg ausweichen.

Jetzt war der Weg endgültig frei für den weiteren Ausbau Tübingens zu einer lutherischen Universität – zur einzigen in Südwestdeutschland, zum Bollwerk der reinen Lehre. Der neue Kanzler, zweiter Mann nach dem Rektor, Jakob Andreä, war auch erster Ordinarius für Theologie und erster Pfarrer an der Stiftskirche. In amtlicher Eigenschaft hatte er an der Konkordienformel entscheidend mitgewirkt, die das Luthertum einigte und scharf von den anderen reformatorischen Richtungen abhob. Ab 1582 hatten alle Professoren die Konkordienformel zu beschwören. Wer trotz protestantischer Grundüberzeugung diesen Eid nicht leistete, wurde aus Tübingen vertrieben, so z. B. der Mathematiker Apian, dessen Vorlesungen Frischlin dann übernahm. Dabei hatte dieser selbst mit einer Stelle bei den Paptisten in Freiburg geliebäugelt und war wohl nur wegen seiner Frau, der geborenen Brenz, wieder anderen Sinnes geworden. Der zweite Tübinger „Fall“, wenn wir so sagen wollen, nach Apian war der des Astronomen Kepler, der nach Graz auswich. Noch blieb Tübingen trotz solcher ideologischer Enge der begehrte Studienplatz für Evangelische bis weit in den Osten, bis Polen, bis Ungarn, wo es keine entsprechende Ausbildungsstätten gab.

Personenaustausch zwischen der Universität und den Lateinschulen auch über die engeren Landesgrenzen hinaus war durchaus gängige Praxis. Genannt sei nur Georg Burkhard, der in Tübingen keine Aufstiegsmöglichkeit mehr sah, daher eine gut dotierte Rektorstelle in der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber annahm und nach zwei Jahren dennoch auf den Lehrstuhl für Dialektik zurückkehrte, der ihm – in Konkurrenz zu Frischlin – zugesprochen wurde. Gerade nach der Reformation, da es verständlicherweise hauptsächlich in den protestantischen Ländern an Fachkräften für den Schulunterricht jeder Art mangelte, verstärkte sich die Fluktuation noch. Das galt erst recht, wenn die materielle Ausstattung der angestrebten Stelle stimmte!

### An der östlichen Grenze: Sonderweg in Krain

Wenn freilich die Evangelische Schulkommision der Landschaft Steiermark 1576 den württembergischen Herzog um eine zeitweilige Abordnung, wie es heute heißen würde, Frischlins an die Stiftsschule in Graz bat, wenn, wie schon gesagt, der Astronom Johannes Kepler dort sieben Jahre unterrichtete, wenn Frischlins Freund Hieronymus Megiser die protestantischen Schulen in Klagenfurt und Linz leitete, dann gab es hierfür noch andere zusätzliche Gründe. In Kärnten, in der Steiermark, in Krain – dem heutigen Slowenien – also den damals an der Südostgrenze des Reichs gelegenen Herzogtümern hatten der Adel, vielfach auch die Bürger der Städte und ein Teil der Bauern, ob sie nun deutsch oder slowenisch sprachen, die Reformation angenommen, während die Herrscherfamilie, eine Nebenlinie des habsburgischen Kaiserhauses, katholisch blieb.

Die reichsgesetzliche Regelung des Augsburger Religionsfriedens von 1555 hatte nach der, allerdings erst später geprägten Devise „Cuius regio eius religio“ den fürstlichen Landesherrn erlaubt, die religiöse Zugehörigkeit ihrer Untertanen von sich aus festzulegen. Eigentlich galt das auch für die Österreichischen Länder. Aber die Türken hatten in den vergangenen 200 Jahren fast ganz Ungarn besetzt und bedrohten nun mal stärker mal schwächer die Grenzen des Reichs. Auf einem Generallandtag in Bruck an der Mur 1578 hatte sich daher der in Graz regierende Erzherzog Karl mit dem Adel und den Städten über eine Organisation der Türkenabwehr verständigt. Festungen sollten gebaut, Truppen unterhalten, Wehrbauern im Bereich der sogenannten Militärgrenze angesiedelt werden.

Der Preis, den der Erzherzog zu zahlen hatte und den er auch zu zahlen gewillt war, waren besondere Freiheiten für die evangelischen Stände: Die Freiheit, den evangelischen Glauben auszuüben und öffentlich zu bekennen, ferner das Recht, selbst in den unmittelbar landesfürstlichen Städten, wo der Erzherzog an sich allein das Sagen hatte, evangelische Lehrer und Prediger anzustellen. Die Landstände, d. h. der Adel, die Bürger und Bauern erkannten die einmalige Gunst der Stunde und versuchten nun, qualifizierte Lehrer und Pfarrer anzuwerben, wo immer auch solche zu finden seien. Württemberg und Sachsen, die Vormächte der evangelischen Sache konnten – so hoffte man – am ehesten aushelfen. Dorthin, an die nächstgelegenen protestantischen Universitäten, schickten ja Adel und Bürgertum ihre Söhne zum Studium. Dorthin, nach Tübingen, war in der Not des Schmalkaldischen Krieges nach dem vorübergehenden

Sieg der katholischen Seite der Reformator Krains Primus Truber geflohen.

In Tübingen hat er übrigens, um seinen Landsleuten weiterhin dienstbar zu sein, 1550 einen Katechismus in slowenischer Sprache verfaßt und diese damit zur Schriftsprache erhoben. Evangelisch sein hieß in Krain zugleich slowenisch national sein nicht nur gegenüber der allumfassenden, lateinisch ausgerichteten katholischen Kirche, sondern auch neben dem deutschsprachigen Adel und dem ebenfalls deutschsprachigen höheren städtischen Bürgertum. Frischlin ging es allerdings in keiner Weise um „Windisch oder Teutsch“, als er 1582 die Leitung der Evangelischen Landschulstiftung in Laibach antrat. Für ihn, den geborenen Pädagogen, gab es gegenüber den Schülern im wie außerhalb des Unterrichts nur eine Sprache – Latein. Die an den württembergischen Verhältnissen orientierte, von Frischlin aufgestellte Schulordnung der Krainischen Stände sah daher auch nicht den slowenischen Katechismus Trubers, sondern die lateinischen Lehrbücher aus Württemberg vor.

### Der Adel verließ das Land

Noch 1598 wurde die Krainer „Landhandfeste“, d. h. die vom habsburgischen Landesherrn beschworenen Freiheiten, in gedruckter Form herausgegeben. Aber Erzherzog Karl, der im Zeichen äußerer Not der Reformation Raum gewährt hatte, Erzherzog Karl, von dem der württembergische Herzog hoffte, er werde gar selbst Lutheraner, setzte bereits zum Gegenstoß an, gefördert von seiner streng katholischen Gemahlin Maria von Bayern. 1596 durften sich die Jesuiten, die Bannerträger der Gegenreformation; der Rekatholisierung, in Laibach niederlassen wie schon früher in Klagenfurt und Graz: Der genannte Freund Frischlin Johannes Megiser mußte 1601 auf sein Rektorat verzichten, Wallfahrten blühten wieder auf, und zu Beginn des Dreißigjährigen Kriegs verließ dann der Adel, der nicht katholisch werden wollte, das Land – für immer.

### Der Adel – ein Stand im Umbruch der Zeit

Im November 1578 las Frischlin – noch in Tübingen – über die Georgica, die Schrift „Vom Landleben“ des lateinischen Dichters Vergil. Zur Einleitung hielt er eine „Oratio de vita rustica“. Diese nach antiken Vorbildern abgefaßte allgemeine Lobrede auf das bäuerliche Leben sollte, nachdem sie 1580 gedruckt worden war, zum Wendepunkt in Frischlins Leben werden. Nirgends konnte er fortan festen Grund fassen. Dabei hatte er gar nichts so Außergewöhnliches gesagt. Denn es fügte sich durchaus in die humanistische Tradition, das Leben des einfachen Landmanns zu idealisieren, wie das schon die römische Literatur tat. Und wenn Frischlin dem Bauernlob eine Adelsschelte anschloß, so bot er auch hier eine literarische Form der Ständekritik, die sich ebenfalls auf antike Muster berief und zum Bestandteil humanistischer Literatur geworden war. Es machte anscheinend nichts aus, daß der Humanist sich schon allein durch seine lateinischen Sprachkenntnisse vom gemeinen Volk abhob und erst recht nicht auf dem Land in ärmlichen Verhältnissen, sondern be-

haglich in der bequemerer Stadtwohnung lebte. Als dann die gedruckte, wenngleich von der Universität in der ganzen Auflage beschlagnahmte Rede doch publik wurde, fühlte sich der Adel als Stand beleidigt. Frischlin muß Tabuzonen durchbrochen haben.

Die schweren Auseinandersetzungen um den rechten Glauben, an denen die Einheit der Kirche zerbrach, die nicht weniger schweren Auseinandersetzungen speziell in Württemberg im ersten Jahrhundertdrittel, da das Bürgertum gegen den Herzog und die Bauern gegen die bürgerlichen und adeligen Herrn rebellierten, hatten das bestehende, aus dem Mittelalter überkommene ständische Gesellschaftsmodell im Kern nicht getroffen. Nach wie vor waren die Bauern in ihrer Mehrheit als Leibeigene persönlich abhängig, und ebenso gehörte in der Regel der Boden, den sie bewirtschafteten, im Rahmen der Grundherrschaft einem Herrn. Das sagt zunächst nicht viel, weil die tatsächlichen Verhältnisse von Ort zu Ort, von Herrschaft zu Herrschaft, beispielsweise zwischen Lautlingen und Laufen, wechseln konnten.

### Frischlin begrüßte das Schießpulver

So war im Württembergischen die Leibeigenschaft fast ohne Bedeutung. Oder die Grundherrschaft war im eigenen Interesse an der Erhaltung großer Höfe interessiert und konnte dennoch die Realteilung nicht verhindern, da das Erbrecht allen Kindern gleiche Anteile zusprach. Das hatte wiederum zur Folge, daß selbst bei nur langsam wachsender Bevölkerung die Ernährungsbasis der bäuerlichen Familien immer kleiner wurde – das Ackerland war ja nicht vermehrbar. Durch die Niederlage im Bauernkrieg 1525 hatte sich zudem die schon vorher geringe Mitwirkung der ländlichen Bevölkerung am Gemeinwesen noch weiter verringert.

Gleichzeitig sah sich aber auch der niedere Adel in seiner Existenz bedroht. Ob Hoch- oder Niederadel, er war im Mittelalter der Wehrstand gewesen. Doch die Söldnerheere der Neuzeit, die Massenheere der armen angeworbenen Soldaten, wie die auch von Frischlin gefeierte Erfindung des Schießpulvers, d. h. eine andere Wehrtechnik, beließen dem Adel nur die Offiziersstellen. Mit der Wehr- war die politische Führungsfunktion verbunden gewesen. Sie schwand in dem Maße, da der hohe Adel Staaten im heutigen Sinn aufbaute mit festen Grenzen, genau festgelegter flächendeckender Verwaltung. Für adelige Sonderrechte war da kein Platz. Und die nunmehr ausgebildeten Beamten hatten ihren Beruf auf einer hohen Schule gelernt und stammten zudem in Mehrheit aus dem Bürgertum. Die Wehr- und Leitfunktion konnte der Adel einst übernehmen, solange die abhängigen Bauern den standesgemäßen Unterhalt zu garantieren vermochten.

Im Zeitalter der Städte, da Handel und Gewerbe zunahm, da die Kulturpflege neue Formen fand, da es auch Reichtum gab, verlangte es auch den Adel nach neuer, aufwendiger Lebensart – indessen: die Ressourcen, die Abgaben der Bauern, von denen man lebte, waren nicht beliebig auszuweiten. Speziell im württembergischen Bereich kam Weiteres hinzu. In ihrem werdenden Territorium moderner Prägung beriefen die Grafen, dann die Herzöge – seit 1457 nachweisbar – die sogenannten Stände, d. h. Vertreter des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und Bauern zu Landtagen ein. Hier versagte sich der Adel. Denn die Mitwirkung beim Landtag hätte manifestiert, daß der Adel wie der Bürger oder der Bauer herzoglicher Untertan geworden war. Mitwirkung beim Landtag hätte zudem beinhaltet, daß der Adel seinen Anteil an den finanziellen Lasten des Landes getragen hätte.

### Ritterkanton Neckar/Schwarzwald

Stattdessen schlossen sich diese Adeligen, nachdem andere Lösungen nicht funktionierten, 1577 zur Reichsritterschaft zusammen. Unter dem Schutz dieser Genossenschaft gelang es, die Unabhängigkeit gegenüber den Fürsten durchzusetzen und damit die Reichsunmittelbarkeit, die Unterstellung nur unter den Kaiser. Erfolg

hatten da vor allem solche Adelsfamilien, deren Besitz in den Pufferzonen zwischen den größeren Mächten lag, so im Grenzgebiet zwischen der Pfalz und Württemberg im Kraichgau oder am oberen Neckar zwischen Württemberg und Österreich, also die Gegend um Rottenburg und Horb, Schramberg und Spaichingen. Die von Bubenhofen, von Ow, von Westerstetten und später die Schenken von Stauffenberg sind hier zu nennen oder – geographisch gesehen – die dann im 18. Jahrhundert zum Ritterkanton „am Neckar und Schwarzwald“ zählenden Herrschaften Dotternhausen, Zimmern unter der Burg, Hausen am Tann, Geislingen oder Lautlingen mit Margrethausen.

Reichtümer waren aus diesen kleinen Herrschaften gewiß nicht zu erwirtschaften. So haben – nolens, volens – auch die reichsunmittelbar gewordenen Ritter wieder den Dienst größerer Fürsten gesucht, sei es als Hofchargen, sei es als Beamte. Z. B. waren – mit einer Ausnahme – alle Balingener Obervögte aus dem Adel: Von Neunack, von Bubenhofen, von Reischach, von Stoffeln, von Lupfen, von Stotzingen hießen hier die obersten Repräsentanten des Herzogs. Ehe eine Familie zu solchem Dienst bereit war, suchten manche zuerst durch strengeres Wirtschaften, schärfere Nutzung der gegebenen Möglichkeiten, härtere Kontrolle der abhängigen Bauern die eigene Lage zu bessern. Erst recht brachte der Hofdienst, d. h. die ständige Anwesenheit etwa am herzoglichen Hof in Stuttgart oder – beim katholischen Adel – die Übersiedlung nach Wien, nur zu leicht den Ruf ein, man sei zum Höfling geworden.

### Höchstrichterliche Gewalt unterlaufen

Hofdienst bedeutete darüberhinaus die Abkehr vom ungebundenen Leben eines Landjunkers, hieß verfeinertes Repräsentieren, Hofzeremoniell, ritualisierte Form mancher an sich alltäglicher Vorgänge. Im einzelnen mochten derartige Veränderungen nicht schwer wiegen, sie trafen indessen Lebensgefühl und Selbstachtung eines Standes im Umbruch, ja seine Ehre, wenn ein Bürgerlicher, ein Nichtadliger in die Schranken trat. Wenn der Nichtadlige dazuhin lateinisch schrieb, kam das Faß zum Überlaufen. Denn der Herr von Neunack, um nur einen der damaligen Adelsrepräsentanten zu nennen, hatte auf seinem Schloß im Schwarzwald damals jedenfalls noch kein Latein gelernt und mußte sich daher Frischlins böse Sätze erst verdeutschen lassen, ehe er gegen sie antreten konnte! „Dann wa hört man gewilcher Gottslesterung zu unnsrer Zeit, dann bei denn Adelspersonen ... Was soll ich aber sagen von dem grausamen Wüetten, so etlich Leuthfresser unnder denen vom Adel an ieren Bauren gar jämmerlich begehen?“ Solche und ähnliche Thesen mochten auch damalige Ohren verletzen. Im Grunde aber ging es darum, daß geistiger Adel, ein Adel, den Bildung und Wissen erzeugt, zum Kampf antrat mit Waffen, über die der Adel der Geburt nicht oder noch nicht verfügte. Dabei hatte der Streit noch eine weitere Variante. Weil Herzog und Universität die Verbreitung der Rede und dann auch der Verteidigungsschriften Frischlins untersagten, wandte sich dieser um Druckerlaubnis an den Kaiser gleichsam als die oberste Rechtsinstanz des Reichs. Eine Appellation über das herzogliche Hofgericht hinaus war aber seit 1415 im württembergischen Recht nicht immer vorgesehen. Aus der Sicht des Herzogs hatte Frischlin das „ius de non evocando“, die höchstrichterliche Gewalt des Landesherrn unterlaufen.

Frischlin saß somit zwischen allen Stühlen. In Tübingen hatte er vor allem zu älteren Kollegen, die zuvor seine Lehrer waren, kein erträgliches Verhältnis gefunden. Das war eine Frage der Persönlichkeit, des Charakters. Mit dem Adel kam er, wohl ohne es zu beabsichtigen, wegen rhetorischer Floskeln zunächst in Konflikt. Ein Prinzipienstreit war nicht geplant. In Laibach oder Braunschweig geriet er ins Kreuzfeuer strenger Lutheraner, weil er auch in Papisten oder Calvinisten Menschen erblickte, mit denen man reden, ja über sachliche Dinge verhandeln konnte.

### Neuerungen im Lehrbetrieb

Toleranz mag freilich zu bestimmten Zeiten als Fehler, als Verbrechen angesehen werden. Frischlins Neuerungen im Lehrbetrieb, sei es in Tübingen, in Laibach oder anderswo, bezogen sich auf Einzelpunkte der Methode und nicht auf die Lehrinhalte. Eine Wende im Erziehungssystem hat Frischlin nicht propagiert, sondern eine Neuordnung im gegebenen Rahmen vorgeschlagen und teilweise auch durchgesetzt. Neuerungen, selbst zweckmäßige Neuerungen sind aber zunächst vor allem ärgerlich. Frischlin besaß die Gabe zum Reden und Schreiben – im Guten wie im Bösen. Aus dem Gegner Siegfried Sackh, mit einem Worth einen Sewsackh“ zu machen, das mag in der betreffenden Situation als passendes Wortspiel empfunden worden sein.

Der Würde der Universität entsprach solches jedenfalls nicht, oder, um in Frischlins Zeit zu bleiben, auch sie schon mockierte sich über sein „unbehäb mau“. Frischlin hielt seine Wohnung in Tübingens bester Lage für „ein schlechte, eng, schmale Behausung“, die übrigens 1715 durch die Katasterbeamten die Bewertung „ein gutes Haus“ erhielt. In Laibach, wo er das beste Einkommen seines Lebens hatte, klagte Frischlin über das „kalt, feucht, unluftig ungesund haus, das ihm an seinem leib merklichen Schaden gebracht“. Sollte er da vielleicht gejammert haben ohne zu leiden? Wie dem auch sei. Schubart, um zum Anfang zurückzukehren, sah in Frischlin einen Märtyrer. Es fragt sich aber doch, ob nicht in erster Linie die ihm attestierten Eigenschaften „unarth, stolz, hochmuth und verachtung anderer“ zum Scheitern unseres Helden geführt haben.

#### Benutzte Literatur:

Hedwig Röckelein – Casimir Bumiller: ...ein unruhig Poet. Nikodemus Frischlin 1547 – 1590. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Balingen 2, 1990  
Reinhold Stahlecker: Martin Crusius und Nikodemus Frischlin. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 7, 1943.  
Klaus Schreiner: Frischlins „Oration vom Landleben“ und ihre Folgen: In: Attempo 43/44, 1972.  
Rainer Jooß: Zur Geschichte der Tübinger Universität. Tübingen 1977  
Die Universität Tübingen von 1477 bis 1977 in Bildern und Dokumenten. Hrsg. von Hansmartin Decker-Hauff und Wilfried Setzler. Tübingen 1977.  
u. a.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Reinhard Caspers, Schulbergstraße 6,  
7247 Sulz-Mühlheim

Dr. Günter Cordes, Herrenwiesenweg 8,  
7300 Esslingen-Neckarhalde

Walter Dreher,  
Bürgermeister-Jetter-Straße 21,  
7460 Balingen-Heselwangen

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Dem Balingen Heimatforscher Oberlehrer Louis Landerer zum Gedenken

Von Walther Dreher, Balingen

Anläßlich des nahenden 50. Todestages dieses hervorragenden und verdienstvollen Schulmannes und Heimatforschers ist es wohl angebracht, in Dankbarkeit und Hochachtung – ja Verehrung – dieses Mannes zu gedenken, der der Stadt Balingen jahrzehntelang als Lehrer vieler Generationen und Erforscher der Balingen Geschichte in seltener Treue und Hingabe diente. Zudem ist es endlich an der Zeit, den Menschen und Namen Louis Landerer aus dem Vergessensein herauszuheben. Louis Landerer, dessen Vorfahren von Balingen stammten, wurde in Neuffen als Sohn eines Kaufmanns geboren und besuchte das Nagolder Lehrerseminar. Zu seiner Frau erwählte er sich eine Balingerin. Konnte es anders sein, als daß man sich bei Gelegenheit um eine Balingen Schulstelle bewarb? Bereits am 15. Januar 1913 zog der Hauptlehrer Louis Landerer in Balingen auf und war nun ganz und gar „daheim“.

Schwer zu tragen hatte Louis Landerer an bitteren Schicksalsschlägen, die durch den Tod zweier Kinder und seiner ersten Gattin über ihn hereinbrachen und ihm nur die heute in Balingen lebende Tochter Gerda Wedler blieb. Still, gefaßt und sich in Gottes Ratschluß fügend, trug der stets gläubige Christ sein Leid durch die Tage.

Die ihm immer wieder zufallenden Lernerfolge seiner Schüler, das Vertrautwerden mit ihm und seinen Methoden, die Zuneigung der Balingen Bevölkerung, die er auf Schritt und Tritt verspüren durfte, linderten sein Leid und spornten ihn zu neuem Suchen und Finden an.

Von den ersten Balingen Schulwochen an stieß er neben seiner Schularbeit auf sein ureigenstes, ihm bedrängendes Schaffensgebiet, die Erforschung und Erschließung unserer Heimat. In den zurückliegenden 21 Dienstjahren waren Erziehungsgrundsätze in ihm gereift, u. a. der: „Heimat lieben kann man erst von ganzem Herzen, wenn man sie kennt.“ So war sein Forschen zunächst schulbezogen. Lücken des heimatkundlichen Unterrichts an den Balingen Schulen galt es zu schließen, indem er Arbeitsmaterial für das Kollegium aus seiner stillen Arbeit zur Verfügung stellte. So entstanden nach und nach eine Markungsbeschreibung von Balingen, die Sammlung „Sagen und Geschichten aus Balingens Vergangenheit“ und seine vorgeschichtlichen Abhandlungen über Balingen und die Lochenberge.

Freilich, seine heimatsforscherische Tätigkeit sollte auch der Öffentlichkeit zugute kommen. Der Balingen „Volksfreund“ hatte zu jener Zeit eine gern gelesene Sonntagsbeilage, „Unterhaltungsblatt“ betitelt. Die vielbeachteten Aufsätze Louis Landerers waren unserer Heimatzeitung stets willkommen. Viele Ergebnisse von Landerers Heimatforschung sind im ersten „Balingen Heimatbuch“ und in Heimatführern festgehalten. Alles atmet die ihm geschenkte Liebe zu unserer Heimat und seine große Freude an der Natur, mit denen eine wissenschaftliche Kenntnis des Pflanzen- und Tierlebens und der Geotektonik Hand in Hand ging.

Von der amtlichen Zuruhesetzung zum 1. November 1937, nach 46jähriger Lehrtätigkeit (davon 25 Jahre in unserer Kreisstadt) erhoffte er sich noch mehr Zeit, die Erforschung unserer Heimat nach Vorgeschichte unserer Landschaft, wie nach Leben und Brauchtum unserer Vorfahren noch intensiver betreiben zu können. Sein Wunsch erfüllte sich nur kurze Zeit.

Kaum daß der zweite Weltkrieg begonnen hatte, stellte sich Louis Landerer der Stadtverwaltung zur Verfügung. Seine Mitarbeit bei den stark überforderten Behörden jener ersten Wochen fand dankbaren Widerhall. Aber schon war auch seine Schulbehörde zur Stelle und bat um ein Einspringen an der Sichelsschule, wo er bis zu seiner Pensionierung stets vorbildlich und mit sichtbarem Erfolg gewirkt hatte. Bis zum Bau der Sichelsschule war Oberlehrer Landerer an



der Krottengrabenschule tätig gewesen und erteilte nebenher Fachunterricht an der Gewerbeschule.

Bereits nach dem Ende des 1. Weltkrieges machte sich Oberlehrer Landerer, verständnisvoll unterstützt vom damaligen Bürgermeister Rommel, an den Aufbau eines Heimatmuseums. Unter Mithilfe einiger begeisterter Heimatfreunde wurde aus Aktenbeständen des Rathauses, aus Leihgaben und Schenkungen alteingesessener Bürger ein Grundstock zu dieser lobenswerten Einrichtung geschaffen. Der Mangel an geeigneten Räumen zur Unterbringung der ständig wachsenden Gaben erforderte von Oberlehrer Landerer jahraus, jahrein ein besonderes Maß an Organisationssinn, das mit seltener Gelassenheit immer wieder bewältigt wurde. Sogar der Wasserturm wurde auf Landerers Veranlassung Herberge für das städtische Archiv. Hinter den dicken Mauern des behäbigen und mächtigen Turmes saß er viele Stunden über den so wertvollen Aufzeichnungen, waren sie doch der Quell für seine gründlichen Forschungen. Erst der Neuaufbau des Zollernschlosses 1935 machte es möglich, alles Gegenständliche in einem Hause zu haben, in enger Nachbarschaft zum Archiv im Wasserturm und zur Zehntscheuer.

## Sammlung von Flurnamen

Aus den Aufzeichnungen Landerers muß eine als besondere Kostbarkeit hervorgehoben werden: Es ist die Sammlung der Flurnamen auf Gemarkung Balingen und Heselwangen. Was hier an Ortskenntnis, an Einzelwissen über Bodenbeschaffenheit, typischen Anbau der Flur u. a. mehr beachtet werden müßte, ist geradezu erstaunlich. In alphabetischer Reihenfolge sind sie aufgeführt und nach besonderen Merkmalen beschrieben. Diese Arbeit wurde vom Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart höchster Anerkennung gezollt. (Sie müßte in kleiner Auflage für diejenigen gedruckt oder fotokopiert werden, die an der Deutung von Flurnamen Interesse haben).

Kann es einen wundern, daß man bei ebendiesem Landesamt für Denkmalpflege schon bald nach seinem Umzug nach Balingen auf diesen Louis Landerer aufmerksam wurde? Der Bund für Heimatschutz und die Württembergische Archivdirektion betrauten daher diesen rührigen Heimatforscher mit wichtigen Aufgaben im Dienste der geschichtlichen Erschließung unserer engeren Heimat. Von da an stand Louis Landerer in steter und enger Verbindung

mit den führenden Männern der Heimat- und Geschichtsforschung in Württemberg, besonders mit Prof. Dr. Gößler, dem Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege, der ihn besonders schätzte.

Nicht vergessen sollten wir schließlich, daß Louis Landerers vielseitige Begabung ihn nicht nur der Schule und der Heimatgeschichte verpflichtete, sondern auch der Musik und dem Gesang. Dem Sängerbund Balingen diente er mehrere Jahre als vortrefflicher Chorleiter und bei Besprechungen von Konzerten und kirchenmusikalischen Aufführungen zeigte er, wie sicher und gediegen sein Kunstverständnis war.

Auf das Balingen Rathaus wurde Oberlehrer Landerer 1928 als Gemeinderat gewählt. Dort schätzte man besonders sein sachgerechtes und reifes Urteil in Schul- und Heimatfragen. Die Häufung der anderweitigen Arbeiten veranlaßten ihn bereits 1932, sich nicht wieder der Wahl zu stellen. Dem Schwäbischen Albverein war Landerer in mehr als 40jähriger Mitgliedschaft ein verlässlicher Förderer mit Rat und Tat.

## Er starb am 12. Oktober 1941

Im Dienste der Heimat und unser aller hatte Oberlehrer i. R. Louis Landerer seine Kräfte verzehrt. Mit zunehmendem Alter traten bei ihm immer wieder Herzbeschwerden auf. Trotzdem ließ er es sich nicht nehmen, im Oktober 1941, zusammen mit seiner zweiten Frau und seiner Tochter, einer Wochenendtagung des Bundes für Heimatschutz Württemberg/Hohenzollern in Sigmaringen beizuwohnen. Auch nahm er dabei mit den Seinen an einer nach Inzigkofen angesetzten Wanderung teil. Es sollte seine letzte sein. Ein Herzschlag führte nach wenigen Minuten zu seinem Tode. Man schrieb den 12. Oktober 1941. Er war nahezu 69 Jahre alt.

Bei dem abschließenden Zusammensein der Tagungsteilnehmer widmete der Leiter, August Lämmle, dem so jäh und im freiwilligen Dienst Verstorbenen aufrichtige und warmherzige Worte des Dankes für die langjährige, treue Mitarbeit, insbesondere auf dem Gebiet der Flurnamenforschung.

Groß war die Trauer über das Abschneiden des vielseitig schaffenden, ehrenamtlich tätigen Mannes im ganzen Kreis und weit über dessen Grenzen hinaus; groß das Bedauern, daß der Tod diesen vortrefflichen Mann mitten aus seinem Schaffen riß und er gerade daran war, alles in vielen Jahren Forschungs- und Sammlertätigkeit an Funden, Beobachtungen und Erfahrungen Eingehimmte fruchtbarer auszuwerten. Heimatforschung war ihm ja Lebensaufgabe und -inhalt zugleich geworden.

Als besonders bedauerlich empfand es die Allgemeinheit, daß bei dem letzten Bombenangriff auf Balingen – es war der 20. April 1945 – die Wohnung der Familie Landerer im Kindergarten an der Hermann-Berg-Straße von Bomben getroffen wurde. Der entstehende Brand vernichtete den Großteil der dort angesammelten Aufschriebe und Notizen, fertiggestellte Abhandlungen und den Schriftverkehr mit dem Landesamt für Denkmalschutz in Stuttgart. Es war ein nicht wieder zu ersetzender Verlust für die Balingen Heimatforschung.

Geblichen ist ein gutes Erinnern und Gedenken der wenigen alten Balingen und Balingerrinnen, die den großen freundlichen Mann als Lehrer oder Bürger noch kannten, der still und bescheiden, warmherzig, unverdrossen, als untadeliger und allgemein beliebter Mensch seinen Weg ging.

Was seitens der Stadt bei der Beerdigung an seinem Grabe als Gelöbnis versprochen wurde, nämlich seiner hervorragenden Verdienste für die Allgemeinheit, die Heimatforschung und Gründung des Heimatmuseums, für seine so vortreffliche Bildungs- und Erziehungsarbeit zu gegebener Zeit würdig zu gedenken – ist nie zur

**Tat geworden.** Dieses Dran-Erinnern soll kein Vorwurf sein, und wir müssen daran denken, daß dieses Sterben in eine Zeit kriegerischer Turbulenzen fiel, hinter dem so manches daheim zurückstehen mußte. Zurückstehen ja – aber ein Vergessen, gar ein Totgeschwiegen-werden ist eines Louis Landerer nicht würdig und muß jeden kränken, der sich ihm verbunden weiß. An unserem Bürgermeisteramt und seinem Gemeinderat wird es nun liegen, über Louis Landerers Schaffen und Forschen nachzudenken und es in irgend einer Form zu würdigen. Das fällt vielen Angesprochenen nicht leicht, weil sie Louis Landerer nicht kannten, vielleicht nicht einmal um seinen Namen wußten. Erstaunlich für seine Freunde ist jedenfalls, daß keine einzige der dem Heimat- und Naturschutz zugetanen Gemeinschaften unserer Stadt, wie Heimatkundliche Vereinigung, Bürgerverein, Schwäbischer Albverein, Naturfreunde nur

auch daran dachten, für diesen Namen und den Menschen, der ihn trug, einmal ein Wort des Dankes zu finden.

#### Schöpfer des Heimatmuseums

Eines steht doch fest: Allein schon unser Heimatmuseum, das in der Dürftigkeit alter Schulgebäude, im Wasserturm, in der Zehntscheuer, ab 1923 hinter den dunklen Arkaden und in lichtlosen Dachwinkeln der Sichelschule seinen Ursprung hatte, über den Neuaufbau des Zollerenschlosses bis hin zu der so gelungenen umgebauten Zehntscheuer, daß dieses Heimatmuseum mit seiner Fülle von Erinnerungsstücken mit keinem Namen so verknüpft ist wie mit dem von **Louis Landerer**. Bei dieser Feststellung soll keiner übergangen oder vergessen werden, der nach seinem Tod in die Bresche sprang und das so glücklich Begonnene weiterführte, sei es der verstorbene Rektor i. R. Fritz Scheerer, der mit

dem gleichen Forschertalent ausgestattet war, oder sei es der derzeitige Leiter und Betreuer, Rektor i. R. Robert Kohler, für den die moderne Inventarisierung, der Umzug und die Aufstellung ein gerüttelt Maß an Arbeit brachte.

Schließen wir das Lebensbild dieses großen Balingers mit den letzten Sätzen eines Nachrufs in unserer Heimatzeitung auf ihn: „Wenn einer es verdient hätte, Ehrenbürger der Stadt Balingen zu sein, so ist es sicher Oberlehrer Landerer gewesen. Nun es zu spät dazu ist, gilt es, auf andere würdige und bleibende Weise sich zu der großen Dankesschuld gegenüber diesem verdienstvollen und so uneigennützig für uns alle tätigen Mann zu bekennen.“

Noch befindet sich sein und seiner verstorbenen Angehörigen Grab auf dem Balingener Friedhof und wir dürfen ihn noch unter uns wissen.

Walther Dreher

## Missionare brachten Fischzucht in den Norden

Von Reinhard Caspers, Sulz-Mühlheim

**Die Beziehungen des Menschen zum Fisch und zum Fischereiwesen sind so alt wie die Menschheitsgeschichte. Dem Menschen der Frühzeit stand im Sommer und namentlich im Herbst ein reiches pflanzliches Angebot in Form von Früchten, Beeren, Pilzen, Kräutern und Wildgemüse für die Ernährung zur Verfügung. Damit jedoch konnte er nicht überleben; auch waren die Möglichkeiten zur Haltbarmachung gering**

Das Nahrungsangebot aus dem tierischen Bereich hingegen war nicht ohne weiteres zu nutzen. Ohne Hilfsmittel konnte vielleicht einmal einem Tier die frischgerissene Beute abgejagt werden, bis man lernte, kleinere Tiere mit wohlgezielten Steinwürfen zu erlegen. Wenn man um das von einer Schleimschicht geschützte Schuppenkleid eines Fisches weiß, kann man ermes- sen, wie schwierig es ist, ein solches Tier mit der Hand zu fangen. Leichter ging es schließlich, als man spitze Stöcke wie Speere beziehungsweise Harpunen einsetzte. Zu Fanggeräten wie Netz und Angel fehlten zunächst die Mittel für die Herstellung.

Nicht nur des Wassers wegen lagerten und siedelten die Menschen gerne an Bächen und Flüssen. Wegen des Fischfangs entstanden zahlreiche Siedlungen, sogar Städte an den Ufern der Meere, auch wenn die Lebensbedingungen sonst nicht so günstig waren. Vermutlich hat nicht die Abenteuerlust, sondern der Hunger die Menschen auf die Meere hinausgetrieben und damit die Entwicklung der Schiffe begünstigt.

Fisch war schon sehr früh nicht nur ein bloßes Nahrungsmittel. Die eigentümliche, dem Wesen des Menschen fremde Lebensart mag dem Tier den Ruf oder das Ansehen eines göttlich-dämonischen Wesens eingebracht haben. Seiner zahl-

reichen Nachkommen wegen wurde der Fisch zu einem vielbeachteten Fruchtbarkeitssymbol. Hochzeitsbrauchtum in aller Welt erzählt noch heute davon; oft gehört noch heute ein Fischgericht zum Hochzeitsmahl.

In Ägypten und im alten Orient wurden alle Fische oder wenigstens gewisse Arten für heilig gehalten. Während in der Frühzeit Fische zur Deckung des Eigenbedarfs gefangen wurden, bekamen Fischfang und Fischhandel bei den Griechen wirtschaftliche Bedeutung. Allerdings wurden dabei noch die natürlichen Vorkommen genutzt. Die Römer wandten sich dann der Fischzucht zu. Ein großer Teich in der griechischen Stadt Agrigent auf Sizilien lieferte bereits reichlich Fisch für die damals üblichen öffentlichen Speisungen. Aus dem lateinischen Wort „vivarium“ für Fischbehälter soll unser Wort „Weiher“ entstanden sein.

Entsprechend alter jüdischer Überlieferung wurde der Fisch oder das griechische Wort „Ichthys“ dafür zu einem Symbol Christi. Beides fand als Geheimzeichen unter den ersten Christen Verwendung, vor allem während der Christenverfolgungen. Zeichen und Wort finden sich auf zahlreichen Gräbern in den unterirdischen Friedhöfen Roms, den Katakomben.

Als christliche Missionare die Fischzucht

nach Norden brachten, war dort nur die Anlage von Fischweihern neu. Schon bei den Germanen hatte der Fischfang neben Jagd, Ackerbau und Viehzucht eine bedeutende Rolle gespielt. Angang, Namentabu und Fangzauber waren den Jagdgebrauchen ähnlich. Netze und Angeln waren magisch geschützt. In christlicher Zeit wurde daraus eine Segnung der Fanggeräte. Mancher Brauch heidnischen Ursprungs erfuhr so eine Fortführung mit neuer Sinngebung im Christentum. Aus Fischopfern zur Eröffnung des neuen Fischfangs wurden Abgaben an Geistliche oder Arme.

Der ehemals hohenzollerische Ort Fischingen, heute ein Stadtteil von Sulz, leitet seinen Ortsnamen von „piscina“ (Fischbecken) ab. Die meisten Fischteiche entstanden in der Nähe von Klöstern, wie unterhalb des Klosters Kirchberg, wo sie noch heute zu sehen sind. Sie wurden vor Jahrhunderten mit dem Spaten angelegt, weil man die Belieferung der Klosterküche mit Fisch nicht dem Zufall überlassen wollte. Die ehemals wesentlich strengere Fasten- und Abstinenzordnung erlaubte nämlich an rund 100 Tagen im Jahr (Freitage, Fastenzeit, Quatembertage, Vigiltage vor hohen Festen) keinerlei Fleischspeisen. Daher waren Fischgerichte ein willkommener Ausweg.

Nach dem Ritterorden gingen auch weltliche Fürsten zur Fischzucht über. Vor allem Karpfen, „heiß gesoten“ oder in einer Tunke, galten im späten Mittelalter als eine besondere Delikatesse.



**BILD DER HEIMAT:** Blick auf den Schömberger Stausee

Foto: Gerd Schneider

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 38

31. Oktober 1991

Nr. 10

## Vor 75 Jahren: Die „Blutmühle“ von Verdun

Von Dr. Peter Thaddäus Lang, Albstadt

Wohl nie zuvor in der Weltgeschichte mußten so viele Menschen in einer so knappen Zeitspanne auf so engem Raum ihr Leben lassen wie in dieser Schlacht des Ersten Weltkrieges. Die Zeit der bunten Uniformen, der kecken Pickelhauben und der pompösen Paraden war damit endgültig vorbei – der technisierte Krieg zerriß die Menschenleiber en gros und ließ keinen Platz für Gloria-Viktoria und Tschingderassabum. In der Schlacht bei Verdun tut sich an einem besonders krassen Beispiel dar, was für ein abstoßendes, widerliches, ekelregendes, furchtbares, abschauliches und verdammenswertes Geschäft ein jeder Krieg eo ipso ist.

So kann es denn hier nicht die Absicht sein, irgend etwas daran zu glorifizieren, zu beschönigen oder zu verniedlichen. Um den Realitäten gerecht zu werden, erscheint vielmehr ein Kontrastprogramm angezeigt: Die nachfolgenden Schilderungen sind entsetzlich, grauenhaft und schockierend, weil ein Krieg in entsprechender Weise grauenhaft, entsetzlich und schockierend ist.

Die Fähigkeit zu verabscheuungswerten Greueln und unmenschlichen Grausamkeiten mag in der Psyche des Menschen begründet liegen. Sie jedoch auszuführen, ist eine andere Sache – hierzu müssen erst die technischen Voraussetzungen gegeben sein. So werden wir zunächst von der Geschichte der Technik ausschnittsweise zu sprechen haben.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nämlich hatten Metallverarbeitung und Ingenieurkunst einen so hohen Grad erreicht, daß vielerlei Maschinen mit vertretbarem Aufwand gebaut wurden, die den Menschen von großem Nutzen sein konnten. Dies ganz besonders dann, wenn solche Maschinen Arbeiten übernahmen, die mit großem Kraft- und Zeitaufwand verbunden waren und allseits als mühselige Plagerei betrachtet wurden.

Dabei ist beispielsweise zu denken an die Spinnmaschine, erfunden 1764, an die Webmaschine, entwickelt 1784, an die Dreschmaschine aus dem Jahre 1788, an die Strickmaschine von 1798 oder an die Nähmaschine, die es seit 1800 gibt. Sodann wären da aus dem 19. Jahrhundert unter anderem noch zu nennen die Mähmaschine, erstmals gebaut 1807, die Schnellpresse, die seit 1812 das Zeitungswesen revolutionierte, und schließlich auch die Schreibmaschine, die seit 1873 bekannt ist.

Damit aber nicht genug – die findigen rastlosen Ingenieure waren es nicht zufrieden, daß der Menschheit fortan die schweißtreibende Mühsal des Webens, Dreschens, Spinnens oder Mähens erspart blieb, nein, schon früh befaßten sich begabte Büchsenmacher mit der Automatisierung der Handfeuerwaffen. Der unter dem Namen seines Erfinders bekannte Trommelrevolver verkürzte seit 1836 das Leben zahlloser Menschen und ab 1883 stand den Militärs das Maschinengewehr zu Verfügung.

Daß derlei Geräte keineswegs als reine Segnungen für die Menschheit zu betrachten sind, das war schon dem einen oder anderen unter den Zeitgenossen durchaus bewußt. Einer von diesen kritischen Menschen soll hier zu Wort kommen, und zwar einer, der sich einen Namen gemacht hat, ehe durch Pulverdampf und Blutrüchtigkeit als durch Friedfertigkeit: gemeint ist Karl May, der Verfasser unzähliger Abenteuerromane. In „Winnetou I“, geschrieben 1889, weist der berühmte Old Shatterhand den Konstrukteur eines 25schüssigen Gewehrs zurecht:

„... Bedenkt doch: Wenn ihr ein Gewehr fertigt, das 25mal hintereinander schießt, und es in die Hände jedes beliebigen Strolches gebt, so wird es auf den Prärien, in den Urwäldern und Schluchten des Gebirgs bald ein grausiges



Morden geben. Man wird die armen Indianer niederschießen wie Kojoten, und in einigen Jahren wird es keinen Indsman mehr geben! Wollt ihr das auf euer Gewissen laden?“

Leider verhielten sich die Waffenhersteller vor hundert Jahren genauso uneinsichtig wie heute. Als im Sommer 1914 die Soldaten Europas siegesgewiß aufeinander losstürmten, verfügten die großen Armeen teilweise schon über eine genügende Anzahl schnellschießender Maschinengewehre, um sie mit entscheidender Wirkung einsetzen zu können. Schon wenige Wochen nach Kriegsausbruch zeigte sich drastisch, welche grundlegenden Folgen diese neue Waffe für die Kriegsführung hatte:

Während die Drillmeister auf den Kasernenhöfen noch überall ihren Rekruten beibrachten, es sei die höchste Erfüllung menschlichen Lebens, mit gezogenem Säbel oder aufgefanztem Bajonett sich viehisch brüllend auf den Feind zu stürzen, so sah nunmehr die Wirklichkeit ganz anders aus, wie es etwa die von Heldentum träumenden jungen Männer bei Langemarck erleben mußten.

Lange noch bevor sie das Weiße in den Augen ihrer Widersacher wahrzunehmen vermochten, wälzten sie sich schreiend, röcheln und sterbend im Dreck, totwund getroffen von den Garben der Maschinengewehre.

Heldenhafte Attacken mußten aus diesem Grunde weitgehend erfolglos bleiben, weiträumige Bewegungen fanden innerhalb des Kriegsgeschehens kaum mehr statt. Die Soldaten fingen an, Schützengräben auszuheben und Unterstände zu bauen; es entstand ein zunehmend komplexeres Gefüge von Laufgräben, Wällen und Bunkern. Die Kriegsteilnehmer lagen in der Erde kauern sich wochen- und monatelang mißtrauisch wachsam gegenüber, ohne daß Entscheidendes passierte. Der Krieg zog sich zwangsläufig mehr und mehr in die Länge.

Die kriegführenden Mächte suchten wiederholt mit überraschend durchgeführten Kraftakten Bewegung in das Geschehen zu bringen und eine Entscheidung herbeizuführen. Dies ist die Vorgeschichte der Schlacht von Verdun – es handelt sich auch dort um einen der eben genannten Versuche, durch eine geballte Aktion dem Grabenkrieg ein Ende zu bereiten.

### Es sollte eine Offensive sein

Die Deutschen wollten zu diesem Zweck ihre Artillerie einsetzen. Seit dem 19. Jahrhundert galt Deutschland, wie man weiß, weltweit als eines der führenden Länder in der Herstellung von Geschützen. Dazu hatte vor allem die Firma Krupp – gegründet 1811 – beigetragen. Auf diesen technischen Vorsprung bauten also die deutschen Militärs, als sie ihre Offensive vorbereiteten.

Sie beabsichtigten, einen bestimmten Frontabschnitt mehrere Tage lang ununterbrochen unter schwerstem Artilleriefeuer zu nehmen, so lange, bis dort jeder einzelne Erdklumpen in tausend winzige Fragmente zerrissen sei, bis selbst auch noch diese Fragmente mehrere dutzendmal von immer neuen Detonationen durch die Luft gewirbelt worden sein würden – auf eben diesem durch und durch zerbombten, zermalnten Gelände, so stellten es die deutschen Kriegsplaner sich vor, werde anschließend auch nicht der aller kleinste Wurm mehr am Leben sein.

Die Generäle dachten sich, die Franzosen würden die entstandene Bresche sogleich mit ihrer Infanterie verstopfen, um ein Vorrücken der Deutschen zu verhindern. Die Deutschen jedoch wollten dies dem Kriegsplan zufolge gar nicht tun. Die eng an eng gedrängte massierte Infanterie der Franzosen sollte durch eine neuerliche Feuerwalze vernichtet werden. Auf diese Weise gedachten die preußischen Militärs, ihren westlichen Nachbarn regelrecht auszubluten.

Als der deutsche Generalstabschef den Ort für eine solche Offensive auswählte, schien er von jener Krankheit befallen gewesen zu sein, welche in der deutschen Geschichte wiederholt großes Unglück verursacht hatte: Ich meine den Größenwahn. Nicht eine schwach besetzte und schlecht bestückte Stelle sollte überfallen werden. Der Generalstabschef von Falkenhayn dachte genau in der entgegengesetzten Richtung, er wollte die Franzosen tief im Innersten ihres Marks treffen, ihr Selbstbewußtsein zerstören und ihren Behauptungswillen brechen, indem er sich gerade ihre stolzeste und perfekte Befestigung aufs Korn zu nehmen gedachte: Die Stadt Verdun mit ihren für die damalige Zeit hochmodernen Kasematten, Mauersystemen, unterirdischen Gängen, Fortifikationen und Vorwerken.

Mit der zur Überperfektion hinneigenden Organisationswut preußischer Kriegsmacher wurde diese Aktion vorbereitet. In knapp zwei Monaten – dazu im tiefsten Winter – bauten die deutschen Militärs zunächst zehn neue Eisenbahnlinien mit zwei Dutzend Bahnhöfen bis zu dem vorgesehenen Aufmarschgelände. Unter größter Geheimhaltung rollten pausenlos die Güterzüge, die tonnenweise Sandsäcke, Spaten, Stacheldraht, Handgranaten, Telefonkabel,

Drahtschere, Minen, Sprengstoff, Geschützmunition und vor allem aber über 1220 Geschütze unterschiedlichsten Kalibers heranschafften. – Und das alles für einen Angriffsraum von knapp 13 Kilometer Breite.

### Das Arsenal an Waffen

Der Größe nach sind zunächst die 42-cm-Mörser zu nennen, die „Dicken Bertas“, die wie riesige Bierflaschen aussahen. Davon gab es 13. Für den Transport einer jeden von ihnen wurden zwölf Güterwagen benötigt. Dann kamen zwei langrohrige 38-cm-Schiffgeschütze mit außerordentlicher Reichweite, dann 17 30,5-cm-Mörser, weiter in riesigen Mengen die leicht transportablen 21-cm-Geschütze, die zu der am meisten gefürchteten Waffe dieser Schlacht werden sollte.

Ferner gab es die verhaßten 13-cm-Kanonen, die sogenannten „Zisch-Bumms“, deren flache Flugbahn keine Zeit zum Deckungnehmen ließ, im Gegensatz zu den Minenwerfern – deren todbringende Munition jedoch ganze Grabenstücke einebnen konnte. Schließlich kam bei Verdun ein bisher noch unbekanntes Schreckenswerkzeug neu zum Einsatz, der Flammenwerfer.

Die umfassenden und sehr sorgfältigen Vorbereitungen blieben den Franzosen trotz ihrer enormen Ausmaße zum allergrößten Teil verborgen. Die Deutschen hatten sich mit der Geheimhaltung allerdings auch viel Mühe gegeben. Daß man gegnerischen Spionen falsche Informationen über Aufmarschpläne und über Truppenbewegungen zukommen ließ, das gehörte schon damals zur geheimdienstlichen Routine. Darüber hinaus fanden an anderen Frontabschnitten wohlüberlegte Scheinangriffe statt.

Die deutschen Geschützbatterien wurden zudem gut gedeckt im Gelände plaziert, und die Kanonen schaffte man meistens während der Nacht aus dem Hinterland an die Front. Den gesamten Vorbereitungen war außerdem die Witterung äußerst günstig, denn es herrschte während der betreffenden Zeit fast ununterbrochen neblig-trübes Winterwetter. Deswegen vermochten die Franzosen auch von ihren Flugzeuge keinen Gebrauch zu machen, die gegebenenfalls zu Aufklärungszwecken hätten eingesetzt werden können. Freilich legte man auf der westlichen Seite der Front ein gerüttelt Maß an Sorglosigkeit an den Tag, man war sich dort seiner Sache ziemlich sicher und hielt die Deutschen schon für so gut wie besiegt.

### Ein infernalischer Feuerregen

Als dann am 21. Februar 1916 die Tarnnetze von den deutschen Geschützrohren verschwanden und ein infernalischer Feuerregen sich auf die Stellungen der Gegenseite ergoß, herrschte dort eine geradezu lähmende Überraschung. Nach einem wohlgedachten Plan gingen die alles vernichtenden Geschosse nieder, immer wieder von neuem, viele, viele Stunden lang.

Obwohl dieses äußerst massive Artilleriefeuer horrenden Schäden anrichtete und die französischen Soldaten zu Tausenden zerfetzt oder furchterlich verstümmelt wurden, konnten die Angreifer ihr beabsichtigtes Ziel erstaunlicherweise nicht erreichen. Für den mangelhaften Erfolg spielten mehrere Gründe eine Rolle:

Zunächst einmal war die Treffsicherheit technisch nicht in jenem Umfange möglich, wie es der Kriegsplan erfordert hätte. So geschah es, daß nicht alle Zielpunkte überall mit der gleichen Intensität getroffen wurden. Während manche Stellen doppelt oder dreimal so viele Treffer erhielten, wie es beabsichtigt war, blieb daneben so manches Fleckchen Erde wie durch ein Wunder fast unberührt. Weiterhin tat auch die unterschiedliche Beschaffenheit des Pflanzenwuchses und Geländes das übrige. In dichtem Wald oder in felsiger Umgebung wirkten die Granaten eben doch anders als auf offener, ebener Flur.

### Der Plan ging nicht auf

Dies alles führte dazu, daß die angerichtete Zerstörung doch nicht derart lückenlos komplett und vollständig war, wie es sich die Generalstäbler vorgestellt hatten. Ganz vereinzelt hatte hie und da ein französischer Maschinengewehrschütze das höllische Bombardement überlebt,



was für die angreifenden Militärs möglicherweise unerheblich gewesen wäre, wenn sie im Ungestüm der ersten Erfolge ihre Vorgehensweise nicht grundlegend geändert hätten. Anstatt abzuwarten, bis der Gegner die entstandene Breche mit seiner Infanterie wieder geschlossen hatte, um dann ein weiteres Mal mit dem Artilleriefeuer einzusetzen, ließen die Generäle den ursprünglichen Plan fallen und schickten ihre Truppen los in das zerschossene Gelände.

Und dann trat genau das ein, was durch den so äußerst massiven Artillerie-Einsatz hätte eigentlich verhütet werden sollen: Ein in der allgemeinen Vernichtung ganz vereinzelt übriggebliebener MG-Schütze konnte mit seiner Waffe die heranstürmenden Männer gleich regimentweise niedermähen. Auf der anderen Seite blieb die Armeeführung keineswegs untätig.

Hatte die französische Artillerie vor Beginn der deutschen Verdun-Offensive eher unsystematisch einmal in diese und dann wieder in jene Richtung geballert, so lernten die gallischen Generalstäbler ihre Lektion doch frappierend schnell. Umgehend betätigten sich die Artilleristen Joffres und Pétains ebenfalls nach dem Prinzip des konzentrierten und massierten Feuers.

### Auf Angriff stets Gegenangriff

Wo sich die Deutschen mit ihren Mörsern, Haubitzen und Granatwerfern trotz alledem einen Geländegewinn erbombt und ersprengt hatten, vermochten sie nach Ende der Frostperiode kaum mehr mit ihren schweren Geschützen im Gelände vorzurücken, denn unter den tausendfältigen Einschlägen und Explosionen hätte sich das Erdreich zu einer zähen klebrigen Masse gewandelt, in der alle Fahrzeuge steckenzubleiben drohten. Es kam noch hinzu, daß die französische Armee es sich zum Grundsatz gemacht hatte, jeden feindlichen Angriff auf der Stelle mit einem Gegenangriff zu beantworten. Diese zumeist mit wenig Überlegung, aber mit umso mehr Ungestüm vorgetragenen Attacken kosteten überaus viele Menschenleben und entrissen den Deutschen so manches Stück frisch gewonnenes Gelände.

### Eine Patt-Situation

Wenn wir alle hier aufgeführten Folgeerscheinungen des deutschen Angriffs bei Verdun zusammenfassen, dann ergibt sich als Ergebnis eine Patt-Situation. Keine Seite vermochte die andere in die Knie zu zwingen, keine gab nach und zog sich zurück. Ganz im Gegenteil: Mehrere Wochen nach Ausbruch der großangelegten Kriegshandlungen bei Verdun war diese Stadt für beide Parteien zu einem Prestige-Objekt höchster Güteklasse geworden; für die Deutschen ein Fetisch, den es mit allen Mitteln zu erringen galt und für die Franzosen ein Heiligtum, das auf gar keinen Fall geopfert werden durfte.

Der Leidtragende dieser betrüblichen Entwicklung war buchstäblich in erster Linie der einfache Fußsoldat jenseits und diesseits der Front, der Poilu, der Landser. Die ersten Laute, welche die Erdtruppen auf dem Wege zur Schlacht hörten, erinnerten sie an eine riesige Schmiede, die weder bei Tag noch bei Nacht ruhte.



### Ein bedrückendes Bild

Tief bedrückend empfanden sie die düstere Eintönigkeit des Schlachtfeldes. Manchen erschien es zerschunden ohne einen Flecken von Grün, anderen als ein breiiges Gemisch von braun, grau und schwarz, in dem nur die Granattrichter Gestalt hatten. Von den wenigen Stümpfen, die von Verduns herrlichen Wäldern übrig geblieben waren, hing die Rinde entweder in Streifen herab oder sie war schon längst von halbverhungerten Packpferden verzehrt worden. Die einzigen hellen Farbflecken in der Landschaft bestanden in den rosafarbenen Wunden der Pferde, die ihre Lefzen im Totenkampf über die Kinnläden hochzogen. Zu Hunderten lagen die armen Tiere verendend an den Anmarschwegen herum. Diese trübe Düsternis wurde durch die Rauchglocke noch verstärkt, die meistens über Verdun hing und das einfallende Licht in ein fahles Grau verwandelte.

Bereits ein oder zwei Kilometer hinter der Front trafen die heranziehenden Soldaten auf die ersten Verbindungsgräben, deren Bezeichnung als solche sowohl übertrieben als auch anachronisch war. Durch die fortwährenden Detonationen wurden die Grabenwände im Laufe von Tagen und Wochen allmählich niedriger und niedriger, bis der Graben schließlich nur mehr wenig tiefer als ein ganz gewöhnlicher Straßengraben erschien.

Jetzt begannen die Granaten mit zunehmender Häufigkeit unter den dichtgedrängten Männern einzuschlagen. Im nächtlichen Dunkel traten die Kolonnen fortwährend auf erbärmlich schreiende und wimmernden Verwundeten herum.

Durch das Artilleriefeuer hatte sich der Schlamm zu einer Art klebriger Butter verwandelt, in der die Soldaten ausrutschten und immer wieder hinfielen. Manchmal waren um die Ränder besonders großer Granattrichter Plancken gelegt, aber zumeist fehlten sie, und wenn die schwer gepackten Männer in die voll Wasser stehenden Löcher fielen, vermochten sie nicht an den glitschigen Wänden hochzuklettern und mußten dort liegen bleiben, bis sie elendig ertranken. Hielt ein Kamerad an, um zu helfen, so bedeutete das oft, daß zwei Menschen ertranken statt nur einer.

### Chaos des Schlachtfeldes

Im Chaos des Schlachtfeldes, in welchem alle Orientierungspunkte längst ausgelöscht worden waren, verirrt sich die ablösenden Abteilungen häufig und wanderten hoffnungslos verirrt die ganze Nacht umher, um dann von einem feindlichen MG-Schützen zusammengeschoßen zu werden, wenn das Morgengrauen sie verriet. Es war nicht ungewöhnlich, daß die Ablösung nur mit der Hälfte ihrer ursprünglichen Mannschaftsstärke die Front erreichte oder daß dieser gespenstische Anmarsch zehn Stunden oder länger dauerte.

Einer der ersten Eindrücke der Truppen, die auf dem Schlachtfeld von Verdun neu ankamen, bestand in dem furchterlichen Verwesungsgeruch. Er war so ekelhaft widerlich, daß ihnen im Vergleich dazu sogar der Geruch der Gasgranaten fast schon angenehm erschien.

Die Engländer meinten zwar stets, daß ihre Verbündeten hinsichtlich der Beerdigung ihrer Toten sorgfältiger verfahren müßten, aber bei dem ununterbrochenen Artilleriefeuer von Verdun führte der Versuch, einen Toten zu bestatten, nicht selten dazu, daß man sich dann nur um einige Leichen mehr zu kümmern hatte. Es erschien sicherer, die Toten in eine Zeltbahn zu wickeln und sie einfach über den Grabenrand in den nächstgrößeren Granattrichter zu rollen. Man fand nur wenige solche Trichter, in denen nicht ein grausiges, penetrantes Geruch auströmendes Stück Mensch herumschwamm. In manchen Gräben lagen die Leichen zuhauf; die schwere Artillerie zerstampfte und zermatschte die leblosen Körper, bis sie gevierteilt und geachtelt waren. Doch auch wenn die zerstückelten Gliedmaßen von umherfliegenden Erdklumpen bedeckt wurden, so gruben weitere Explosionen die Leichenteile wieder von neuem aus.

Als im Frühjahr 1916 das Wetter allmählich wärmer und die Zahl der Toten immer größer wurde, erreichten Schrecken und Entsetzen neue Höhepunkte. Der eng begrenzte Raum des

Schlachtfeldes verwandelte sich in einen offenen Friedhof, auf dem jeder Quadratmeter Erde mindestens ein verwesenes Stück Menschenfleisch barg.

Die lang andauernde Beschießung durch schwere Geschütze stellte für die Infanteristen auf beiden Seiten der Front eine ungeheure Nervenbelastung dar. Eine Vorstellung davon mag uns der Erlebnisbericht eines französischen Geistlichen geben, der vor Verdun im Grben lag und dessen Tagebücher sich durch realistische Beschreibungen auszeichnen.

**Eine realistische Beschreibung**

„Wenn man von ferne das Pfeifen der heranahenden Geschosse hört“, so schreibt er, „dann zog sich der ganze Körper zusammen, um der maßlosen Gewalt der Explosionswellen standzuhalten, und jede Wiederholung war ein neuer Angriff, eine neue Erschöpfung, ein neues Leiden. Dieser Belastung können auch die besten Nerven nicht lange widerstehen. Es kommt der Augenblick, wo das Blut zu Kopf steigt, wo der Körper vor Fieber glüht und die erschöpften Nerven einer jeden Reaktion unfähig werden. Man gibt schließlich auf, man hat nicht einmal mehr die Kraft, sich mit dem eigenen Gepäck als Splitterschutz zu decken und kaum noch die Fähigkeit, zu Gott zu beten. Durch die Kugel zu sterben, scheint nicht schwer; aber zerrissen, in Stücke gehackt, zu Brei zerstampft zu werden, das ist eine Angst, die das Fleisch nicht ertragen kann.“

Nächst dem unaufhörlichen Beschuß, dem Verwesungsgestank und der völligen Öde des Schlachtfeldes weisen die Soldaten von Verdun immer wieder auf die furchtbare Vereinsamung hin, die sie anderswo nur selten in einem solchen Maße erlebten. Spätestens eine Stunde nach Beginn jedes organisierten Angriffs oder Gegenangriffs hörte die Führung selbst auf unserer Ebene auf, irgendeine bedeutsame Rolle zu spielen. Die Kompanieführer behielten äußerst sporadische und karge Fühlung mit ihren Mannschaften, und das oft mehrere Tage hintereinander.

Das entmutigende Gefühl der Vereinsamung vermehrte sich durch den zähen Rauchvorhang des Artilleriefeuers, der bewirkte, daß die Soldaten in vorderer Linie die eigene Truppe hinter sich nicht sehen konnten und, schlimmer noch, daß die Leuchtkugeln rückwärts nicht zu sehen waren, mit denen sie Sperrfeuer anforderten oder die Artillerie anflehten, sie solle aufhören, ihre eigenen Stellungen zu beschießen.

So beschreibt uns ein anderer Kriegsteilnehmer die Stimmung der einfachen Soldaten von Verdun: „Nach zwanzig Wochen Kampf, wobei ich zwanzigmal dem Tode nahe war, habe ich den Krieg immer noch nicht so erlebt, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Nein: Nichts von den großartigen, tragischen Schlachtenbildern mit ihren lebhaften Farben und bewegten Linien, wo der Tod mit einem Schlage kam. Statt dessen diese kleinen, leidvollen Szenen in dunklen Ecken ohne viel Auswirkung, bei denen man nicht zu unterscheiden vermag, ob der Schlamm Fleisch ist oder das Fleisch Schlamm.“ Von allen Teilnehmern dieser Schlacht hatten drei Gruppen wohl am meisten zu erleiden: die Meldegänger, die Essenholer und die Krankenträger.

**„Schicken Sie zwei Melder“**

Weil die Fernsprechverbindungen durch Artilleriebeschuß zerstört wurden, sobald sie gelegt waren, beruhte die Nachrichtenübermittlung bei Verdun ausschließlich auf den Meldegängern, und in allen Befehlsständen lautete der am häufigsten gehörte Befehl: „Schicken Sie zwei Melder.“ Aus der relativen Sicherheit ihrer Erdlöcher sahen die Infanteristen in stummer Bewunderung zu, wie die Helme der Melder inmitten der Fontänen explodierender Sprengstoffs auftauchten und verschwanden. Sie übten eine geradezu selbstmörderische Tätigkeit aus. Es gab kaum Pfade, auf denen ihre zerschrumpten Überreste nicht den Weg gewiesen hätten. Am Toten Mann, der berüchtigten Anhöhe, verlor ein Regiment innerhalb von drei Stunden einundzwanzig Meldegänger.

**Das Los der Essenholer...**

Aber vielleicht noch mehr Mut erforderte die Aufgabe der Essenholer, weil sie in nächtlicher



Einsamkeit erfüllt werden mußte. Wegen des weitreichenden Beschusses konnten Kraftfahrzeuge nicht sehr nahe an die Front herangeführt werden und das fürchterliche Gemetzel unter den Pferden war schon lange nicht mehr tragbar – die Tiere konnten ja beim warnenden Pfeifen einer Granate nicht in Deckung gehen, wie es die Soldaten sich zwangsläufig angewöhnt hatten.

So mußte die gesamte Verpflegung für die Truppen an der Front auf menschlichem Rücken herangeschafft werden. Bei den Franzosen schleppte jeder Essenholer ein Dutzend schwerer Flaschen und zwanzig an einer Schnur zusammenhängende Brotlaibe, die wie ein Schulterriemen getragen wurde.

Oft machten sie in jeder Nacht einen Hin- und Rückmarsch von zwanzig Kilometern, obwohl sie, unter ihrer Last gebeugt, in dem klebrigen Schlamm zeitweise kaum zu kriechen vermochten, geschweige denn gehen. Am Ziel angelangt, brachen sie vor Erschöpfung zusammen, um dann noch von den durch Durst und Hunger verzweiferten Kameraden beschimpft zu werden, wenn sich herausstellte, daß die Flaschen von Granatsplittern durchlöchert und das Brot vom Dreck verkrustet war.

Häufig erreichten die Essenholer ihr Ziel nicht. Präzise justierte Feindgeschütze belegten alle zwei bis drei Minuten jede der wenigen, wohlbekannteren Straßen mit einem genau gezielten Schuß. Die Folge: Hunger, oftmals tagelang keine Verpflegung. Suche nach Essensresten bei den überall herumliegenden Leichen.

**... und das der Krankenträger**

Am schlimmsten jedoch war das Los der Krankenträger. Die zweirädrigen Karren der Franzosen, die an sonstigen Frontabschnitten als wichtigstes Transportmittel für Verwundete dienten, erwiesen sich in dem pockennarbigem, mondkrätzigem Gelände von Verdun als gänzlich unbrauchbar. Die zum Aufspüren von Verwundeten eingesetzten Hunde verfielen durch das Artilleriefeuer in einen tollwutartigen Zustand der Raserei. So mußte man denn auf die ansonsten hilfreichen Vierbeiner verzichten.

Anders als die Meldegänger und Essenholer konnten sich die Krankenträger nicht jedesmal zu Boden werfen, wenn über ihren Köpfen eine Granate heulte, denn sie hätten dann ihre Verwundeten einfach in den Dreck fallen lassen müssen. Häufig überstiegen auch die Anforderungen einfach die Grenzen dessen, was der menschliche Körper zu leisten vermag. Die Anforderung zur Meldung von Freiwilligen für den Verwundetentransport hatte meist wenig Erfolg, und so mußten die Verwundeten von Verdun erkennen, daß ihre Aussichten, aufgelesen oder gar in ärztliche Hand gebracht zu werden, außerordentlich gering waren.

Während des Zweiten Weltkrieges gab es Fälle, in denen die Kampfmoral sogar erprobter Gardesoldaten litt, wenn sie im Verlauf einer Kriegshandlung merkten, daß sie mindestens fünf Stunden brauchen würden, um ärztliche Hilfe zu erlangen. Auf den Schlachtfeldern im Westen war das Anno vierundvierzig für gewöhnlich eine Sache von ein bis zwei Stunden.

**Operationen in der Kampfzone**

Operationsteams und Pflegeschwestern -



reichlich mit Blutplasma, Sulfonamiden und Penicillin ausgestattet – arbeiteten ziemlich weit vorn in der Kampfzone. Dergestalt konnte ein Schwerverwundeter Erste Hilfe erhalten, ohne zuerst über holperiges, unwegsames Gelände ins Lazarett gebracht zu werden. Für ihn gab es den direkten Lufttransport zu dem vielleicht Hunderte von Kilometern rückwärts gelegenen Hauptlazarett.

Bei Verdun jedoch mußte sich ein Verwundeter schon überglücklich schätzen, wenn er binnen vierundzwanzig Stunden überhaupt in irgendwelche Behandlung kam. Die meisten blieben einfach liegen und warteten in unsäglicher Qual auf den Tod. Der seltene Glücksfall einer Behandlung war freilich kaum weniger alpträumhaft und furchtbar als die Schrecken des Schlachtfeldes. Die Verbandsplätze quollen über von Schwerverletzten, die schon mehrere Tage auf eine Behandlung gewartet hatten. Weinend flehten sie, fortgebracht zu werden, denn als „transportunfähig“ zu gelten war ihre größte Angst.

Diese letzteren blieben auch bei bitterster Kälte einfach im Freien liegen, und zwar nicht nur die aussichtslosen Fälle, sondern auch diejenigen, deren Wunden einfach zu kompliziert waren, als daß die Ärzte in ihrer Hast mit einer gründlichen Untersuchung die Zeit vergeuden mochten. Das galt ohnehin für alle, die so aussahen, als ob die Armee nicht mehr viel von ihnen haben würde. Drinnen taten derweil die Chirurgen ihr Bestes, um die scheußlichen, von den riesigen Granatsplittern verursachten Wunden zusammenzuflicken – von Mülleimern umgeben, die angefüllt waren mit abgetrennten Gliedmaßen.

**Furchtbarste aller Schlachten**

In solchem Lichte betrachtet, erscheint uns die Schlacht von Verdun in der Tat als die wahrscheinlich furchtbarste Schlacht der gesamten Weltgeschichte – selbst dann, wenn man die nachfolgenden Bemühungen der Menschheit im Zweiten Weltkrieg in Betracht zieht. Dies ergibt sich schon allein aus dem statistischen Zahlenmaterial.

Keine andere Schlacht hat je so lange gedauert – nämlich ganze zehn Monate. In keiner anderen Schlacht gestaltete sich das Verhältnis der Verlustzahlen zur Zahl der beteiligten Truppen ungünstiger, und in keiner anderen Schlacht erreichte die Zahl der Gefallenen im Verhältnis zur Ausdehnung des Schlachtfeldes eine derartig entsetzliche Höhe.

Eine neuere französische Untersuchung beziffert die deutschen und französischen Gesamtverluste auf dem Schlachtfeld von Verdun auf 420 000 Tote und 800 000 Verwundete und Gasvergiftete: alles in allem annähernd eineinviertel Millionen.

Von den Gefallenen des Ersten Weltkrieges aus der hiesigen Gegend kam nur ein verhältnismäßig kleiner Teil vor Verdun ums Leben. Genauere Angaben sind im Bereich Albstadts nur für Tailfingen und Ebingen möglich. Demzufolge starben im Laufe des Jahres 1916 vor Verdun –

**Aus Ebingen:**  
am 11. März Johannes Beck, am 26. März Friedrich Landenberger, am 2. April Christian Bitzer, Karl Herzog und Adolf Raible, am 3. April Johannes Geiger, am 9. Mai Friedrich Kästle, am 16. Mai August Link, am 1. Juli Gustav Maute, am 15. Juli Hermann Münster, am 22. August Anton Straub, am 3. September Gustav Brugger, am 3. November Karl Eppler und am 28. Dezember Karl Retter.

**Aus Tailfingen:**  
am 28. Februar Andreas Bitzer, am 4. April Johannes Maute, am 11. April Johannes Ammann, am 29. Juni Konrad Merz, am 18. Juli Johannes Gonsler und am 3. September Johannes Bitzer.

**Quellen und Literatur:**

- Stadtarchiv Albstadt: HE 733.20
- Tailfingen, Liste der Gefallenen Alb-Bote, 1916
- Neuer Alb-Bote, 1916
- Tailfinger Zeitung, 1916
- Alistair Horne, Des Ruhmes Lohn, Verdun 1916, Minden/Westfalen o. J.
- G. F. Hummel, Kriegs-Chronik der Stadtgemeinde Ebingen, Stuttgart 1916

# „Arisierungen“ im Kreis Balingen

Von Stephan Link, Tübingen

Wie auch in den anderen Teilen des Deutschen Reiches, so gab es auch im Kreis Balingen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft mehrere Fälle, in denen jüdische Bürger genötigt wurden, ihre Geschäfte aufzugeben oder diese an Deutsche zu verkaufen. Insgesamt gehen aus verschiedenen Akten für den Kreis Balingen mehrere Fälle von diesen sogenannten Arisierungen hervor. Davon betrafen die meisten die Stadt Ebingen.

Jedoch handelte es sich bei den Betriebsübernahmen häufig nicht um Arisierungen in dem Sinne, daß die Besitzer direkt unter massivem Druck zu einem Verkauf gezwungen wurden. Meist verkauften die Eigentümer ihr Geschäft aus eigenem Entschluß, um das Land zu verlassen, um auf diese Weise den für sie immer unerträglicher werdenden Lebensumständen zu entgehen.

Zu den aus diesem Grund verkauften Geschäften gehörten die beiden Ebingener Kaufhäuser Wohlwert und Kadep. Während Wohlwert, dessen jüdische Teilhaber sich bereits 1932 und 1934/35 ausbezahlen ließen, unter anderem Namen weiterhin bestand, fand das Kaufhaus Kadep, in Ebingen damals auch unter dem Namen Feldmann und Tanne bekannt, nach der Flucht seiner jüdischen Besitzer 1938 keine Fortsetzung. Die Angestellten wurden von anderen Ebingener Geschäften übernommen. Es handelte sich bei diesem Kaufhaus um das letzte jüdische Geschäft in Ebingen. Drei weitere jüdische Betriebe, zwei Wäschegeschäfte und eine Viehhandlung, wurden ebenfalls gegen Ende des Jahres 1938 geschlossen. Im Herbst 1942 gab es nach einer Notiz des für die Verteilung von Lebensmittelmarken zuständigen Amtes im Kreis Balingen keine Juden mehr.

Ein jüdisches Schuhgeschäft in der Ebingener Innenstadt wurde schon 1933 an die beiden dort beschäftigten Verkäuferinnen abgetreten. Auch in diesem Fall soll der jüdische Besitzer sein Geschäft aus eigenem Entschluß an die langjährigen Mitarbeiterinnen verkauft haben, da „einmal doch die Zeit käme, daß man es ihm nehmen würde“. Dafür spricht das offenbar gute Verhältnis zwischen den ehemaligen und den neuen Besitzern, zumal beide Frauen sich nicht aktiv für die NSDAP betätigten. Der Ehemann einer der beiden neuen Besitzerinnen war zwar vorübergehend Mitglied der Partei, wurde aber bereits im Dezember 1933 wegen „Beleidigung und Herabsetzung der nationalsozialistischen Führer“ wieder aus der NSDAP ausgeschlossen. Insofern kann ein Eingreifen der Partei zu Gunsten der

neuen Eigentümer ausgeschlossen werden. Der ehemalige Besitzer soll nach dem Verkauf nach Palästina ausgewandert sein.

Eine „richtige“ Arisierung in Ebingen betraf die Spedition Brasch & Rothenstein. Sie wurde 1938 nach massivem Druck des Balingener NSDAP-Kreisleiters von einer anderen Firma übernommen, die bereits an zahlreichen Orten in Süddeutschland Niederlassungen unterhielt. Als erster Geschäftsführer in Ebingen nach der Arisierung wurde ein „altes Parteimitglied“ eingesetzt.

Das große arisierte Unternehmen aus dem Kreis Balingen dürfte die Balingener Trikotwarenfabrik Schatzki & Co. gewesen sein. Diese wurde 1937 von einem anderen Balingener Trikotagenhersteller übernommen. Jedoch bestritt man



auch hier in der Nachkriegszeit eine Arisierung. Vielmehr sei die gesamte Betriebsfläche sowie der Warenbestand regulär und ohne Druck durch den Staat oder die Partei gekauft worden. Auch eine sonst übliche „Arisierungsabgabe“ sei nicht erhoben worden. Die beiden jüdischen Firmeninhaber sind nach dem Verkauf offensichtlich in die USA geflohen. Dies geht aus den Akten des Landesamtes für Wiedergutmachung hervor. Von dort wurde zu Anfang der fünfziger Jahre ein Entschädigungsbescheid für eine bezahlte „Reichsfluchtsteuer“ an eine Frau Schatzki in die Vereinigten Staaten gesandt.

#### Literatur:

Willi A. Boelcke, Die deutsche Wirtschaft 1930-1945, Düsseldorf 1983.

Peter Th. Lang, Die Vertreibung der Juden aus Ebingen; in: Heimatkundliche Blätter Balingen 63/11, November 1989.

#### Quellen:

Staatsarchiv Sigmaringen, Wü 65/4, Bü 1405, Bü 9895.

## ZUR ABRUNDUNG



### Das kleinere Übel

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges konnte nach altem Brauch eine Frau einen Verbrecher vom Galgen lösen, wenn sie erklärte, ihn heiraten zu wollen. Einem solchen Delinquenten wurden einmal mehrere Weiber vorgeführt, die wie er so manches auf dem Kerbholz hatten. Sie waren allesamt bereit, ihn zu heiraten. Er guckte, schritt ihre „Front“ ab, guckte nochmals, wandte sich dann resigniert und sagte nur müde zu dem begleitenden Büttel: „Nix wie nuff!“

### Die Legitimation

In entlegenen Winkeln Tirols führte (da und dort auch noch heute) der Pfarrer eine Gastwirtschaft. So auch in Durnholz am Durnholzer See im Sarntale. Kam auch ein Pärchen dorthin und wünschte ein Zimmer über Nacht.

Der Wirtschafterin schienen die beiden aus moralischen Gründen verdächtig, und sie ging zum Pfarrer mit der Frage, ob man denen zwei ein Zimmer zusammen geben dürfte. „Was haben sie bestellt zum Essen?“ „Fisch halt.“ „Sobald sie denen auftischen tust, holst mich.“ Als es soweit war, tauchte der Pfarrer auf und sah, wie der Mann sich hurtig den größeren Fisch auf seinen Teller nahm. „Kannst ihnen ein Zimmer geben: die sind verheiratet, schon eine ganze Weil.“

Aus „Das große Merian-Anekdoten-Buch“, Hoffmann + Campe Verlag, Hamburg.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5, 7470 Albstadt

Stephan Link, Tübingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



BILD DER HEIMAT: das Geislinger Schloß.

Foto: Gerd Schneider

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 38

30. November 1991

Nr. 11

## Von Tag zu Tag

Freitag  
11. Oktober 1991  
Evangelisch: Huldreich Zwingli  
Katholisch: Bruno von Köln

## Heiligenkalender/Namenkalender

Von Adolf Klek, Balingen

Personen-Namen für jeden Kalendertag. Die Tageszeitung „ZOLLERN-ALB-KURIER“ beginnt ihren Lokalteil täglich mit einem Kästchen „Von Tag zu Tag“. Dieses „Kalenderblatt“ gibt den jeweiligen Wochentag mit genauem Datum an und nennt dann zu den Kennworten „Evangelisch“ und „Katholisch“ je einen Personennamen. Ab und zu sind die beiden Namen gleich. Auf Zeitangaben über den Aufgang und Untergang von Sonne und Mond an diesem Tag folgt als „Zitat“ ein bemerkenswerter Satz eines berühmten Menschen der Vergangenheit. Anschließend findet man weitere bekannte Persönlichkeiten (Dichter, Künstler, Erfinder) aufgeführt, die an diesem Tag geboren wurden oder gestorben sind. Ein „Tip des Tages“ zur praktischen Bewältigung kleiner Alltagsschwierigkeiten beschließt dieses Kalenderblatt.

Für jeden Tag, der von den astronomischen Daten einerseits und den Aufgaben zur Lebensbewältigung andererseits bestimmt ist, eröffnet also die Zeitung die Reihe ihrer ganz aktuellen Berichte mit Anstößen zum Nachdenken über Leben und Wirken von Personen aus früherer Zeit. Neben dem Blick auf das Geschehen der Gegenwart kann sich so der Zeitungsleser dessen bewußt werden, daß schon vor ihm viele Menschen sich mühten, das Leben in dieser Welt zu verstehen und nach Kräften zu bessern.

Es ist dazu eine gute Tradition, für das Erziehungsgeschehen an der Jugend und für die Selbstbesinnung der Erwachsenen sich an solchen Vorgängern als an Vorbildern auszurichten. Auch eine gewisse Dankbarkeit gegenüber dem reichen kulturellen Erbe trägt dazu bei, die Erinnerung an Persönlichkeiten weiter zu pflegen, die es mit ihrem Wirken ausgestalteten.

Häufig wird solches Erinnern auf ein ganzes Jubiläumjahr ausgedehnt, so etwa beim diesjährigen Mozartjahr. Wer allerdings Wolfgang Amadeus Mozart im Kalender bei den Tagesnamen sucht, wird ihn nicht finden. Am 5. Dezember, an dem sich sein Tod zum zweihundertsten Male jährt, steht in den offiziellen Kalendern:

Evangelisch: Aloys Henhöfer, 1862

Katholisch: Anno

Woher kommen solche Namen? Weshalb gibt es zweierlei konfessionell bestimmte Namenslisten?

### Entstehung des Heiligenkalenders

Als bei den Christenverfolgungen unter verschiedenen römischen Kaisern immer wieder Glaubensgenossen als Märtyrer ihr Leben opfernten, wurde es in den frühen Christengemeinden üblich, an ihrem Todestage dieser Blutzeugen zu gedenken. Dies geschah auch in gottesdienstlichen Feiern an ihren Gräbern. Nachdem sich die Zahl mehrte, wurde es notwendig, diese Gedächtnistage in einem örtlichen Kalender festzuhalten.

In späteren Jahrhunderten konnte sich der christliche Glaube ohne Bedrängnis entfalten und wurden dann solche Menschen besonders bewundert und verehrt, die in der Nachfolge Christi Außergewöhnliches vollbrachten, sei es durch äußersten Verzicht auf Annehmlichkeiten (z. B. Franz von Assisi), durch aufopfernden Einsatz in der Missionierung (z. B. Bonifatius) oder durch außergewöhnliche Hingabe in der Krankenpflege (z. B. Elisabeth von Thüringen). Erzählungen von Wundern, die an diesen Personen geschehen waren oder die sie selbst vollbracht hatten, verdeutlichen ihren besonderen Rang unter den Gläubigen. Man verehrte sie als Heilige. Wer im Rufe der Heiligkeit gestorben war, mußte gewiß im Himmel aufgenommen worden sein und ähnlich wie die Höflinge am irdischen Königshof dort Zutritt haben zum

Thron des himmlischen Königs.

Könnte ein Heiliger dann dort nicht mit speziellem Verständnis und Eifer die Anliegen derjenigen Gläubigen vorbringen, zu der er in seinem Erdenleben als Glied einer Ordensgemeinschaft, einer Berufsgruppe, einer Landschaft gehört hatte? Die Gebeine des Heiligen wurden in die Kirche überführt, und dieser Tag oder der Tag seines Todes wurde jährlich als Gedächtnistag begangen. Ein besonderer Altar mit einem Bild von ihm wurde ihm in der Kirche gewidmet.

Weil aus einem Prestigedenken heraus zu viele, auch weniger würdige Personen zur Ehre der Altäre gelangten, mußte die Kirchenleitung prüfen und ordnend einschreiten. Ein Heiligsprechungsverfahren wurde eingeführt, erstmals im Jahre 993 angewandt und bis heute weiterentwickelt. Bei der offiziellen Heiligsprechung verkündet der Papst: „Wir schreiben ihn in das Verzeichnis der Heiligen ein und bestimmen, daß er in der ganzen Kirche unter den Heiligen mit geziemender Andacht geehrt werden soll.“

Im Mittelalter war das Verhältnis der Menschen zu den Heiligen so unbekümmert und naiv wie die Volksfrömmigkeit allgemein. Mit aller Zutraulichkeit wurden sie um Hilfe angerufen. Von örtlich wichtigen Heiligen, etwa vom Patron der Kirche, wußte man genau, wann sein Name im Kalender stand. Der Gedenktag wurde als Festtag gefeiert.

### Altes Brauchtum

Es wundert nicht, daß ein Brauchtumskalender, wie er gegenwärtig im „Schwäbischen Heimatkalender“ alljährlich zusammengestellt erscheint, in fast allen Angaben vom Heiligenkalender her bestimmt ist.

Bis heute läßt sich das Kalenderjahr anhand der kirchlichen Feste und der Heiligtage durchleben. Von früheren Formen des Feierns und Gedenkens hat sich im Brauchtum manches bis jetzt erhalten.

So wird der Nikolaustag (6. Dezember) noch allgemein beachtet, der dem kinderfreundlichen Bischof Nikolaus von Myra in Kleinasien (gest. um 350) gewidmet ist. Auch den Martinstag weiß man (11. November), der an Bischof Martin von Tours erinnert. Er teilte als Soldat seinen Mantel mit dem Bettler. Am 11. November 397 wurde er begraben. Für die bäuerliche Bevölkerung war früher Martini der Tag zur Entlohnung der Knechte und Mägde für die Arbeit im Sommerhalbjahr. An Georgi, dem 23. April, wurde wieder neues Gesinde eingestellt. Um den Hubertustag (3. November) werden Hubertusjagden veranstaltet. Sankt Hubertus ist der Schutzpatron der Jäger. Sankt Valentin (14. Februar) gilt als der Patron der Liebenden, die sich an diesem Tag mit Blumen erfreuen. Der Mönch Valentin

### Dezember

Christmond	Evangelisch	Katholisch
<b>Sonntag</b>	<b>1. Sonntag im Advent</b>	<b>1. Adventssonntag</b>
Montag	2 Jan v. Ruysbroek 1381	Lucius
Dienstag	3 Amalie Jul. v. Schwarzb.	Franz Xaver
Mittwoch	4 Barbara 306	Barbara; Quatemberw.
Donnerstag	5 Aloys Henhöfer 1862	Anno
Freitag	6 Nikolaus um 350	Nikolaus
Samstag	7 Blutz. d. Thorn. Blutger. 1724	Ambrosius
<b>Sonntag</b>	<b>2. Sonntag im Advent</b>	<b>2. Adventssonntag</b>
Montag	9 Richard Baxter 1691	Eucharis
Dienstag	10 Heinrich Züpfen 1524	Petrus Fourier
Mittwoch	11 Lars Olsen Skrefsrud 1910	Damasus I.
Donnerstag	12 Vicelin 1154	Joh. Franz. v. Chantal
Freitag	13 Odilia um 720	Odilia
Samstag	14 Berth. v. Regensburg 1272	Johannes v. Kreuz
<b>Sonntag</b>	<b>3. Sonntag im Advent</b>	<b>3. Adventssonntag</b>
Montag	16 Adelheid 999	Adelheid
Dienstag	17 Abt Sturmnius v. Fulda 779	Yolanda
Mittwoch	18 Wunibald u. Willibald 761/87	Desideratus
Donnerstag	19 Paul Blau 1944	Mengoz
Freitag	20 Katharina v. Bora 1552	Julius
Samstag	21 Apostel Thomas	Anastasius
<b>Sonntag</b>	<b>4. Sonntag im Advent</b>	<b>4. Adventssonntag</b>
Montag	23 Anne Dubourg 1559	Johannes v. Krakau
Dienstag	24 Matilda Wreda 1928	Adam und Eva
<b>Mittwoch</b>	<b>25 Geburt des Herrn</b>	<b>Weihnachten</b>
<b>Donnerstag</b>	<b>26 Erzmärtyrer Stephanus</b>	<b>Stephanus</b>
Freitag	27 Apostel u. Evangel. Johannes	Johannes, Apostel
Samstag	28 Unschuldige Kindlein	Unschuldige Kinder
<b>Sonntag</b>	<b>29 Sonntag nach dem Christfest</b>	<b>Fest der hl. Familie</b>
Montag	30 Martin Schalling 1608	Lothar
Dienstag	31 Altjahrsabend (Silvester)	Silvester I.

Ausschnitt aus dem „Schwäbischen Heimatkalender“ 1991

hatte einst Liebespaaren Blumen geschenkt und sich dafür eingesetzt, daß sie sich christlich trauen ließen.

Eine wichtige Rolle spielt bis heute in manchen katholisch geprägten Gegenden der Heiligenkalender für die Feier des persönlichen Namenstages. Da im Mittelalter die Kinder meist am Tage der Geburt oder kurz darauf getauft wurden und dabei der Tagesheilige zum Namen- und Schutzpatron gewählt wurde, entstand eine sehr einprägsame Ausrichtung für den eigenen Lebenslauf. Der persönliche Vorname des Kindes konnte als fortwährende Anregung verstanden werden, dem Heiligen bzw. der Heiligen nachzueifern.

Aus häufigen Witterungsverhältnissen an bestimmten Heiligtagen bildeten unsere bäuerlichen Vorfahren eine Fülle von Wetterregeln, die ihnen zur Orientierung für die Termine ihrer wetterabhängigen Arbeiten dienen sollten. Da heißt es beispielsweise: „Fabian Sebastian fängt der rechte Winter an“ (20. Januar). „Mattheis bricht's Eis. Hat er keins, so macht er eins“ (24. Februar). „Benedikt macht Zwiebeln dick“ (21. März). Durch das ganze Bauernjahr führen solche Wetterregeln.

### Der evangelische Namenskalender

Mit der Einführung der Reformation ging vielerorts ein „Bildersturm“ einher, bei dem Bilder und Statuen der Heiligen aus der Kirche entfernt und vernichtet wurden. Man hielt die Heiligenverehrung nun für Götzendienst, wollte sich mit ihrer Ablehnung auch von der Bevormundung durch die kirchliche Hierarchie befreien. Martin Luther und andere Reformen hielten es aber nach wie vor für nützlich, sich an den Heiligen ein Beispiel zu nehmen. Man solle

jedoch nicht auf sie, sondern allein auf Christus seine Zuversicht setzen. Die ganze Kirche sei die „Gemeinschaft der Heiligen“.

In der evangelischen Landeskirche in Württemberg wurden in der Folgezeit die überlieferten Gedenktage der Apostel beachtet, sogar mit gottesdienstlicher Feier. Einzelne Reste davon sind an manchen Orten noch zu finden. Von einem kirchenamtlichen Heiligenkalender konnte aber seit der Reformation keine Rede mehr sein. Es blieb der Willkür der Kalenderverlage überlassen, was sie in ihr Kalendarium drucken.

Wenn von Statistikern oder Astronomen rechnerische Unterlagen für Kalender herausgegeben wurden, fügten sie der Namensspalte „katholisch“ noch eine andere als „nichtkatholisch und gemischt“ oder „evangelisch und religiös neutral“ bei. In ihr wurden einfach konfessionell anstößige Namen durch andere ersetzt, ansonsten aber der alte Heiligenkalender übernommen. Der Kalender-Herausgeber Ferdinand Piper legte erstmals im Jahre 1849 eine Namensliste für einen evangelischen Kalender vor, die er dann alljährlich in seinem „Evangelischen Kalender“ abdruckte. Er veröffentlichte gleichzeitig Biographien zu den von ihm ausgewählten Personen, die er als wichtige Zeugen evangelischer Wahrheit einschätzte. Für das Königreich Preußen gab es später einen kirchenamtlichen Versuch, den Piperschen Namenkalender noch zu verbessern.

Nach dem Ersten Weltkrieg erwuchs aus dem durch die Jugendbewegung aufgebrochenen Bestreben nach ganzheitlicherem, verbindlicherem Lebensstil, das auch die „Berneuchener Bewegung“ weiterführte, ein neues Suchen nach Vorbildern christlicher Lebensführung und nach schützenden Ordnungen. Der badische Oberlehrer Jörg Erb stellte nach jahrzehntelanger Forschungsarbeit in seinem vierbändigen Werk „Die Wolke der Zeugen“ beachtenswerte Lebensbilder zusammen und ordnete die Namen dieser Glaubenszeugen – wieder vom Todestag ausgehend – den Kalendertagen des Jahres zu. Diese Namenreihe wurde im Jahre 1962 von der Lutherischen Liturgischen Konferenz Deutschlands geprüft und zum offiziellen evangelischen Namenkalender erklärt. Die Kalenderverlage drucken seither diese amtliche Liste ab.

In diesen evangelischen Namenkalender sind Personen aus allen Völkern und aus allen Zeiten (auch Märtyrer aus der Hitlerzeit) aufgenommen worden.

11. Mon.   November oder				
Wochen- Tage.	Protestanten.	Für Katholiken.	Stand un	
Dienstag	1 Aller Heil.	Aller Heiligen	☉ Aufg.	
Mittwoch	2 Aller Seel.	Aller Seelen	☾ Tagesst.	
Donnerf.	3 Gottlieb.	Hubert	☾ 7	
Freitag	4 Emerich	Carl Borrom.	☉ Unte	
Samstag	5 Blandina	Zacharias		
45. Woche. Prot. Vom Jansgroßchen. Matth. 22, 15-22. Ra				
Sonntag	6 23 Trinit.	24 S. n. Pf.	Leonhar	
Montag	7 Erdmann	Engelbert	Nachfeld	
Dienstag	8 4 Bekrönte	Vier Bekrönte	Erdnäh.	
Mittwoch	9 Theodor	Theodorus	Abweich	
Donnerf.	10 Probus	Eriphon	☾ 91	
Freitag	11 Martinus	Martin, Bisch.	☉ Aufg.	
Samstag	12 Jonas	Martinus, Pf.		
46. Woche. Prot. Von des Oberst. Tochterl. Matth. 9, 18-22				
Sonntag	13 24 Trinit.	25 S. n. Pf.	Bricciu	
Montag	14 Zeline	Scrapion	♀ ist he	
Dienstag	15 Leopold	Leopoldus	auf u	
Mittwoch	16 Ottmar	Ottmar	Tagesst.	
Donnerf.	17 Hugo	Gertrud	☾ 12	
Freitag	18 Otto	Eugenius	☉ Unte	
Samstag	19 Elisabeth	Elisabeth		

Ausschnitt aus „Königlich Württembergischer Kalender für das Jahr christlicher Zeitrechnung 1825“

men worden. Es ist ökumenische Weite angestrebt. Deshalb kann durchaus im evangelischen Namenkalender dieselbe Person wie im katholischen Heiligenkalender genannt sein. Die Aufnahme in den Kalender bedeutet keineswegs so etwas wie eine evangelische Heiligsprechung. Aus den Beweggründen, die zum Namenkalender führten, entstanden auch Bibellese-Ordnungen, die Liste der Sonntags-Hauptlieder (Wochenlieder) und die Reihe der Wochensprüche. Veränderungen im Laufe der Zeit sind nicht ausgeschlossen.

#### Die Neubearbeitung des katholischen Kalenders

Während der evangelische Namenkalender für die Liturgie, die Gottesdienstordnung, keine Rolle spielt, ist der katholische Heiligenkalender Grundlage für die Feier von Heiligen in der Mes-

se und in den Stundengebeten der Ordensgemeinschaften. Die zunehmende Menge der zu feiernden Heiligen führte zu der Gefahr, daß dadurch die Bedeutung des Kirchenjahres als Christusjahr („Anno Domini“) verdeckt wurde.

Durch das 2. Vatikanische Konzil ist deshalb der Heiligenkalender reformiert und im Jahre 1969 neu herausgegeben worden. Es wurden diejenigen Gestalten ausgeschieden, die historisch nicht sicher belegt oder die nur innerhalb eines begrenzten Gebietes bekannt sind. Dabei wurden auch Umstellungen in der kalendarischen Zuordnung vorgenommen. Als Grundliste für die Heiligenverehrung gibt es einen Generalkalender, der außer den Kirchenjahresfesten 63 gebotene und 95 nicht gebotene Gedenktage enthält. Sie sind berücksichtigt und mit regional bedeutsamen Gedenktagen erweitert in einem Regionalkalender für das Gebiet der deutschsprachigen Bistümer. Seit 1972 gibt es diesen offiziell von Rom genehmigten Regionalkalender. Auch bei seiner Zusammenstellung wurde auf ökumenische Übereinstimmung geachtet.

Allerdings stimmt jetzt manches überlieferte Sprüchlein nicht mehr. Der Gedenktag für Benedikt, den Ordensgründer, wurde vom 21. März auf den 11. Juli verlegt. Jetzt wäre es zu spät, an Benedikt die Samenwiebeln zu stecken, damit sie schön dick werden („Benedikt macht Zwiebeln dick“). Heilige, die nicht mehr im Regionalkalender genannt sind, sollen deshalb nicht in Vergessenheit geraten. Zum persönlichen Gedenken wird seit 1975 ein großer Namenstagskalender herausgegeben, in dem sie weiterhin aufgeführt sind.

#### Literatur:

- Erb, Jörg: Ein evangelischer Namenkalender. In „Quatember“, Jahrg. 1952/53, 1. Heft.  
 Erb, Jörg: Die Wolke der Zeugen, Lesebuch zum Evangelischen Namenkalender. Kassel 1954 - 1963  
 Harnoncourt, Philipp: Ökumenische Aspekte des Liturgischen Kalenders und der Heiligenverehrung. In: H. Riehm (Hrsg.) Festschrift für Frieder Schulz, Heidelberg 1988  
 Harnoncourt, Philipp: Kritische Erwägungen zum neuen Calendarum Romanum. In: Liturgisches Jahrbuch, Heft 2/1970  
 Hinkel, Helmut: Die Heiligen im Regionalkalender des deutschsprachigen Raumes. Topos-Taschenbuch, Bd. 161, Mainz 1986  
 Lansemann, Robert: Die Heiligtage, besonders die Marien-, Apostel- und Engelstage in der Reformationszeit. Göttingen 1939  
 Schramm, Heinz-Eugen: Schwäbischer Heimatkalender 1991  
 Schulz, Frieder: Zur Neubearbeitung des evangelischen Namenkalenders. In: „Quatember“, Jahrg. 1963/64, 4. Heft.  
 Steuerer, Wilfried: Bäuerliche Wetterregeln. Bad Buchau, 4. Aufl. 1983

## Der wilde Jäger brauste durch die Lüfte

Von Reinhard Caspers/Sulz-Mühlheim

Der Jahreswechsel fällt in eine Zeit, in der die Tage kurz und die Nächte lang sind und in der die Menschen sich die Muße nehmen, über Vergangenes und Zukünftiges nachzudenken. Im Volksmund hat die Zeit zwischen dem 25. Dezember und 6. Januar eine eigentümliche Bezeichnung, sie wird die „Zwölften“, „Rauhnächte“ oder die „Zeit zwischen den Jahren“ genannt.

Zwar sind die Erklärungen für diese Begriffe nicht eindeutig, doch lassen sie sich mit großer Sicherheit auf germanische Vorstellungen zurückführen. Wie auch die Tatsache, daß Weihnachten gerade in diese Periode fällt.

Die „Zwölften“ oder „Rauhnächte“ knüpfen an die „Zwölf Heiligen Nächte“ an, in denen nach der Vorstellung der Germanen der Gott Wotan mit seinem „wilden Heer“ die Lüfte durchbrauste. Zu dem Gefolge des „Wilden Jägers“, dem Muotes- oder Muetesheer, gehörten die Seelen der Verschiedenen, die keine Ruhe finden konnten, vornehmlich die Seelen der im Kampf gefallenen Krieger.

Es ist erstaunlich, wie lange sich solche Vorstellungen auch nach der Christianisierung hielten. Die Zimmernsche Chronik erwähnt zum Beispiel, daß das „Muotesheer“ im Jahre 1550 die Ansiedlung Veringenstadt im heutigen Kreis Sigmaringen durchtobt haben soll, angeführt von dem Totenführer Wotan. Eines der Gespenster, ein gebürtiger Veringer, sei angeblich zurückgeblieben und habe den schreckensbleichen Torwächter darum gebeten, ihm seinen gespaltenen Schädel zusammenzubinden.

Manche Höhlen der Schwäbischen Alb wurden als Aufenthaltsort des „Wilden Heeres“ an-

gesehen, so das „Muetesloch“ bei Stetten unter Holstein oder die „Linkenboldshöhle“ bei Onstmettingen. Ein Tropfsteingebilde in der Höhle wird „Linkenbolderer“ genannt. Es soll das Erdmännlein darstellen, das zu den Anführern in Wotans „Wildem Heer“ gezählt wurde. Die Existenz der Höhle war schon vor Jahrhunderten bekannt. Die Erstbegehung soll um 1760 stattgefunden haben. Die Erschließung für Besucher erfolgte 1876.

Die Bezeichnung „Rauhnächte“ kommt ursprünglich aus dem bayerischen und österreichischen Alpenraum und stammt vom vermuten Auftreten rauher, haariger, wilder Dämonen unbestimmter Gestalt. Die Märchengestalt „Alerleirauh“ trug ein Gewand aus verschiedenen Pelzstücken. Auch das Wort „Rauhref“ leitet sich von dem pelzartigen Bezug durch Zweige durch gefrorenen Reif ab.

Der Ausdruck „zwischen den Jahren“ läßt etwas Statisches vermuten. Das alte Jahr ist abgeschlossen, das neue hat noch nicht begonnen. Der Aufgangspunkt der Sonne hat um die Wintersonnwende ihren südlichsten Punkt erreicht und scheint dort einige Tage zu verharren, bis er wieder nach Norden wandert und ein neues Jahr anzeigt.

Dieses „Ausruhen“ der Sonne verbot den Germanen bestimmte Arbeiten bei Strafe künftigen Unheils. Bis in unser Jahrhundert ist es im Schwarzwald verpönt, zwischen den Jahren zu waschen, sonst gäbe es im nächsten Jahr einen Toten im Haus. Im Schwäbischen denkt man da praktischer und nutzt die Zeit zum Aufarbeiten des lästigen Kleinkrams.

In der heutigen Zeit fällt Weihnachten in die dunkelste Zeit des Jahres. Als Lichterfest kommt es so auch besonders gut zur Geltung. Das Geburtsfest Christi wurde aber nicht immer am 25. Dezember gefeiert. Gemäß dem Markusevangelium, das als das älteste Evangelium gilt und mit der Taufe Jesu beginnt, wurde von der Urkirche am 6. Januar das Fest der Erscheinung des Herrn gefeiert. Bis ins vierte Jahrhundert zählte der Tag zu den höchsten kirchlichen Festen und ist es in der Ostkirche bis heute geblieben. Das Fest galt auch als der Beginn des neuen Jahres.

In der heidnischen Welt des Mittelmeerraumes wurde nach einem Rechenfehler im Julianischen Kalender der 25. Dezember als der kürzeste Tag des Jahres angesehen. Deswegen feierte man dort das Fest der Wintersonnwende, die Saturnalien, zu Ehren der Sonnen- und Lichtgötter. Die Feierlichkeiten dauerten mehrere Tage und waren im Zusammenhang mit uralten Fruchtbarkeitsriten für ihren ausschweifenden Charakter bekannt.

Im Jahre 354 legte der römische Bischof Liborius das Geburtsfest Christi auf eben diesen 25. Dezember und deutete das heidnische Fest der Geburt des Lichtes, des „unbesiegbaren Sonnengottes“, im christlichen Sinne um. Die Christen feierten nun Christus als das „Licht der Welt“ und als „Sonne der Gerechtigkeit“.

Es dauerte mehrere Jahrhunderte, bis sich der Festtermin über Frankreich nach Deutschland ausbreitete. Erst 813 ordnete die Synode von Mainz die erste Weihnachtsfeier in Deutschland

an. Das Wort „Weihnachten“ tauchte erstmals im zwölften Jahrhundert auf. Dort hieß es „ze wihen nahten“. Mit diesen „geweihten Nächten“ war aber noch die heidnische Opferzeit der germanischen Mittwinternächte gemeint. Schritt für Schritt gelang es aber wie im Mittelmeerraum, den heidnischen Kult in der dunkelsten Zeit des Jahres in ein christliches Fest umzuwandeln.

Mancher Brauch aus heidnischer Zeit bekam allmählich eine christliche Deutung und Aus-

prägung. Das Wintergrün, zum Beispiel der Nadelbäume, dem man besondere Kräfte bei der Abwehr böser Geister zuschrieb, wurde erst verhältnismäßig spät zum jetzigen Lichterbaum. Heidnische Gebäckbrote, die als Ersatz für die ursprünglichen Blutopfer geopfert wurden, wandelten sich langsam zu unserem heutigen Weihnachtsgebäck. Der Schimmelreiter, eine germanische Göttergestalt, verschmolz mit der Figur von St. Nikolaus beziehungsweise des Weihnachtsmannes.

# Kometen im Laufe der Geschichte

Von Reinhard Caspers/Sulz-Hopfau

**Ein Naturereignis von besonderem Rang beschäftigt die Menschheit immer wieder; vor allem dann, wenn der Halleysche Komet, den die meisten Menschen in ihrem Leben nur einmal zu Gesicht bekommen können, am sichtbaren Sternenhimmel seine Bahn zieht. Alle Medien informieren den Wissensdurstigen über die wissenschaftlichen Hintergründe des Phänomens. Wissenschaftler haben vor entsprechend langer Zeit Satelliten auf Beobachtungsstation geschickt, die die letzten Geheimnisse solcher Kometen enthüllen sollen.**

Die Kometen, auch Haar- oder Schweifsterne genannt, umlaufen wie die Planeten unsere Sonne. Ihre Bahn ist ellipsenförmig. Meist befinden sie sich weit draußen im Weltraum und nur kurze Zeit ganz nahe bei der Sonne. Gewöhnlich sind sie nicht sichtbar, erst durch Licht und Wärme in Sonnennähe sind sie zu sehen. Dann erscheint ein Komet mit einem sternartigen Kern, einer wenig hellen Dunsthülle und einem fächerartigen Schweif von oft ungeheurer Länge.

Um das Gleichgewicht zwischen der Anziehungskraft der Sonne und der Fliehkraft aufrecht zu erhalten, das die Gestirne auf ihren Bahnen hält, beschleunigt der Komet in der Nähe der Sonne seine Geschwindigkeit beträchtlich. Ein ständig von der Sonne ausgehender Strom geladener Teilchen (Elektronen und Ionen) – auch „Sonnenwind“ genannt – „bläst“ sozusagen kleine, in der Kälte des Weltraums gefrorene, nun auftauende Partikel aus Wasser und Gesteinsstaub des Kometen los, so daß der Himmelskörper auf der sonnenabgewandten Seite einen „Schweif“ hinter sich herzieht.

Claudius Ptolemäus (ca. 150 n. Chr.), der den Schweif mit hitzigen rauchartigen Dünsten unter dem Einfluß anderer Himmelskörper erklärte, hatte also nicht ganz unrecht, allerdings vermutete er diese Dünste über der Erdoberfläche. Auch Johannes Kepler, der um 1500 von großen Aushauchungen der Sonne sprach, hatte zumindest einen Teilaspekt des Vorganges erfaßt. Der englische Wissenschaftler Halley kam um 1700 mit seiner Theorie von einem Schweif aus elektrischem Fluid den jüngsten Deutungen von elektrischen Kräften und von Strahlungsdruck am nächsten.

Unter den außergewöhnlichen Himmelserscheinungen fanden die Kometen zu allen Zeiten noch mehr Beachtung als Sonnen- und Mondfinsternisse, Sternschnuppen oder das Polarlicht. Das mag in ihrer Großartigkeit, ihrem unerwarteten und verhältnismäßig seltenen Auftreten sowie ihrer auffallenden Gestalt mit ihrem bisweilen fächerartigen, durchschnittlich sechsfachen Schweif begründet sein.

Allerdings sind Kometen gar nicht so selten, wie man allgemein annimmt. Seit Christi Geburt, also in fast 2000 Jahren, waren rund 500 Kometen mit dem bloßen Auge auszumachen. Seit Erfindung des Fernrohrs waren 500 weitere Kometen durch das Teleskop zu betrachten.

Solange die Wissenschaft bei der Erklärung solcher Naturerscheinungen noch im dunkeln tappte und wissenschaftliche Erkenntnisse noch nicht Allgemeingut wie heute waren, lösten solche Phänomene am Himmel Furcht und Schrecken aus. Die Deutungsversuche mündeten in allerlei abergläubischen Formen, die zum Beispiel die fünf bis sieben Schweife als feurige Ruten ansahen.

Von daher sah man im Auftreten von Kometen eine Warnung des Himmels, die große weltbewegende Ereignisse oder das Ableben bedeutender Persönlichkeiten prophezeite. Man sprach von „Gottes Zornfackeln“, „brennenden Besen“ und „Racheschwertern des gewaltigen und erschrecklichen Gottes, des Herrn Zebaoth“.

In seinem „Wallenstein“ läßt der Dichter Friedrich Schiller den Kapuziner von den „Zuchtruten Gottes“ sprechen.

Es gab kaum ein Unheil für Menschen oder Vieh, das nicht mit Kometen in Verbindung gebracht wurde. In einem Kometenvers von 1690 lesen wir:

Viel Fieber, Krankheit, Pest und Tod,  
Schwere Zeit, Mangel und Hungersnoth,  
Groß Hitz, dürre Zeit, Unfruchtbarkeit,  
Krieg, Mord, Aufruhr, Neid und Streit,  
Frost, Kälte, Sturmweather, Wassersnoth,  
Viel hoher Leute Abgang und Todt,  
Groß Wind, Erdbeben an manchem End,  
Viel Änderung der Regiment.  
Solch Unglück insgesamt entsteht,  
wenn ein Komet am Himmel geht.

Irrtümlicherweise zeigen viele Darstellungen der Geburt Christi einen Kometen als den „Stern von Bethlehem“, der den drei Königen den Weg zur Krippe gewiesen haben soll. Im Jahre 12 v. Chr. stand nachweislich ein Komet am Himmel. Die zeitliche Abweichung vom überlieferten Geburtsjahr Christi erklärte man sich mit späteren Korrekturen des Kalenders, die allerdings nicht einen solchen Umfang hatten. Es muß einen eigentlich stutzig machen, daß das allgemeine Unglückszeichen plötzlich als ein Zeichen des Heils fungieren sollte. Neuere Theorien wiesen den „Stern von Bethlehem“ als seltene, augenfällige

## „Posaune der Ankunft Christi“

Sternkonstellation aus. Während Kepler noch eine Kombination von Jupiter und Saturn vermutete, kam es nach jüngsten Berechnungen der Weltraumbehörde NASA in den Jahren zwei und eins vor Christi Geburt zu einer dreimaligen Begegnung der Sterne Jupiter und Regulus sowie zu einer für das Auge vermeintlichen kurzzeitigen Verschmelzung von Jupiter und Venus, so daß ein Gestirn von besonderer Helligkeit zu strahlen schien.

Wie bereits erwähnt, galten Kometen also immer als Unheilsbringer. Während die Germanen die Kometenfurcht nicht kannten, sahen die Römer in den Kometen wie in vielen anderen Dingen böse Vorzeichen. Sowohl die für römisches Denken katastrophale Varusschlacht als auch das Ableben der Kaiser Augustus und Nero sahen sie durch Kometen im voraus angezeigt. Nach Flavius Josephus soll kurz vor der Zerstörung Jerusalems ein Komet in Gestalt eines Schwertes über der Stadt gestanden sein.

Im 10. Jahrhundert übernahm das Mittelalter Kometenfurcht und -glauben der Römer und brachte die Astrologie zu neuer Blüte. Verständlicherweise sahen die Menschen Zusammenhänge zwischen dem Kometen des Jahres 1066 über England und der bald darauf folgenden Eroberung der britischen Insel durch die Normannen.

Zwar wandte sich Ende des 14. Jahrhunderts bereits der Wiener Theologie- und Mathematikprofessor Heinrich von Langenstein gegen den Sternenerglauben, aber solche Gegenstimmen gegen die Zeitströmungen verhallten ungehört.

Nach Zeugnis eines Chronisten brachte das Jahr 1456 einen Kometen von „erschreckender Größe“ mit ungeheurer Schweife. Ungefähr zur gleichen Zeit gelang es Johannes Müller, Regiomontanus aus Königsberg in Unterfranken, Entfernung, Größe und Umlaufzeit der Kometen zu berechnen. Damit wurde wenigstens in Gelehrtenkreisen eine wissenschaftliche Betrachtungsweise solcher Naturphänomene eingeleitet.

Neue Nahrung fand die Kometenfurcht in der Stimmung des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit mit einem besonders stark ausgeprägten Gefühl für die menschliche Sündhaftigkeit. Nach Meinung der Menschen kündigten die geschweiften Sterne das göttliche Strafgericht an. Die Amtskirche, die damals noch an einen Kometen als den „Stern von Bethlehem“ glaubte, sah von daher diese Himmelskörper als Boten Gottes autorisiert. Bei Paracelsus (1493-1541) finden wir die Erklärung, Kometen seien neue Sterne, die nicht „in der ersten Schöpfung fürgenommen sind, sondern die Gott selbst aufstellt. Als der Stern Christi.“ Trotz der offensichtlichen Fortschritte auf wissenschaftlichem Gebiet fielen im 16. Jahrhundert selbst Gelehrte teilweise wieder in den alten Irrglauben zurück.

Die abergläubischen Prophezeiungen wurden der meist schriftunkundigen Bevölkerung in gebildeten Flugblättern nahegebracht, wie sie damals als erste „Massenmedien“ im Schwange waren. Später sorgten auch Bänkelsänger z. B. auf Jahrmärkten für die Verbreitung abergläubischer Vorstellungen.

Die Angst vor Kometen erlebte ihre „Blütezeit“ im 15. – 17. Jahrhundert. Auch der Adel als Führungsschicht maß solchen außergewöhnlichen Himmelserscheinungen erhebliche Bedeutung zu. So sah Karl V. in dem Kometen von 1556 ein Vorzeichen auf seinen nahen Tod und bewog ihn zum Verzicht auf die Krone und zum Eintritt in das Kloster St. Just, wo er tatsächlich zwei Jahre später starb. Über solche menschlichen Reaktionen haben die Kometen tatsächlich den Ablauf der Weltgeschichte beeinflusst, allerdings nicht im Sinne der Astrologie. Auch den Tod der englischen Königin Maria, der für das Inselreich die Veränderung der Religion zur Folge hatte, schrieb man besagtem Kometen zu.

Zufälligerweise folgte auf den Kometen 1577 im nächsten Jahre eine große Niederlage der Portugiesen und Christen in Afrika. Dieser Stern muß besonders große Furcht ausgelöst haben. Kurfürst August von Sachsen ließ eigens Kirchengebete zu diesem Anlaß entwerfen und an alle Pfarreien seines Herrschaftsgebietes verschicken. Selbst der große Astronom Johannes Kepler (1571 – 1630) aus Weil der Stadt sah trotz seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse in Kometen- und Planetenkonstellationen Zeichen Gottes für kommendes Unheil, Warnungen zur Buße und Lebensbesserung und Ursachen für Erschütterungen in Natur und Menschheit.

In einem Pariser Museum gibt es eine Kometenmedaille mit der Inschrift: „Gott, gib, daß uns dieser Kometenstern Besserung unseres Lebens bringe. 1609.“

Der Verlauf des 30jährigen Krieges (1618 – 1648) bestätigte die Befürchtungen, die ein Komet im Jahre 1618 hatte aufkommen lassen, den Zeitgenossen als „eigentliche und höchste Posaune der Ankunft Christi“ beschrieben hatten.

Das gängigste Volk antwortete auf diese un-

heimlichen Zeichen am Himmel mit Prozessionen, Bittgängen, Bußwerken und öffentlichem Gebet. Als Schutzmittel der Kirche und des Volksglaubens wurden das Mittagsläuten, der Gebrauch von Weihwasser und Enthaltbarkeit in jeder Beziehung empfohlen. Herzog Eberhard von Württemberg ließ 1665 „wegen des nachdenklichen Kometensterns“ durch Bußpredigten in seinem Land zur Einkehr mahnen, „damit der Herrgott „nit mag hereinbrechen mit Strafen, so er vorhat.“ 1680 bewog ein Komet die österreichische Regierung, die Einstellung aller Vergnügungen zu verordnen, „daß in dero Erbländern alles üppige und ruchlose Wesen gänzlich abgeschafft und wöchentlich gewisse Fast- und Buß- und Bettage gehalten werden sollen“.

Ein Abwendungsgebet, das 1681 in Umlauf war, mit einer Abwandlung des St. Floriansprinzips mag aus seiner Zeit verstanden werden, als Tataren und Türken eine dauernde Bedrohung des christlichen Abendlandes darstellten:

Laß, Himmel, dieß Gestirn und deinen Zorn verschwinden

Und stelle deine Rach und unsere Straffen ein;

Soll aber der Komet doch was gefährlich würgen,

So schütte deinen Grimm auf Tataren und Türken!

Astrologen wußten die Kometenfurcht in ihrem Sinne zu nutzen, prophezeiten sie doch entsprechend der Stellung dieser „großen Zeichen“ in den 12 Tierkreiszeichen verschiedenes Unheil, was sich in ihren eigenen Geldkatzen recht vorteilhaft ausgewirkt haben dürfte.

Obwohl Dörfel und Newton Ende des 17. Jahrhunderts wissenschaftliche Ergebnisse ihrer Arbeiten über die Bahnen und die Periodizität der Kometen veröffentlichten, den Gestirnen also „berechenbares, regelmäßiges, geordnetes“ Verhalten bescheinigten, ließ sich die allgemeine Angst nicht so leicht ausmerzen. Viele befürchteten, ein Komet könne die Erde treffen und ihr ein vorzeitiges Ende bescheren. Trotz des immer klareren Bildes von den Hintergründen der Himmelserscheinungen nahm die Weltuntergangsfurcht eher noch zu.

Großes Aufsehen erregte der Oxforder Profes-

or und Astronom Edmond Halley (1656 – 1742), als er 1705 für die Jahre 1758/59 die Wiederkehr des Kometen von 1682 voraussagte. Seine Berechnung der Umlaufzeit dieses Schweifsterns von 76,3 Jahren hat dafür gesorgt, daß das Gestirn zu seiner Ehre mit seinem Namen bedacht wurde. Unter den verschiedensten Kometen ist der Halleysche Komet eindeutig der bekannteste.

Ein Komet des Jahres 1744 mit sechsfachem Schweif war so hell und glänzend, daß er am hellen Tage ohne Fernrohr am Himmel beobachtet werden konnte.

Wir dürfen davon ausgehen, daß in einer Zeit ohne elektrisches Licht der nächtliche Sternenhimmel und seine außergewöhnlichen Erscheinungen wesentlich intensiver erlebt wurden als heute. Vor der Erfindung des Automobils hatten die Menschen auf nächtlichen Gängen zu Fuß die rechte Muße, den Sternenhimmel zu betrachten. Auch kannte man sich in den Sternbildern besser aus, weil man sich an ihnen orientieren konnte.

Manche Kometen waren von solcher Größe, daß man sie gar nicht übersehen konnte. Der Riesenkomet von 1843 hatte einen Schweif von 250 Millionen Kilometer Länge, während der von 1858 mit einer Länge von „nur“ 85 Millionen Kilometer am Sternenhimmel soviel Platz einnahm wie das Sternbild des Großen Wagens oder Bären.

Selbst in unserem Jahrhundert war die Kometenfurcht noch vorhanden. Der Halleysche Komet, der 1910 mit besonderer Ausdehnung und Pracht seine Bahn zog, erzeugte allgemeine Weltuntergangsangst. In Rußland verteilte man sogar noch Schutzbriefe, in denen der Komet verflucht wurde.

#### Vielleicht zu selbstverständlich?

Glücklicherweise können wir heute ohne Furcht das Naturschauspiel betrachten, sollten aber nicht überheblich auf diejenigen hinabschauen, die als Kinder ihrer Zeit keine andere Erklärung für Dinge wußten, die uns heute selbstverständlich sind, vielleicht sogar zu selbstverständlich.

## Zur Abrundung

Wir erinnern uns: Im vorigen Heft war unter der Anekdote „Das kleinere Übel“ die Episode mit dem Galgen dargestellt. Unser ständiger Mitarbeiter Eugen Gröner hat dazu bei Sebastian Blau die – wohl gut und gern 60 Jahre alte – gereimte Fassung gefunden. Hier ist sie:

En dr guete-n-alte Zeit  
hot emol em Schwobeländle  
so e liedrigs Lompe'männle  
wie-n-es heut no manche geit,  
älle Märkt ond älle Plätz  
duranander brocht, dear Fetz:  
Baure bschissa, Stadtleut a' g'schmiert,  
Wirt naglao ond Mädle a g'fühert,  
kurz ond guet ond wies so ischt,  
z'letschte hot ma'n halt verwischt.

Männle, ietz hot's dreizeh g'schlagla,  
iatzet goth drs a' de Krage!  
Älls ischt gricht, der Galge stoht:  
Baure', Stadtleut ond der Rot  
alles hot Maulaffe' foal,  
ond dr Henker schmiert schau s' Soal.  
D' Weiber bröllet en de Schurz,  
ond deam arme Sender wurd's  
-o, net zom Beneide.  
Ond dr Henker spuckt en d' Händ:  
„Sodele, noh wemmer g' schwend  
oan Taod mueß me' leide“ ...

Grad em schö'ste Henke dren  
schellet z'mol dr Büttel  
ond verkendt e' Mittel,  
wie dear Ma' se rette könn:  
Desmol wöll dr Rot nomohl  
feife grad sei lao, so sait'r,  
freile, Strof müe: sei, hoaf'ts weiter,  
s' wear deam Kerle sust wieder z'wohl.  
Neamed weisch ehm ebbes Baös,  
aber en dr Stadt häb's zemlich  
Mädle, ond se weare schemmlich,  
wemmas' it verlaös!  
Wenn'r dovo oane wöll,  
sei ehm s'Leabe g'scheekt,  
em andere Fall, ond des häbs schnell  
wear'r doch no g'hekt.

O geit des e' Druckete,  
O geit des a Schuckete –  
oane Kheit de ander om!  
Älle zupfet a se rom,  
a de Hoor, am Schurz, am Rock,  
do e Mäschle, selt an Bendel,  
do e Fältle, dört a' Lock ...  
Ond se krieget schiergar Händel,  
jede will ganz voarne na',  
jede will en Ma'!

Auswahl hot's für älle Gschmäcker:  
dicke, dürre, g'scheite, domme,  
saure, süße, grade, Kromme,  
aohne dicke Häls ond mit ...  
Suech dr' oane raus, du Schlecker,  
därst no sage, wele witt?

Aber dear, e' Kog, e wüester  
guckets a' und befzget druf:  
„Wa, vo deane alte Riester –  
nix wie nuf“.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Reinhard Caspers, Schulbergstraße 6,  
7247 Sulz-Mühlheim

Adolf Klek, Wolfsbühlstraße 6,  
7460 Balingen

(Nachtrag zum vorigen Heft:  
Stephan Link, Burgstaige 3, 7400 Tübingen)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Ein Bild aus längst vergangenen Tagen: so posierte man im Jahr 1909 vor der Kamera – hier in Ebingen.  
Foto: Stadtarchiv Albstadt

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen



Jahrgang 38

31. Dezember 1991

Nr. 12

Ein Jahrgang, der mit der Zeitrechnung geht, ist allemal ein besonderer Jahrgang, denn: seine Geschichte fällt mit den geschichtlichen Ereignissen direkt zusammen. Drum hier nun – quasi als Silvester-Beitrag – die Jahrgangsrede von Karl Maier zum 80er Fest vor elf Jahren ...

## Die Achtzigerfeier des Jahrgangs 1900

Von Karl Maier/Balingen

Vor den Teilnehmern und Teilnehmerinnen hielt Jahrgänger Karl Maier, Balingen, im Juni 1980, im Hotel Thum in Balingen eine Ansprache, die hier auszugsweise wiedergegeben wird. Achtzigmal haben wir, wie August Lämmle es einmal ausdrückte, mit dem Erdball die Sonne umfahren; achtzigmal haben wir den Frühling erlebt; achtzigmal die Hitze des Sommers ausgehalten, achtzigmal dem Gilben der Blätter zugeschaut und ebensooft die ersten und letzten Schneeflocken des Jahres wirbeln sehen. Diese achtzig Jahre waren ein immerwährendes Schauen und Erleben, ein Reifen und Vergehen, ein Begrüßen und Abschiednehmen. Sie schließen viele Freuden und Leiden, viele Erwartungen und Enttäuschungen ein. So bewegen uns heute viele Gedanken und Gefühle, die, oft im Widerspruch stehen unter sich, in uns aufsteigen. Wie lang war die Zeit und doch, im Rückblick, wie knapp.

Wir haben ein Alter erreicht, das vielen nicht vergönnt ist. Wir haben manchem Jüngeren ins Grab gesehen. Und mancher Altersgenosse, der mit uns das 60er-, das 70er- und das 75er-Fest feierte, ist heute nicht mehr unter uns. Es war uns vergönnt, alle Lebensalter zu durchlaufen: Die Frische der Jugend, die Kraft und Leistung des gestandenen Mannes und den nimmermüden Einsatz der Frau und Mutter, denn die Bedächtigkeit des reifen Alters und nun die Abgeklärtheit und Wehmut des Greisenalters. Gewiß wollen wir auch heute noch nicht zu den Vergeisten und Altersschwachen gehören. Aber wir, die wir selber schon ausgewachsene Männer und Frauen zu unseren Kindern zählen, die eine Enkelschar umschwärmt, manchmal lauter und kecker als uns zuweilen lieb und bekömmlich ist, wir, die wir uns teilweise schon mit dem Titel Urgroßvater und Urahne schmücken können, wir, so sage ich, können uns nicht mehr zu den Älteren, wir müssen uns zu den Alten zählen. Wir sind, da es die Bezeichnung nun einmal gibt, Greise und Greisinnen.

Das beweisen schon äußerlich unsere Weißhäupter und die mancherlei Beschwerden und Gebrechen, die uns fast täglich heimsuchen.

„D'r Reißmatteis, d'r Reißmatteis, der zwickt doch jeden zweiten Greis. Er zwickt ihn hier, er zwackt ihn dort und zwirbelt ihn an jedem Ort. Er läßt ihn auch bei Nacht nicht ruh'n. Viel läßt sich nicht dagegen tun.“

Nun sind wir aber nicht die Niemande, die man gänzlich abschreibt oder zum alten Eisen wirft. Der Staat, die Wirtschaft, die nehmen uns noch voll. Man hat indessen in den Rentnern und Pensionären einen willkommenen Markt entdeckt. Ihr Geld ist so rund wie das der Jüngeren. Mancher Kaffeehauswirt macht mit den älteren Damen bei ihrer Vorliebe für Kuchen und süßem Gebäck ein gutes Geschäft. Wer würde auch die vielen Viertele trinken, wenn die Stammtische der älteren Generationen nicht wären! Wir dürfen auch noch Steuern bezahlen; deshalb ist es richtig, daß bei der Wahl unsere Stimme so viel gilt wie die der anderen. Es gibt Leute, die uns den Führerschein wegnehmen wollen, nicht wegen des Alkohols, sondern wegen dem Alter, wo wir uns doch in weiser Beschränkung die notwendigen Zügel selbst anlegen. Manche stellen sich im Laden vor uns hin, weil sie meinen, daß wir viel mehr Zeit zum Warten haben. Das dulden wir nicht. Wir stehen aber gern zurück, wenn man uns höflich darum bittet. Jene Altersgenossin ist doch zu tadeln, die den schmalen Gehweg räumte, als ihr einige

übermütige Burschen die Worte zugerufen hatten: Oma, mach Platz!

Schließlich ist das Alter das Schicksal aller. Wir verzichten auch auf Ehrfurcht und besondere Berücksichtigung, außer wir wären gesundheitlich darauf angewiesen. Des Alters braucht sich niemand zu schämen, allerdings auch nicht zu rühmen. Es kommt jeder dran, wenn er nicht vorher abgerufen wird.

Und doch bei aller Länge, wie kurz war unser Leben! Es ist uns doch, als hätte uns die Zeit im Sturmschritt unter ihre Fittiche genommen. Und wie uns die Erinnerung in Gedankenschnelle an jeden Schauplatz unseres Lebens zurückführt, so scheint es uns, es sei alles im Sausemarsch vorbeigeflogen. Wehmütig blättern wir im Album unseres Lebens. Wir sehen uns im Kinderkleidchen, an der Hand unserer Mutter oder Ahnen den ersten Gang zur Schule wagen. Wir sehen uns bei Kinderfesten spielen. Wir haben Soldatenbilder. Mit mehr Teilnahme betrachten wir unsere Hochzeits- oder Familienbilder. Und nun gibt es auch Bilder, die uns im Kreise unserer Kinder und Enkel, vielleicht auch Urenkel zeigen. Wie schnell doch eins zum anderen kam. Wie schnell sind wir zu unseren Achtzig gekommen!

Der Dichter läßt Menschen am Himmelstor sagen: Macht nicht so viel Federlesen! Laßt mich nur herein: denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.

In einer Zeit der Kämpfe sind wir hineingeboren worden. Der Schule kaum entlassen, brach der Erste Weltkrieg aus, der unsere Jünglings- und Jungfrauenjahre verdüsterte und aus unseren Reihen die letzten Opfer forderte. Wir beendet unsere Ausbildung und traten in den Beruf. Da kam die unselige Inflation und nach kurzen Jahren des Verschlaufens kam die Zeit der großen Arbeitslosigkeit und politischen Verwirrung, die wieder in einen Kriege überging, der uns diesmal mit aller Schärfe traf. Wer überlebte, durfte nun seit 1950 bis heute, also drei Jahrzehnte, die vielleicht ungetrübteste Zeit erleben, die uns allerdings erst im vorgerückten Alter beschieden war. Es wäre allerdings ungerecht zu vergessen, daß es der Jugend gegeben ist, aus jeder Zeit das Beste zu machen und daß ihr Frohsinn schnell hervorbricht wie der Sonnenstrahl hinter der weichenden Wolke. Wir dürfen dabei getrost feststellen: viele Klippen hat unser Lebensschifflein mit und ohne unser Zutun umfahren. Die Stürme der Zeit haben es oft wild durchgeschüttelt, aber es hat sich immer wieder auf-

gerichtet. Un nun haben wir glücklich den Hafen der Achtzig erreicht. Das wollen wir am heutigen Tag dankbar vermerken.

Laßt uns nun von der Vergangenheit weg in die Zukunft blicken. Haben wir denn als Achtzigjährige noch eine solche? Nach dem bekannten Bibelwort „Und wenn's hochkommt achtzig Jahre“ sind wir am Ende. Doch sprechen uns die Versicherungsleute noch Lebenserwartung von sechs Jahren zu. Wir können also noch das 85er miteinander feiern. Nach den Gerontologen, den Altersforschern, müßten wir, allerdings ebenso durchschnittlich gerechnet, schon tot und begraben sein. Ein neugeborenes Mädchen besitzt eine Alterserwartung von 74 Jahren, ein Knabe gar nur von 68 Jahren. Demnach wären wir Jahrgänger schon zwölf Jahre und unsere Jahrgängerinnen wenigstens schon sechs Jahre unter dem Boden. Die Lebenserwartung schreitet immer noch fort.

Als wir halb so alt waren, lauteten die Zahlen 59 und 63 Jahre, als wir auf die Welt kamen nur 45 und 63. Wir erinnern uns, daß früher bei den kinderreichen Familien die Kindersterblichkeit sehr hoch war. Wir wissen, daß wir nicht unsterblich sind; aber nach den bisherigen Erfahrungen könnten uns noch einige brauchbare Jahrlein beschieden sein. Wer von Montag bis Freitag um elf Uhr vormittag den Stuttgarter Rundfunk einschaltet, hört in der Sendung „Sie wünschen, wir spielen“ viel vom hohen Alter, sogar die Stuttgarter, deren es freilich auch eine hohe Zahl gibt.

Es gibt Hundertjährige im Schwabenland. Nach den Berechnungen unserer Gelehrten stehen dem Menschen nach seiner geistigen und körperlichen Veranlagung ein Höchstmaß von 110 bis 120 Jahren zu. In Rußland starb ein Mann erst mit 168 Jahren, nachdem er bis zu seinem Tode in der Gärtnerei mitgearbeitet hatte.

Kehren wir nach diesem Spaziergang in Methusalems-Reich in die Wirklichkeit zurück! Wir wissen, daß es nicht auf die Zahl der Lebensjahre, sondern auf den Gehalt des Lebens ankommt. Im Stuttgarter Rundfunk vernimmt man nach den Glückwünschen für die Jubilare die stetige Redewendung „und vor allem Gesundheit“. Wenn uns ein hohes Alter als wünschenswert vorschwebt, so kann es nur ein gesundes, rüstiges Alter sein, nicht frei von Beschwerden, aber frei von Krankheit und Gebrechlichkeit.

Aber es gehört noch etwas dazu. Es ist eine Reihe von Jahren her, da hatte unsere Jüngste uns, ihre Eltern, bedauert, daß wir die bevorstehenden Lebensverbesserungen nicht mehr genießen dürften. Das mochte zu jener Zeit noch gelten. Heute hat die Tonart gewechselt, und wir bängen vor dem Schicksal unserer Kinder und Enkel mehr als um das eigene. Ich brauche die Nöte und Bedrängnisse unserer Zeit nicht zu nennen. Ein Blick in die nächstbeste Tageszei-



BILDER AUS ALTER ZEIT: Tailfingen im Jahr 1964 – Blick von Südosten mit Paulus-Kirche.

Foto: Stadtarchiv Tailfingen

tung genügt. Manchmal mag uns der Wunsch beschleichen, dieser trüben Gegenwart, die uns Alte in vielem auch nicht mehr versteht, zu entfliehen. Doch scheint es doch so, daß das Schicksal, das uns in der Jugend so gebeutelt hat, uns nun im Alter entschädigen will und uns zu später Stunde mehr Heiterkeit und Wohlergehen zumißt.

Aber flüchten wir wieder von der unsicheren Zukunft in die Gegenwart. Mahnung: „Der Mensch, das ist so seine Art, fühlt selten sich geborgen im Heute, in der Gegenwart, er strebt stets nach dem Morgen. Der Knirps ersehnt die Schule nur, der Schüler deren Ende, damit er nach dem Abitur den Weg ins Leben fände. Der Lehrling lernt, um frei zu sein. Und ist er dann Geselle, jagt er dem Meister hinterdrein und will an dessen Stelle. Verliebte leben nur der Zeit, daß sie sich endlich haben und sind gespannt auf ihren ersten Knaben. Das Kind ersehnt den Schulbeginn, der Vater seine Rente. So läuft das Leben schnell dahin. Die Zukunft setzt das Ende. Mag sein, das ganze ist ein Trick, doch wenn ich's richtig deute: Das Glück bringt nur der Augenblick, das Jetzt, das Hier, das Heute.“

Es ist doch ein wunderbares Gefühl, noch gebraucht zu werden und irgendjemand noch etwas sein zu können. Einmal kommt für jeden das große, endgültige Halt. Es findet uns umso gerüsteter, umso vorbereiteter und schmerzloser, wenn wir, so weit unsere Kräfte reichten, tätig gewesen sind, und unser Leben gelebt und erfüllt haben. Erinnern wir uns an jenen alten Russen, der wohl die Leitung seiner Gärtnerei, nicht aber die Mitarbeit in ihr aufgegeben hatte.

#### Nachtrag für die Heutigen

Mancher der diese Ansprache eines Achtzigjährigen des Geburtsjahres 1900 liest und wertet, wird einen gewissen historischen Abschnitt vermissen, der doch gerade der Zeitspanne von 1900 bis 1980 innewohnt. Er hat nicht unrecht. Kaum ein anderes Geschlecht hat eine solche Fülle von Entwicklungen und Veränderungen von Ereignissen und Eingriffen erlebt wie die Zugehörigen der Jahrgänge der Jahrhundertwende. Aber diese Erwähnungen hätten den Rahmen einer Feier gesprengt; sie sind den Älteren auch bekannt und unterliegen auch der persönlichen Wertung und politischen Haltung.

Zur Abrundung sei vor allem für jüngere Leser einiges nachgeholt.

Es ist erstaunlich: Aus dem Fruchtknötchen, in der Blüte kaum zu entdecken, lacht jetzt ein

rotbackiger Apfel vom Baum: von Tag zu Tag ist kaum eine Änderung zu bemerken. Ein Tag ist nichts, 80 Jahre umschließen eine Ewigkeit. Vor 1910, da holte man in meiner Heimat das Wasser noch am Brunnen. In der Stuben entzündete man abends – der Sparsamkeit halber erst bei Dunkelheit – die rußige Erdöllampe oder bei Ärmern die flackernde Kerze. Meine Ahne, bei der ich nach Großvaters Tod eine Zeitlang einquartiert wurde, gab es nur einen Klumpen geballter, dünner Kerzenschlinge. An den Wänden geisterten die Schatten und ängstigten den empfindsamen Knaben. Auf der schmutzigen Straße konnte man spielen, Kuhgespanne und Roßgefährte waren keine ernstliche Bedrohung. Der Wagen rasselte, und der Fuhrmann knallte.

Einmal fand ich mich im Winter zwischen zwei Pferdeleibern. Es machte nichts. Der Fuhrmann lachte und fitzelte mich mit der Geißel aus dem Engpaß heraus. Schlimmer war's, als mich am Steinbrücke ein Radfahrer überfuhr, dem ich in den Weg gesprungen. Es kostete den jäh unterbrochenen Familienspaziergang und zehn Mark Spitalgeld.

#### Die Anfänge der Technik

Da kam nun der Fortschritt. Die Wasserleitung, das Elektrische kam. Der trockene Strom aber unter großem Widerstand. Es schien den Leuten nicht geheuer und zu teuer. Das Geld war rar, auch wenn damals die Geldstücke blinkten. Meiner Frau zeigte damals ein Isinger Bauer ein Säcklein davon. Es hatte seinen Platz am Bettpfosten. Ein Fahrradbesitzer genoß besondere Achtung, wenn sein Stahlroß einen Freilauf besaß. Den anderen schlugen bei der Talfahrt die mitsausenden Pedale um die Beine. Man stieg mit ihnen von hinten auf das Fahrrad. Daimler Benz brachte die explodierende Benzinkraft unter die Haube. Ein Nachbar fuhr das erste Motorrad. Wenn es knatterte waren wir Buben zur Stelle. Der Fahrer brachte seine Maschine durch Anschieben und Mitlaufen in Gang und schwang sich in den Sattel des fahrenden Vehikels.

Wir jubelten, als die Stadt Rosenfeld vier Postkraftwagen für drei Linien erhielt. Ich kann auch heute den Vers mit den Namen der vier Wagenlenker aufsagen. Vorher fuhr die Postkutsche. Einmal nahm mich meine Mutter mit; die zum Zahnarzt nach Balingen reiste. Am Fuß der Geislinger Steige nach dem Gasthaus Maijoco mußten die Männer zur Entlastung der Postgäule aussteigen und zu Fuß weiter. Der Jubel beim auftauchen des ersten Zeppelins kannte keine Grenzen. Das Unglück von Echterdingen war ein entsetzlicher Schlag. Die ersten Flieger, wie

man Flugzeuge nannte, machten weniger Eindruck. Sie waren klein und flogen hoch, wie man es heute von Flugzeugen wünschen möchte. Es war die Zeit der Kaiser und Könige. In der Landeshauptstadt hob mich mein Vater einmal in die Höhe, daß ich den König sehen sollte. Ich sah ihn, wohl erkannte ich ihn aber nicht. Ich stellte ihn mir als strahlenden Helden in prächtiger Uniform vor. Diesen Anzug trug der Berliner Wilhelm, der unsere nur widerwillig!

Mein Vater war guter bürgerlicher Demokrat, aber seinen Wirtschaftssaal schmückten die Großbilder des Königs Wilhelm II und der Königin Charlotte. Damit sind wir bei der Politik angelangt, die uns in ihre eisernen Arme nahm und nicht mehr losließ. Ich würde heute noch in Nürtingen unweit des Torbogens des damaligen Lehrerseminars die Stelle finden, an der der öffentliche Ausrufer an jenem Augusttag im Jahre 1914 die Mobilmachung verkündete und den ersten Jahrgang zu den Fahnen rief. Ich war mir, obwohl erst vierzehn Jahre alt, des Ernstes der Stunde bewußt. Mir war klar, daß dies ein Wendepunkt nicht nur in meinem Leben, sondern im Leben der ganzen Welt war, und daß ab jetzt nichts mehr so sein würde, wie es vorher war.

Nach dem Schreck kam die Begeisterung. Das Seminar sandte seine Zöglinge – ohne Zeugnisse – in die Ferien, um die Bahn für den Aufmarsch der Truppe freizumachen. Ich traf meinen Vater auf der Treppe des Hauses. „Wenn e nau älter wär“, sagte ich nach der Begrüßung. „Warum?“ „No kennt e me ao freiwillig melde, wia de andere.“ Mein Vater sprach nur zwei Worte „O, Bua!“ Er war der Ältere und der Weitsichtigere. Später waren wir beide Soldat in Ulm. Das Seminar hatte uns national, nationalistisch erzogen. Wenn wir zum Turnen auf der Schreiber die Neckarsteige hinuntermaschierten, sangen wir schallend vom Gott, der Eisen wachsen ließ, und nach jedem Sieg ging's im Begeisterungsrausch um den Rand des Seminarhofes.

Aber dann, im Krieg und nach dem Krieg, nach dem Zusammenbruch all der Majestäten, kam bei mir und vielen das große Nachdenken und die Erkenntnis. Als ich dann später noch in jungen Jahren, das Glück hatte, die Hintergründe der wirtschaftlichen und politischen Vorgänge zu begreifen, da gewann ich ein festes Weltbild, das mich befähigte, in allen Stürmen und Anfechtungen fest zu bleiben und mich vor dem Bösen zu bewahren. Ich bin während meiner Kriegsgefangenschaft in Ägypten von 1945 bis 1947 oft mit dem nicht immer sauberen Hemd der arabischen Wüstensöhne in Berührung gekommen, aber dem Braun der Hitlerzeit immer entgangen.

Ich weiß, daß ich als Deutscher das allgemeine Schicksal der Deutschen mittragen muß und keine Sonderbehandlung zu beanspruchen habe und auch nicht beanspruche. Aber wir Standhaften dürfen, ja müssen unserer Stimme erheben, wenn die erneute Gefahr des Rückfalls droht. Und dann sollte unsere Stimme doch mehr gelten als die Meinung jener, die in den entscheidenden Jahren vor 1935 aus Gründen, die für sie kein Ruhmesblatt darstellen, zum Landes- und Menschenverderber überliefen.

#### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Eugen Gröner, Hofmannstraße 6,  
7460 Balingen

Stephan Link, Burgstaige 3, 7400 Tübingen

Karl Maier, Keplerstraße 22, 7460 Balingen

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Die Situation der kommunalen Finanzen im Raum Balingen zur Zeit des Zweiten Weltkrieges

Von Stephan Link, Tübingen

Was das Steueraufkommen betrifft, galt die Region Balingen/Ebingen/Tailfingen landesweit als verhältnismäßig kapitalkräftig. Im Jahre 1936 wurde im Kreis Balingen deutlich über ein Fünftel des gesamten Gewerbesteueraufkommens des Bezirks der Industrie- und Handelskammer Reutlingen erwirtschaftet. Von allen Städten im Kreis Balingen hatte Ebingen, über die gesamte Kriegszeit hinweg, das mit Abstand höchste Steueraufkommen. Aber auch die beiden Nachbarstädte Balingen und Tailfingen lagen mit ihren Steuereinnahmen immer oberhalb der Grenze, ab der sie in den Genuß von staatlichen Schlüsselzuweisungen gekommen wären. Bei diesen Schlüsselzuweisungen handelt es sich um nicht zweckgebundene Finanzzuweisungen des Staats an die Gemeinden, die nach zwei verschiedenen „Schlüsseln“, nämlich Einwohnerzahl und (mangelnde) Steuerkraft verteilt wurden.

Dabei bildete die Gewerbesteuer die mit deutlichem Abstand einträglichste Einkommensquelle für die drei Städte. Noch im Jahr 1942 entfielen bei einem Gesamtsteueraufkommen in Ebingen von 1 977 576 RM stattliche 1 532 974 RM auf die Unternehmensbesteuerung, das sind 77,5 Prozent der gesamten Steuereinnahmen. Kriegsbedingt sank der Gewerbesteueranteil im folgenden Jahr bei insgesamt leicht steigenden Einnahmen (2 049 798 RM) auf 72,5 Prozent des gesamten Steueraufkommens. Damit hatte Ebingen den höchsten Gewerbesteueranteil im Kreis Balingen. Kreisweit lag der Anteil der Unternehmensbesteuerung an den Gesamteinnahmen lediglich bei 69,0 Prozent im Jahr 1942. Im folgenden Jahr ging der Prozentsatz sogar auf 65,6 Prozent zurück.

Aus diesem Grund bereitete der Kriegsausbruch der Ebingener Stadtverwaltung besonderes Kopfzerbrechen. Schon Ende September 1939 wurde im Gemeinderat beschlossen, „der Erhaltung der Steuerkraft aller Betriebe (sei) die größte Aufmerksamkeit zu widmen“.

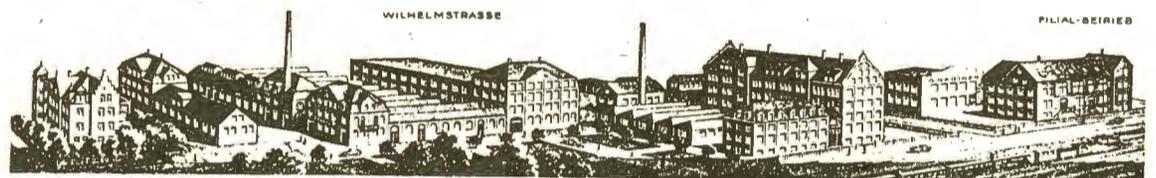
Als sich dann die ersten staatlich verordneten Betriebsstillegungen in der Trikotindustrie abzeichneten, wurde die Klage über die relativ einseitige Wirtschaftsstruktur der Stadt noch eindringlicher. Zudem sollte nach dem Willen des Gemeinderats „für die Zukunft (...) darauf gesehen werden, daß nach Möglichkeit andere Wirtschaftszweige hier angesiedelt werden“. Insgesamt entwickelten sich die Steuereinnahmen der drei größten Städte des Kreises Balingen in den ersten Kriegsjahren beständig nach oben. So stieg beispielsweise das Ebingener Steueraufkommen von 1 127 487 RM im Jahr 1938 auf einen Höchstwert von 2 157 206 RM im Jahr 1941, und dies obwohl die Gewerbesteuererträge aus der Textilindustrie der Stadt in diesem Jahr gegenüber 1940 stark zurückgegangen waren.

Offensichtlich konnte dieser Einbruch sowohl von der ortsansässigen Metallindustrie als auch von den ausgelagerten Betrieben ausgeglichen werden. Im folgenden Jahr gab es zwar einen leichten Steuerrückgang, der aber 1943 wieder größtenteils ausgeglichen werden konnte. Erst 1944 sackten die Steuereinkünfte der Stadt drastisch um 16,5 Prozent auf 1 711 519 RM ab. Nun waren offenbar auch die Verlagerungsbetriebe nicht mehr in der Lage, die in der heimischen Textilindustrie entstandene Lücke zu schließen.

Ähnlich, nur auf niedrigerem Niveau, verlief die Steuerentwicklung während der Kriegszeit in Balingen. Dagegen kam in Tailfingen der Einbruch schon früher. Wie die beiden anderen größeren Städte im Kreis erreichte Tailfingen im Jahr 1941 den Höhepunkt der Steuereinnahmen. Über 1,8 Millionen Reichsmark flossen in diesem Jahr aus den verschiedenen Steuerquellen in die Gemeindekasse.

Auch wenn hier der Einbruch bei den Gewerbesteuererträgen aus der Textilindustrie besonders drastisch gewesen sein muß, konnte dieser Rückgang doch wie auch in Ebingen zunächst noch durch die ausgelagerte Produktion von kriegswichtigen Betrieben ausgeglichen werden. Jedoch folgte im nächsten Jahr nicht nur ein leichter Rückgang, wie etwa in Balingen oder Ebingen, sondern ein massiver Einbruch: Nur noch etwas mehr als 1,3 Millionen Reichsmark wurden an Steuern bezahlt.

gens als einer der Gründe angegeben, weshalb eine namhafte Ebingener Trikotagenfirma geschlossen werden sollte. Es wurde dabei davon ausgegangen, daß Ebingen mit seiner besseren Mischung der Industrie eine solche Schließung im Hinblick auf die sich dadurch verringernenden Steuereinnahmen besser verkraften könnte als die ohnehin sehr stark durch Betriebsstillegungen belastete Nachbarstadt.



Das bedeutete, daß der Tailfinger Gemeinderat innerhalb eines Jahres einen Einnahmeverlust aus den Steuereinkünften von über 28 Prozent zu verkraften hatte. Auch im nächsten Jahr kam es nicht, wie in den beiden anderen Städten, zu einer Entspannung. Im Gegenteil, während dort die Menge der Steuereinnahmen wieder leicht anstieg, gingen sie in Tailfingen weiter zurück, zwar nicht mehr in dem Ausmaß wie im Jahr zuvor, aber doch noch einmal um über 6 Prozent. Auch im Jahr 1944 sanken die Steuereinnahmen nochmals um fast 18 Prozent.

Der Hauptgrund für den Steuereinbruch in Tailfingen dürfte in einem massiven Rückgang der Gewerbesteuer zu suchen sein, der durch die einseitige wirtschaftliche Struktur der Stadt verursacht wurde. Da gerade mit der Trikotagenindustrie die beherrschende Branche der Stadt im Verlauf des Krieges mit immer stärker werdenden Problemen wie etwa einem wachsenden Personal- und Rohstoffmangel zu kämpfen hatte, kam es in deren Folge auch zu einem starken Rückgang in den Steuereinkünften.

So wurde auch die einseitige Struktur Tailfin-

Schließlich verfügte Ebingen zusätzlich zu seiner umfangreichen Textilindustrie noch über bedeutende feinmechanische Unternehmen, deren Erzeugnisse teilweise sogar als kriegswichtig eingestuft waren. Diese Betriebe weiteten ihre Produktion während der Kriegsjahre teilweise beträchtlich aus, so daß die Steuereinnahmen aus der Trikotagenindustrie wirtschaftlich wenigstens etwas ausgeglichen werden konnten. Hinzu kam, daß nach Ebingen in noch größerem Maße als nach Tailfingen kriegswichtige Unternehmen aus den Ballungsräumen, besonders aus Stuttgart, ausgelagert wurden. Sie trugen mit dazu bei, daß der Rückgang der Gewerbesteuererträge in Grenzen gehalten werden konnte.

**Quellen:**  
 Stadtarchiv Albstadt:  
 - Der Alb-Bote 1933, 1934  
 - Der Wille 1935, 1939  
 - Stadt Ebingen, Gemeinderatsprotokolle 1939, 1941  
 Staatsarchiv Sigmaringen:  
 - WÜ, Bü 2775  
 - WÜ 65/4, Bü 2390, Bü 2711  
 Wirtschaftsarchiv Hohenheim  
 - A 7, Bü 91



FIRMA **AUGUST SAUTER**  
 Präzisions-Waagen-und Gewichte-Fabrik

# Balinger Stadtkirche vor mehr als 200 Jahren

Von Eugen Gröner/Balingen

Ein mehr als 200 Jahre alter Plan der Evangelischen Stadtkirche in Balingen hat sich gefunden. Er wurde gezeichnet von Johann Martin Jacoby, dem herrschaftlichen und städtischen Werkmeister im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Vermutlich war der Anlaß, ihn zu zeichnen, die Aufstellung der neuen Orgel auf der Westempore im Jahre 1767 und die damit verbundene Neuordnung der Sitzplätze auf dieser Empore.

Johann Martin Jacoby scheint ein bedeutender Mann gewesen zu sein. Im Familienregister des Kirchenregisteramtes ist er mit verschiedenen Berufen eingetragen: herrschaftlicher und städtischer Werkmeister, Bürgermeister (entspricht etwa dem heutigen Stadtkämmerer), Landwerkmeister. Er war kein Balinger, sondern ein „Reingeschmeckter“. Er ist geboren im Jahre 1720 in Coburg, das damals noch nicht zu Bayern gehörte, sondern Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Sachsen-Coburg-Gotha war.

Gestorben ist er am 8. 9. 1796 in Steinheim oder Stammheim. Wann er nach Balingen gekommen ist und wie lange er hier beschäftigt war, ließ sich bis jetzt nicht ermitteln.

### Ein zweiteiliger Plan

Der Plan besteht aus zwei Teilen. Teil A enthält die Sitzplätze des Kirchenschiffes, Teil B die Plätze der Emporen. Beide Pläne sind von Jacoby signiert, der Teil A im jetzigen Mesnerraum, der Teil B auf der Orgelempore. Beim Vergleich mit den heutigen Plänen ergeben sich überraschende Erkenntnisse. Zunächst der

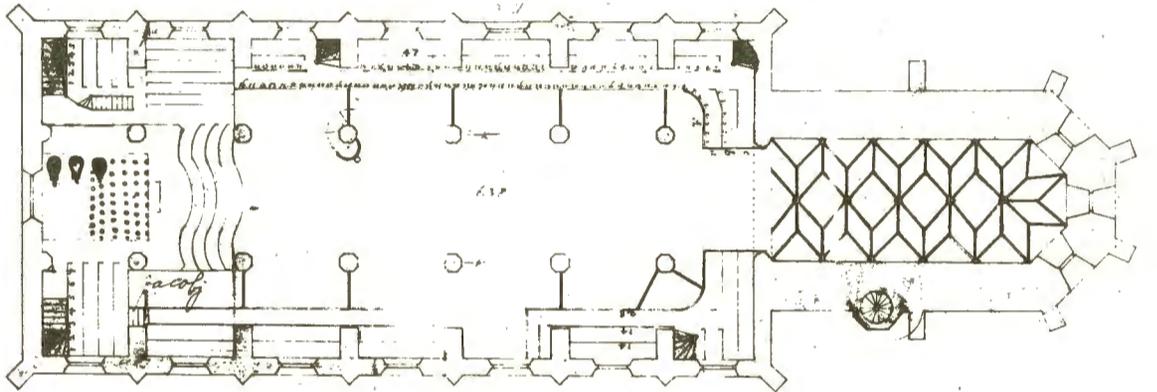
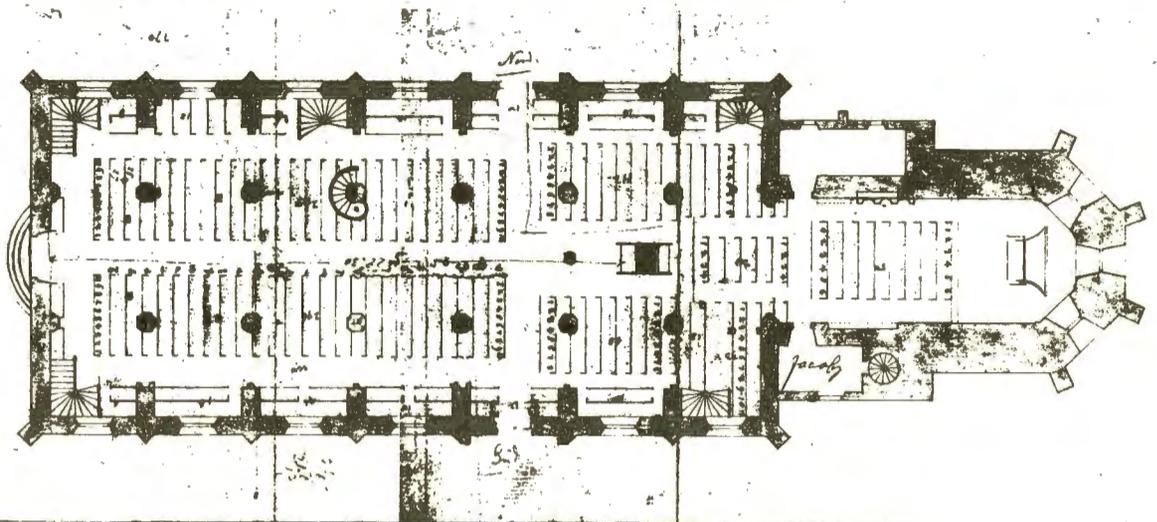
### Plan A:

1. Die Sakristei war nur stark halb so breit wie heute. Die Tür nach außen fehlte noch. Der an der damaligen Nordwand eingezeichnete Strebpfeiler läßt darauf schließen, daß die Sakristei früher ein Gewölbe hatte. Bei der Erweiterung der Sakristei im 18. und 19. Jahrhundert ist das Gewölbe vermutlich entfernt worden.

2. In der nordöstlichen Seitenkapelle war eine Wendeltreppe zur Empore. Diese ist noch heute zu erkennen, da das Mauerwerk hier ausgerundet ist und das große Maßwerkfenster ein wenig auf die Seite gerückt ist.

3. Die Kanzel steht noch an ihrem ursprünglichen Platz am dritten Nordpfeiler von Westen her. Erst 1913/14 wurde sie auf die Südseite versetzt. Der frühere Kanzelpfeiler ist noch heute

im unteren Teil rund, während alle übrigen Pfeiler achteckig sind.



4. Die Wand unter der Orgelempore fehlte, die Kirche war bis in den hintersten Winkel mit Sitzbänken belegt.

5. Hauptaltar und Taufstein standen schon damals nicht mehr unter dem Chorbogen, sondern waren in das Kirchenschiff hereingerückt. Hinter dem Hauptaltar waren schon damals mehrere Bankreihen.

6. Am Westportal war nur eine schmale Treppe.

### Teil B:

1. Auch auf der Empore war jeder Winkel mit Sitzplätzen ausgefüllt. Sogar links und rechts der Orgel waren Bänke aufgestellt.

2. Interessant ist, daß jeder Innenpfeiler mit dem entsprechenden Außenpfeiler mit einem

Unterzug verbunden war. Auf diesen Unterzügen ruhten die Emporen.

3. Die südliche Empore war nicht durchgehend, sondern in der Mitte unterbrochen. Der westliche Teil, gegenüber der Kanzel, war die „Herrenempore“, die durch eine im Jahre 1880 abgebrochene Außentreppe zu erreichen war. Hier saßen die „Herren“, die höheren Beamten von Stadt und Oberamt usw. 1880 wurde für diese Empore extra eine Innentreppe angebracht.

## Heimatkundliche Blätter

### Inhaltsverzeichnis 1991

Seite		Seite		Seite
	Die Schürze, ein Symbol der Weiblichkeit (Susanne Goebel)	770	(Walter Schnerring)	786
	Das Rebhuhn – Ein Kulturfolger – ein Verfolger der Kultur (Klaus Gollmer)	771	Bauvorschriften sind nichts Neues (Wolfgang P. Bernhard)	787
	Vor 60 Jahren: Tailfingen wird zur Stadt erhoben (Peter Thaddäus Lang)	774	Bloß keine Wasserleitung – das kostet Geld (Hermann Krauß)	788
	Vor 50 Jahren: Wie wir Gebirgsjäger wurden (Ludwig Kainz, Ludwigsburg)	775	Uhren auf dem Turm der Stadtkirche in Balingen (Eugen Gröner)	790
	Aus der Geschichte der Adlerbrauerei Balingen (Dr. Wilhelm Foth)	778	Der Müller von Zillhausen	790
	Die katholische Volksschule in Ebingen von 1891–1937 (Otto Klaiber)	780	Bloß keine Wasserleitung – das kostet Geld (2. Teil) (Hermann Krauß)	791
	Wie „Spindeliseppi“ zu seinem Namen kam (Wolfgang Pius Bernhard)	780	Die Ebinger Feuerwehr um 1930 (Otto Klaiber)	792
	Tailfingen: Die ABC-Stadt? (Dr. Peter Thaddäus Lang)	782	Allmende: einst notwendig – heute überflüssig (Gustav Rieber)	794
	Drei Meisterwerke der Kunst in Harthausen und d. Sch. (Rudolf Linder)	782	Wie Zucht und Sittsamkeit nach Lautlingen kamen (Dr. Peter Thaddäus Lang)	795
	Aus der Geschichte des Balinger evangelischen Kindergartens (Dr. Wilhelm Foth)	784	Balinger Kirchturm vor genau 450 Jahren vollendet (Eugen Gröner)	798
	Der Stuttgarter Maler aus Balingen		Altweibersommer – was ist das eigentlich? (Reinhard Caspen)	798
	Otto Jung: ein schwäbischer Lenbach?		Nikodemus Frischlin in seiner Zeit (Günter Cordes)	799
			Nikodemus Frischlin in seiner Zeit	802
			(Günter Cordes)	803
			Dem Balinger Heimatforscher Oberlehrer Louis Landerer zum Gedenken (Walther Dreher)	804
			Missionare brachten Fischzucht in den Norden (Reinhard Caspers)	805
			Vor 75 Jahren: Die „Blutmühle“ von Verdun (Dr. Peter Thaddäus Lang)	808
			„Arisierungen“ im Kreis Balingen (Stephan Link)	810
			Heiligenkalender/Namenkalender (Adolf Klek)	810
			Der Wilde Jäger brauste durch die Lüfte (Reinhard Caspers)	811
			Kometen im Laufe der Geschichte (Reinhard Caspers)	812
			Die Achtzigerfeier des Jahrgangs 1900 (Karl Maier)	814
			Die Situation der kommunalen Finanzen im Raum Balingen zur Zeit des Zweiten Weltkrieges (Stephan Link)	815
			Balinger Stadtkirche vor mehr als 200 Jahren (Eugen Gröner)	